

= THEIL II =

Die Reveille der Völker.

Ein Getreuer.

Um vier Uhr Morgens, am Donnerstag, den 13. October, donnerte eine kräftige Faust an das Thor des Konak's Ismaël-Pascha's, des neuen Gouverneurs von Smyrna, und der Klopfende verlangte den Einlaß.

Schlaftrunken und scheltend über den Lärmen erhoben sich die Wache habenden Khawassen und öffneten die Pforte, durch welche drei in Mäntel gehüllte Männer in den Hofraum schritten, der Eine das Gesicht in die Falten tief verborgen, Alle bis an die Zähne bewaffnet.

„Weckt zur Stelle den Gouverneur,“ sagte einer der Fremden; „Jani Katarchi will ihn sprechen.“

Die Khawassen und Tschokadars lachten.

„Du Jani? Mashallah, seht diesen Sohn eines Schweins! Meinst Du, Du könntest einem Moslem in den Bart lachen? Du bist ein Esel und Deine Väter waren Esel. Wir spucken auf ihr Grab und sprechen: Delhi der! es sind Tolle.“

„Jani,“ höhnte ein Anderer, „wird sich selbst in die Höhle des Löwen bringen? Woher kommt Ihr, daß Ihr solchen Koth redet?“

Da warf der Verhüllte den Mantel von sich und mit donnernder Stimme rief er:

„Ich bin Janos!—Geht!“

Zugleich legten alle Drei ihre Waffen auf das Pflaster des Hofes und standen ernst und unbeweglich da. In die Diener des Pascha's aber kam Leben, als sie diesen Mann sahen; der Schlaf und der Zweifel wich aus ihren Augen und sie beeilten sich, die seltsame Kunde ihrem Herrn zu bringen. In kurzer Zeit erschien der Kiaia-Bey,⁽¹⁻¹⁾ bald darauf der Gouverneur selbst.

Bis dahin hatte Janos auf keine der an ihn gerichteten Fragen geantwortet. Erst als Ismaël-Pascha, ein Moslem von strenger, Achtung gebietender Haltung, erschien, faßte er die Hand eines seiner Begleiter und ging mit diesem auf den Pascha zu. „Du hast diesem Manne versprochen, den jungen Griechen, der von Dardanelli aus auf Verlangen des Inglis-Consul in Deine Haft gebracht worden, freizugeben und unbelästigt ziehen zu lassen, wenn Janos, der Kameeltreiber, in Deine Hand gegeben würde. Wohl! Ich bin Janos und stelle mich selbst. An Dir ist es, Dein Wort zu halten.“

Der Pascha strich sich den dunklen Bart, indem er aufmerksam den so eifrig von ihm Verfolgten anschaute. Dann sagte er ruhig: „*Khosch dscheldin!*—Ihr seid willkommen!—*Dschidelim!* Laß uns gehen!“ und damit wandte er sich zur Thür des Selamlik und schritt voran, gefolgt von Janos und seinen beiden Ge-

fährten. In der großen Halle des Konak, die zugleich zu den Gerichtssitzungen dient, nahm der Pascha Platz auf dem Divan und lud die Fremden ein, ein Gleiches zu thun, indem er sie fortwährend als seine Gäste behandelte. Auf seinen Befehl erschien alsbald der Divan-Effendi⁽¹⁻²⁾ und setzte eine Schrift auf, des Inhalts: „Nachdem Janos, genannt Katarchi, Räuber und Wegelagerer im Gebiet des Paschalik von Smyrna, Seiner Hoheit dem Gouverneur Ismaël-Pascha seinen Leib zur freien Verfügung angeboten, wenn der in Haft Seiner Hoheit wegen Theilnahme an räuberischem Überfall und Brandstiftung befindliche Gregor Caraiskakis jeder Strafe frei und ledig entlassen werde, hat Seine Hoheit der Pascha diesen Vorschlag angenommen und ist darüber dieser Vertrag geschrieben und unterzeichnet worden.“

Der Räuber nickte, als die Schrift verlesen wurde, dann nahm er die von dem Schreiber ihm gebotene Feder und malte in rohen Zügen zwei sich kreuzende Messer darunter, als sein Zeichen, wobei er eine Abschrift verlangte, die der Gouverneur gleichfalls unterschrieb.

Von diesem Augenblicke an war Janos nach türkischer Sitte für drei Tage ein Gast in dem Konak des Pascha. Man brachte ihm alsbald Tschibuk und Kaffee und der Gouverneur unterhielt sich lange mit ihm über seine Thaten und die Mittel und Wege, auf welchen er bisher allen Nachforschungen entgangen war. Der Räuber erzählte offenherzig und mit einem gewissen Stolz seine Handlungen, hütete sich jedoch sorgfältig, Namen zu nennen, durch welche seine Anhänger in der Stadt compromittirt werden konnten. Er bat den Pascha, den Gefangenen Caraiskakis bis zur Beendigung seines eigenen Prozesses in Unwissenheit über das Geschehene und in Haft zu lassen, und im Fall im Laufe des Tages ein Knabe sich zeigen und nach ihm verlangen solle, auch auf diesen die Gastfreundschaft auszudehnen.

* * * * *

Wie ein Lauffeuer durcheilte am Morgen die Kunde von der That des berühmten Räubers die Stadt. Das Volk sammelte sich vor dem Thor des Konaks, und eine Menge der vornehmsten und reichsten Griechen Smyrna's besuchten ungescheut ihren Helden in seinem Asyl, jammerten über seinen Entschluß und hielten lange Unterredungen mit ihm. Janos bewegte sich unterm Schutz der türkischen Sitte unbehindert in dem Umkreis des Konaks und jeder seiner Wünsche wurde gleich einem Befehl erfüllt. Mehrmals ließ ihn der Pascha zu sich kommen, um ihn den neugierig zum Besuch eingetroffenen fremden Consuln zu zeigen, und Alle unterhielten sich voll Theilnahme mit ihm. Im Laufe des Tages hatte sich auch der Knabe Mauro eingefunden und bediente fortan seinen Herrn und Oheim.

Es ist ein eigenthümlicher Zug im orientalischen Leben, daß trotz des wüthenden Nationalhasses zwischen Türken und Griechen Beide heilig auf ein unter gewissen Bedingungen gegebenes Wort bauen. Ismaël-Pascha mußte die freiwillige Überlieferung des berüchtigten Bandenführers um so willkommener sein, als er sonst wenig Aussicht hatte, seiner habhaft zu werden. Denn ob schon er weit energischer als seine Vorgänger im Amte auftrat und es seinen Maßregeln auch bereits gelungen war, einen Theil der Bande des Janos von den Khawassen überraschen und niedermetzeln zu lassen, so zog sich doch ein weit drohenderes Ungewitter in der politischen Färbung zusammen, welche jetzt diese Banden anzunehmen begannen. In Smyrna, Sardes und Ephesus organisirten sie offen den Aufstand und suchten die Unzufriedenen an sich zu ziehen und die griechische Bevölkerung zur Erhebung der Waffen aufzureizen. Janos

galt zugleich als der verwegenste und gefährlichste Führer, und es war den Türken sehr wohl bekannt, daß gerade zu ihm die griechische Bevölkerung, als zu dem geeignetsten Leiter einer Empörung, aufsah.

Da, zu Anfang October, wurde plötzlich auf einem Dampfer der in Dardanelli an seiner Wunde krank gelegene Caraiskakis in Fesseln an den Gouverneur von Smyrna abgeliefert, indem den eben Genesenen mitten in seinen Nachforschungen nach der entflohenen Schwester und deren Verführer der dortige englische Consul durch die türkischen Behörden hatte verhaften lassen. Der Vice-Consul von Smyrna hatte—offenbar auf Veranlassung des Baronets, um ihn an der Verfolgung desselben zu hindern—eine Klage gegen ihn auf Theilnahme an dem räuberischen Überfall und dem Niederbrennen seines Landhauses erhoben.

Der Banditen-Chef schien seine Spione selbst im Konak des Pascha's zu haben, denn alsbald hatte er erfahren, daß der Sohn seines alten Herrn in dem türkischen Gefängniß lag und wahrscheinlich verurtheilt und in's Bagno nach Rhodus gebracht werden würde. Zwei Tage vor dem seltsamen Ereigniß, das jetzt alle Zungen von Smyrna in Bewegung setzte, war daher ein Fremder im Konak des Pascha's erschienen und hatte diesem das Anerbieten der Selbstauslieferung des Räubers gemacht. Wir haben den Fortgang der Verhandlungen gesehen.

Am zweiten Tage, als Janos nochmals zum Gouverneur gerufen worden, machte dieser ihm den Vorschlag, als Renegat in seinen Dienst zu treten und das Amt eines Khawaß-Baschi zu übernehmen, ein Posten, der—wie man in Frankreich und selbst in deutschen Ländern die Spitzbuben, Revolutionaire und sonstige anrühige Personen schon oft mit Erfolg zu Polizeibeamten gemacht hat—in der Türkei sehr häufig das Ende einer Räuberlaufbahn ist. Aber Janos verweigerte trotz aller Vorstellungen des ihm sonst drohenden Schicksals standhaft die Annahme des Vorschlags.

So verging auch der dritte Tag unter den Vorbereitungen, die der Pascha zu dem Gericht über den Räuber treffen ließ.

Am Nachmittag hielt Janos noch eine längere Unterredung mit mehreren angesehenen Griechen aus Smyrna und schien an diese seine Verfügungen getroffen zu haben. Als die Sonne im Westen in den prachtvollen Golf von Vurla verschwand und ihre letzten rothen Strahlen den Pagus färbten, traten die Khawassen des Pascha's zu Janos und seinen zwei Gefährten, die sein Schicksal theilen wollten, und legten ihnen schwere Fesseln an. Die drei Sonnen der Gastfreundschaft waren vorüber, die nächste sollte über dem Gericht aufgehen. Zugleich öffnete sich das Gefängniß des Konaks, die noch von dem schweren Krankenlager erschlaffte Gestalt Gregor's wurde herausgeführt und der Kiaia-Bey verkündete ihm seine Freilassung mit dem Bedeuten, daß er Smyrna spätestens am morgenden Tage zu verlassen habe.

Das Wiedersehen des Hellenen mit dem gefesselten Freunde seiner Kindheit war ergreifend. Er ahnte Nichts von dem heldenmüthigen Opfer des Räubers und glaubte ihn auf einem seiner Streifzüge von den Leuten des Gouverneurs gefangen, und mit keinem Laut verrieth der Bandit sein Geheimniß. Gregor warf sich—unbekümmert um das blutige Handwerk des Mannes—wie ein Freund in seine Arme und beklagte, des eigenen vergessend, sein Schicksal. Auf den ausdrücklichen Wunsch des Räubers hatte Ismaël-Pascha gestattet, daß der Freigelassene bis zur herannahenden Katastrophe in seiner Gesellschaft bleiben durfte, und Beide verbrachten die Nacht mit dem Knaben Mauro allein in der Zelle des Gefangenen.

Hier erst hörte Janos mit stummem Grimm die neue Entführung des Mädchens, das Duell des Griechen mit Sir Maubridge und die Quelle seiner Verhaftung. Aus seinem Munde dagegen erfuhr Caraiskakis, daß bereits am andern Morgen, noch ehe er selbst Smyrna verlassen werde, das Schicksal des Kleph-ten⁽¹⁻³⁾ entschieden sein würde. Janos täuschte sich keinen Moment über das- selbe und alle seine Worte hatten das ernste Gepräge des letzten Vermächtnis- ses an einen Freund vor dem schweren Gange zur Ewigkeit.

Seine Rede, der der Mann und der Knabe aufmerksam während der Nacht lauschten, athmete in jedem Laut den tiefen Haß des griechischen Volkes gegen seine Unterdrücker und Tyrannen. Sie mahnte Gregor an den Heldentod des Vaters, an die theuren Gelübde, die er der Befreiung seines Volkes und seines Glaubens beim Eintritt in den Bund der Elpis geschworen, und Mann und Knabe wiederholten das Gelöbniß eines nur mit dem Leben endenden Hasses und Kampfes gegen den Halbmond.

Erst gegen Morgen legte sich der Palikare zum Schlaf—es sollte der letzte sein, von dem er auf dieser Erde wieder erwachte.

Der Khawaß-Baschi—dessen Nachfolger zu werden er verschmäht—weckte ihn und führte ihn, begleitet von seinen beiden Genossen und Mauro, in die große Halle des Konaks, die für die öffentlichen Gerichtssitzungen diente. Hier waren bereits der Gouverneur mit seinen beiden Schreibern, sein Kiaia-Bey, der Kadi-Askar⁽¹⁻⁴⁾ Smyrna's und eine Anzahl Mollahs und Muftis⁽¹⁻⁵⁾ versammelt, desgleichen mehrere europäische Consuln und ein zahlreiches Publikum, meist Griechen.

Ismaël-Pascha präsidirte selbst der Gerichtsverhandlung und es wurden zahlreiche Zeugen vernommen, die sich theils selbst in der Gewalt der Wegela- gerer befunden, theils Freunde oder Verwandte mit schweren Summen ausge- löst hatten. Auch mehrere Mordthaten wurden dem Gefangenen nachgewiesen und der englische Vice-Consul beharrte gleichfalls auf seiner Klage wegen Ein- bruchs und Mordes. Das Antlitz des Räubers blieb kalt und theilnahmlos bei all den Anklagen und sich häufenden Beweisen; er versuchte mit keinem Wort, seine Thaten zu beschönigen, sondern beschränkte seine Vertheidigung einzig auf die Erklärung, daß er nur gegen die Feinde seines Glaubens und seines Volkes also gehandelt habe. Desgleichen weigerte er sich auch jetzt, die Namen seiner Zuträger und Freunde in Smyrna zu nennen und suchte möglichst alle Schuld von seinen beiden Gefährten ab und auf sich zu nehmen. Unter diesen Umständen konnte der Ausgang des Prozesses keinen Augenblick zweifelhaft sein und die Verhandlung wurde nach einer Dauer von kaum zwei Stunden ge- schlossen. Der Rath der Mollahs fällte das Urtheil, daß Jani—genannt Katar- chi—als überwiesener Mörder und Wegelagerer die Strafe von fünf Yataganhie- ben zu erleiden habe. Seine beiden Gefährten wurden zu lebenslänglicher schwerer Galeerenstrafe verurtheilt, und nachdem der Gouverneur das Urtheil bestätigt hatte, verkündete es ein Ausrufer von der Schwelle des Gerichtssaales und in den Gassen der Stadt.

In der Türkei folgt die Vollstreckung des Urtheils dessen Ausspruch gewöhn- lich auf dem Fuße, und von den Thauschis und Khawassen umgeben wurde der Verurtheilte alsbald zu seiner Zelle zurückgebracht, um sich in der kurzen Frist, die ihm noch gegönnt war, zum Tode vorzubereiten.

Eine rasche Vollstreckung des Urtheils hielt der Pascha um so nothwendiger, als sich bereits während der Verhandlungen unter der zahlreichen griechischen Bevölkerung Smyrna's eine große Aufregung kund gegeben hatte, die einen ge- waltsamen Versuch zur Befreiung ihres Helden und Palikaren fürchten ließ. Die

Besatzung Smyrna's war zur Zeit wegen der allgemeinen Truppensendungen nach Rumelien und zum Heer unter Selim-Pascha bei Tortum und Batum sehr schwach. Der Gouverneur ließ daher das Thor des Konaks schließen und befahl, die Hinrichtung im Hofe desselben vorzunehmen, während dergleichen sonst in den Straßen der Stadt zur öffentlichen Warnung zu geschehen pflegt. Es ist Gebrauch, die Leichname der Gerichteten eine Zeit lang am Ort der Hinrichtung liegen zu lassen, bis sie den Freunden oder Verwandten überlassen werden.

Als Janos in die Zelle zurückkam, verkündete sein Auge dem harrenden Freunde, den man wegen der Anwesenheit seines eigenen Anklägers nicht zum Gericht zugelassen hatte, das Bevorstehende. Obschon ein eifriger Feind des Glaubens des Propheten, hatte der Wegelagerer doch längst jene Gleichgültigkeit gegen das Leben angenommen, welche den Orientalen im Allgemeinen eigen ist, und er unterwarf sich dem Tode, als dem unvermeidlichen „Kismet“, mit einer Ruhe und Würde, welche das Erhabene seiner Aufopferung noch erhöhte. Er selbst beruhigte den Tiefschütterten und sprach ihm Muth ein, indem er ihm zugleich das Versprechen abnahm, für den Knaben Mauro zu sorgen und ihn zu seinem Rächer zu erziehen. Der Knabe selbst, der ohne eine Miene zu ändern, dem Gericht des Pascha's zugehört hatte, hielt stumm die Hand seines Oheims. Nur seine keuchende Brust und das wild, ja mörderisch flammende Auge, wenn es sich durch die offene Thür auf die Khawassen richtete, zeigte den Sturm leidenschaftlicher Gefühle in seinem Innern.

So war die Mittagsstunde heran gekommen, die bestimmte Zeit, und ein kurzer Trommelwirbel der aufgestellten Soldatenabtheilung verkündete den Beginn der furchtbaren Handlung.

Beim ersten Schlag der Trommel richtete sich der Räuber, der mit Gregor zum Gebet niedergekniet war, in die Höhe und schlug das griechische Zeichen des Kreuzes. Dann trat er auf den Mann zu, den er einst als Kind aus den Händen der Moslems gerettet und jetzt wieder von Schmach und Kerker mit dem eigenen Leben lösen wollte.

„Gregor Caraiskakis,“ sagte er ernst, „der dreieinige Gott mit seinen Heiligen und den seligen Geistern derer, die für das Kreuz gestorben, schaut auf uns herab in dieser Stunde. Auch Dein Vater ist unter ihnen und ich hebe meine Hand auf zu ihm und hoffe, daß er Fürbitte einlegen wird für meine Sünden, denn treu und fest zum Tode habe ich meinen Schwur gehalten, sein Blut zu retten und zu schützen.—Ich bin alt—mein Weg ging abwärts, der Deine hinauf—der morsche Eichbaum sinkt vor den drohenden Stürmen, der kräftige junge Stamm wird ihnen trotzen. Lebe wohl, Gregor Caraiskakis, und vergiß des gerechten Hasses nimmer, so wahr Dir und mir der Gott unserer Väter barmherzig sein möge!“

Die Gewehre der Wache rasselten auf dem Pflaster, die Khawassen traten in den Eingang der Zelle, als sich Gregor mit männlichen Thränen an die Brust des Verurtheilten warf. Auch über dessen braune Wangen rollte das feuchte Auge zwei Tropfen als letzten Scheidegruß an das Leben, dann riß er sich kräftig los.

„Sollen wir Weiber sein vor diesen Moslems in der Stunde des Todes nach einem Leben voll Kampf und Rache? Fluch und Haß ihnen bis zum letzten Hauch! Und Du, Knabe, der Du die Geschichte meiner Jugend mit erregtem Herzen angehört, wenn der Todesengel die Hand auf mich legt, gieb mir den Ruf mit hinüber, dessen Erinnerung so oft mir die Brust gehoben: Gott und die Heiligen!—Chios und Tschesme!“ Der Knabe drückte ihm krampfhaft die Hand—

keine Thräne stand in dem dunkel glühenden Antlitz des Kindes—als Gregor's Blicke auf dieses fielen, schämte auch er sich des Schmerzes und starr und finster nahm er die andere Hand des Räubers, der in ihrer Mitte ruhig und stolzen Blickes hinaus schritt in den Hof.

Wo der Türke den Henker macht, sind der Vorbereitungen wenige nöthig—das furchtbar-feierliche Gepränge, das bei uns die Akte der menschlichen Gerechtigkeit umgiebt, ist dort gänzlich unbekannt.

Am Fenster des Selamlik stand der Pascha, umgeben von seinen Offizieren und ruhig seinen Tschibuk rauchend. Wachen der Redifs hatten das Thor und die Ausgänge besetzt, in der Mitte des Hofes bildeten die Khawassen und Tschauschis einen weiten Kreis, in dessen Innerm die beiden zur lebenslänglichen Galeerenstrafe verurtheilten Gefährten des kühnen Räubers standen; neben ihnen, in kurze braune Mäntel gehüllt, die zwei Khawassen, welche das Amt des Nachrichters versehen sollten. Hierher wurde Janos geführt—noch ein Händedruck und der Mann und der Knabe mußten am Eingang des Kreises zurückbleiben.

Mit festem Schritt betrat der Klephte die Mitte, während die letzten Genossen seines wilden Lebens sich trotz der Fesseln an ihren Gliedern auf ihn stürzten und seine Hände und Kleider mit Küssen bedeckten. Die Tschauschis rissen sie von ihm und auf einen Wink des Khawaß-Baschi knieete der Räuber, das Zeichen des Kreuzes schlagend, auf den Boden nieder, indeß einer der Tschauschis seine gefesselten Hände schnell auf dem Rücken zusammen band.

Ein letzter Blick—ein letzter Gruß—streifte Gregor, den Knaben, die treuen Genossen, die ihrem Führer zum Kerker gefolgt waren, und das schöne Licht der Sonne! „Gott und die Heiligen!“

Die helle Stimme des Knaben rief es schneidend in den stillen Kreis—die beiden Khawassen neben dem Knieenden warfen die kurdischen Mäntel ab—in ihren Händen blinkten die schweren Yatagans mit dem bleigrauen Glanz der ächten Klingen. Ein letztes Zeichen des Baschi's, die Trommel wirbelte und der Eine der Khawassen führte den ersten Streich.

Das Urtheil der fünf Yataganhiebe ist nur eine Formel—die Henker der Türkei sind ihres fünften Hiebes sicher. Vier Mal hob sich der Yatagan und fiel auf den Nacken des Klephten, kaum die Haut blutig ritzend, dann sprang der Khawaß zurück und der Zweite im selben Moment herbei.

„Rache für Chios!—Flammen von Tschesme!“

Der schrille Ruf der Knabenstimme übergellte laut den Trommelwirbel und das Zischen des Hiebes—weit von dem Nacken rollte das Haupt auf den Boden hin. Krampfhaft öffnete und schloß sich der Hals, Ströme von Blut ausspritzend—dann fiel der Leib des Gerichteten schwer vorn über zur Erde.

Durch den Kreis der Khawassen, der sich rasch löste, brach der Knabe Mauro und warf sich mit wildem Geschrei auf den blutenden noch lebenswarmen Körper seines Schützers und Verwandten. Der kühne Trotz war gebrochen, die leidenschaftliche griechische Natur machte sich geltend in ihrer vollen Heftigkeit, und Schrei auf Schrei durchgellte die Luft, vermischt mit wilden Klagen und Verwünschungen gegen die Moslems.

Neben ihm und der Leiche knieete Gregor Caraiskakis im stillen Gebet. Ohne sich um die Thränen und Verwünschungen zu kümmern, nahmen die blutigen Diener der türkischen Justiz das Haupt des Gerichteten und befestigten es auf einer eisernen Spitze über dem Thor. Zugleich wurden dessen Pforten geöffnet und das Volk strömte unbehindert in den Hof und zur Richtstätte.

Der Pascha hatte sehr richtig gerechnet, die Vollziehung des Urtheils hob jede Gefahr auf und brach die Aufregung des Pöbels. Wohl erging sich derselbe in Geschrei und bitteren Verwünschungen, indeß auf solche achtet der Türke nicht; in der Türkei herrscht unbedingte Redefreiheit, und wo der Haß und der Schmerz Worte findet, wird er selten zur That.

In dem Gebet an der Leiche des Getreuen störte Caraiskakis eine Hand, die sich auf seine Schulter legte, eine Stimme sagte ihm leise:

„Im Namen und Auftrag Jani's des Palikaren soll ich Euch mit mir führen von dieser Stätte, die Euch Gefahr droht. Ich habe gelobt, für Eure Sicherheit zu sorgen.“

Als Gregor emporschaute, sah er einen alten Mann in dem fliegenden schwarzen Gewand der Armenier vor sich. Fast willenlos gehorchte er der Aufforderung und erhob sich. Er sah, wie ein anderer Mann den Knaben Mauro an die Hand nahm und folgte dem Unbekannten, nachdem ihn dieser versichert hatte, daß für die passende Beerdigung der Leiche bereits gesorgt worden.

Sein Führer geleitete ihn durch die Gassen der Türkenstadt zu dem fränkischen Quartier und hier in eines der Häuser, deren Hof bis an's Ufer des Meeres stößt. Hier wurde ihm eine kurze Erholung gegönnt, und da er jede Erfrischung von sich wies, bestiegen die Vier alsbald ein Boot, das sie zu dem auf der Höhe des Hafens ankernden Lloyd-Dampfschiff führte, das binnen zwei Stunden seine Fahrt nach Constantinopel fortsetzen sollte.

Der Greis in armenischer Kleidung hatte für Paß und Passagierbillet gesorgt—Alles schien bereits vorbereitet. Auf dem Verdeck nahm der Alte die Hand des Griechen und führte ihn an eine einsame Stelle des Bollwerks, von der sie hinüberschauen konnten zu der ausgedehnten Stadt.

„Ich bin Ihr Landsmann und Glaubensgenosse, Herr,“ sagte er, „und habe dies Gewand nur angelegt, um weniger beachtet zu werden. Mein Auftrag ist erfüllt und ich habe Ihnen jetzt nur noch wenige Worte zu sagen und Einiges zu übergeben. Wenn auf Ihrer ferneren Laufbahn Ihr Gedanke oder Ihr Blick zu jener Stadt zurückkehrt, dann erinnern Sie sich, daß dort ein Grab ist, das für Sie geöffnet worden. Janos, der Kameeltreiber, ist für Sie gestorben, und diese Schrift, mit seinem Lebensblut bespritzt und nach seinem Befehl von der Brust seiner Leiche genommen, wird Ihnen Kunde davon geben. Janos war von uns zu hohen Dingen bestimmt, er hat uns auf Sie verwiesen, als jünger und geeigneter für den großen Kampf, der sich bereitet. Wir wissen, daß Sie mit Ihren Brüdern der Elpis angehören und nie im Kriege gegen unsere Unterdrücker nachlassen werden. Was Janos besaß—kein Tropfen griechischen Blutes, kein Para griechischen Geldes klebt daran—hatte er bei uns niedergelegt und zu einem Vermächtniß für Sie bestimmt, auf daß Sie es im Kampfe für unsere heilige Sache und zur Verfolgung Ihres Feindes verwenden mögen. Die Griechen der Hetärie von Smyrna haben das Fehlende hinzugethan, und ich überliefere Ihnen hier 100,000 Piaster in drei Wechseln auf Constantinopel, Varna und Odessa. Möge der heilige Demetrius Sie schützen und segnen, Sie und diesen Knaben.“

Er reichte dem von der unerwarteten Kunde zu Boden Gedrückten die Hand, wehrte die stürmischen Fragen des Griechen zurück, ihn auf den Knaben verweisend, und bestieg die Barke, die ihn nach Smyrna zurücktrug.

Das war es, was Gregor Caraiskakis dem Freunde am Morgen nach der blutigen That an Paduani erzählte, indem er ihm zugleich das heilige Dokument seiner Befreiung zeigte. Eine finstere, entschlossene Ruhe, ein noch strengerer Ernst, als er schon früher stets gezeigt, schien sich über das ganze Wesen des

Griechen gelagert zu haben, ganz gegen die Gewohnheiten seiner Nation. Nur zuweilen funkelte sein dunkles Auge, und in dem Strahl desselben schien ein unheimlich Leben zu kochen und zu walten.

Gleich ihm stumm und verschlossen zeigte sich auch der Knabe, Alles beobachtend was er hörte und sah, und fast nie von der Seite seines neuen Schützers weichend. Er schien bereits alle Gefühle und Neigungen des Kindesalters von sich geworfen zu haben.

* * * * *

Beide waren am Tage vorher mit dem Dampfschiff von Smyrna angekommen und hatten in einer der hintern Straßen von Pera Quartier gefunden. Gregor hatte gehofft, in den Kaffeehäusern am Campo eine Kunde von dem Doctor zu erhalten, da er, schon verhaftet, dessen letzte Nachricht in Dardanelli nicht mehr empfangen hatte. Auch ihn fesselte der schöne Abend im träumerischen Sinnen bis zur Mitternachtsstunde, und so war er zufällig auf dem Heimweg der Retter des Freundes geworden.

Mit Recht glaubte er in Constantinopel zunächst am sichersten die Spur des Briten Maubridge und seiner Schwester erforschen zu können, und wollte deshalb hier einige Zeit verweilen. Für Welland, der eine immer innigere Zuneigung zu dem Griechen empfand, war dies eine sehr willkommene Nachricht, und er versprach, ihn nach Kräften in seinem Forschen zu unterstützen.

In der That gelang es ihm auch, und zwar durch Baron Ölsner, welcher zufällig den Griechen bei ihm getroffen, schon in den nächsten Tagen zu erfahren, daß Sir Maubridge sich längere Zeit in Constantinopel aufgehalten hatte und dann nach Varna gegangen war, um das türkische Lager zu besuchen. Eine Gewißheit, ob er diesen Weg allein oder in Begleitung einer Dame gemacht, vermochten auch die reichen Hilfsquellen des Barons nicht zu ermitteln, jede Spur von Diona schien verschwunden.

Dagegen bemerkte Welland mit Erstaunen, daß sich alsbald ein sehr vertrautes Verhältniß zwischen dem Baron und seinem Freunde entsponnen hatte. Er traf wiederholt den Erstem in der Wohnung Gregors und Beide in eifrigem Gespräch, das bei seinem Erscheinen abgebrochen wurde. Auch machten sie häufig Gänge, zu welchen er nicht abgeholt wurde.

So waren mehrere Tage vergangen, als an einem Morgen ein Brief im Welland's Wohnung abgegeben wurde, welcher ihn, mit dem geheimnißvollen Zeichen versehen, dem er zu gehorchen sich verpflichtet hatte, aufforderte, zu einer späten Stunde des Nachmittags an der Fontaine Mahmud's I. sich einzufinden.

Es ist dies ein Bauwerk, das Welland seiner eigenthümlichen Schönheit und Arabesken-Architektur wegen schon oft bewundert hatte, ein viereckiges hohes Gebäude mit plattem, aber hervorragendem und von einem Geländer umgebenem Dach, dessen weiße Marmorwände von eingehauenen Devisen und Sprüchen aus dem Koran bedeckt sind. Der Bau erhebt sich mitten auf dem Markt von Tophana und spendet nach allen Seiten hin den umlagernden Menschen und Thieren köstliche erfrischende Labung. Der Deutsche hatte erst kurze Zeit hier geharrt, als er die hohe soldatische Gestalt des Mannes auf sich zukommen sah, den wir als Bewohner der Herberge im Malthesergäßchen mit der Benennung „General“ gefunden haben. Beide schienen bereits Bekannte und grüßten sich als solche, der Arzt mit einiger Befangenheit.

„Das ist schön, daß Sie pünktlich sind, Doctor,“ sagte der General, „nachdem ich Sie so lange ohne Nachricht gelassen. Indessen die Zeit ist da, wo Ihre Thä-

tigkeit in vollen Anspruch genommen werden soll. Sie werden wissen, daß ein Courier bereits die Nachricht von dem Beginn des Angriffs an der Donau gebracht hat.“

„Ich habe gehört davon.“

„Ihr Gesuch um Anstellung beim Seraskiat ist unterstützt und ich hoffe, Sie werden eine Stelle unmittelbar im Gefolge des Muschirs erhalten. Vorerst aber sollen Sie uns hier einige Dienste leisten. Haben Sie Ihr Besteck bei sich?“

Der Arzt bejahte.

„So haben Sie die Güte, mich zu begleiten.“

Der General führte ihn zum Ufer und miethete dort einen vierrudrigen Kaïk, der sie schnell über den Bosphorus zur asiatischen Seite trug, und auf Befehl des Generals an dieselbe Wassertreppe in Kandili, an welcher in der Nacht des 21. die Khanum Omer's zu der geheimnißvollen Unterredung gelandet war.

Die Diener führten Beide in ein Zimmer des Erdgeschosses und brachten Kaffee und Pfeifen; bald darauf verließ der General das Gemach und den Doctor darin allein. Nach kurzer Zeit kam ein Diener, der Welland zu folgen bat und ihn in ein mit europäischem Luxus eingerichtetes Zimmer des obern Stockwerks führte. Hier fand er den General wieder in Gesellschaft des Hausherrn, der ihn höflich sich zu setzen einlud.

Auf seinen Wink entfernte sich der Diener und die Drei waren allein.

„Doctor,“ begann nach einer kurzen Pause der General, „ich habe Sie hierher gebracht, weil der Herr hier, einer unserer Freunde, mich ersucht hat, ihm einen zuverlässigen europäischen Arzt zuzuführen, dem er bei einem traurigen Geschäft vertrauen kann. Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern, daß Ihr Eid Ihnen unbedingten Gehorsam auferlegt, und Sie wissen bereits, daß ich einer Derer bin, die ihn zu fordern haben. Aber ich theile Ihnen zugleich mit, daß von Ihrem Benehmen und Ihrer Willfährigkeit Ihre Zukunft und Ihre künftige Stellung in diesem Lande abhängen wird, die leicht Ihre kühnsten Hoffnungen und Wünsche übersteigen dürfte. Die Sache, um die es sich handelt, ist jedoch ernster Natur und—es werden starke Nerven erfordert, davor nicht kindisch zurückzubeben.“

„Und was ist meine Aufgabe dabei?“

„Das werden Sie später erfahren. Vor allen Dingen handelt es sich um Ihr Schweigen und Ihre Bereitwilligkeit.“

„Das Schweigen,“ entgegnete Welland ernst, „wäre die Pflicht des Arztes, selbst wenn ich ohnehin nicht durch meinen, Ihnen, Herr General, bekannten Eid gebunden wäre. Was meine Bereitwilligkeit betrifft, so werde ich meine Kunst oder meine Thatkraft nie verweigern, wo es irgend mein Gewissen und meine Ehre gestatten.“

„Wir verlangen weder die Prüfung Ihrer Ehre, noch Ihres Gewissens,“ sagte herrisch der General, „sondern einfach Ihren Gehorsam, und haben Mittel in Händen, denselben zu erzwingen.“

Welland richtete sich mit männlicher Festigkeit auf, der Hausherr selbst aber kam dem Ausbruch eines Streites zuvor und faßte beruhigend die Hand des Offiziers.

„Überlassen Sie mir die Sache,“ sagte er vermittelnd; „ich glaube, ich kann die Angelegenheit diesem Herrn, da wir seiner einmal bedürfen, von einem Gesichtspunkt darlegen, der sein Gewissen beruhigen wird.“

Der Doctor verbeugte sich erwartend.

„Sie dürfen,“ fuhr der Effendi fort, „die Dinge und Vorgänge, denen Sie bei-zuwohnen berufen sind, natürlich nicht von dem Standpunkt der europäischen

Einrichtungen und Civilisation beurtheilen. Sie befinden sich hier in der Türkei, einem, ich gestehe es zu, noch ziemlich wilden Lande, in dem das Leben und das Blut eines Menschen fast werthlose Dinge sind. Die Sache, um die es sich hier handelt, ist, einen überwiesenen Verbrecher, der nach türkischen Gesetzen unbedingt den Tod verdient, in einer höchst wichtigen, für das Wohl und Wehe des ganzen Staates wesentlichen Angelegenheit zum Geständniß der Helfershelfer und der Mittel seines Verraths zu zwingen. Bis hierher, werden Sie zugeben, sind wir, auch nach europäischen Begriffen, vollkommen in unserm Recht.“

Der Arzt verneigte sich zustimmend.

„Bei Ihnen,“ fuhr der Moslem fort, „verliert man viel unnütze Zeit mit geistigen Daumschrauben—bei uns wendet man ein anderes Mittel an: die wirklichen. Es existirt bei uns noch die Tortur, von der ich mir habe sagen lassen, daß sie früher bei allen christlichen Völkern Europa's in Gebrauch war und selbst jetzt noch von der aufgeklärtesten Nation, den Engländern, häufig in ihren Besitzungen in Indien angewendet wird. Ich wiederhole es, bei Völkern, die sich noch auf einer Stufe der Cultur befinden, wie das meine, sind grausame und blutige Strafen und Mittel nicht zu vermeiden.“

Welland schwieg—er konnte dem gewandten Unterhändler nach Allem, was er bereits in diesem Lande erfahren hatte, nicht Unrecht geben.

„Der Dienst, den wir von Ihnen verlangen, besteht nun darin, einer solchen nothwendig gewordenen Tortur im Nebenzimmer beizuwohnen und sie wissenschaftlich in der Art zu überwachen, daß Sie nach dem Puls der verurtheilten Person das Stadium angeben, in dem wirklich Lebensgefahr eintritt. Ich bemerke Ihnen, daß, wenn die Person bekennt, sofort inne gehalten und ihr selbst alle weitere Strafe geschenkt werden soll.“

Der Deutsche war bleich geworden bei dem schrecklichen, mit solcher gleichgültigen Ruhe ihm gemachten Vorschlag. Dennoch fühlte er, daß er als Arzt und in der eigenthümlichen Stellung, in der er sich befand, schwerlich sich der schaurigen Pflicht entziehen könne. Den blutigen grausamen Sitten des Landes mußte der Widerwille des menschlichen Gefühls sich beugen.

„Der Verbrecher ist wirklich zum Tode verurtheilt?“

„Ich gebe Ihnen mein Wort und schwöre es Ihnen auf den Koran, die Person muß des begangenen Verbrechens halber sterben, das Geständniß ist ihre einzige Rettung. Ich wünsche sie zu retten—aber—sie muß bekennen, es muß sein, und wenn jedes Glied ihr stückweis vom Leibe geschnitten werden sollte!“ Der Fanatismus des Orientalen durchbrach bei dieser Drohung den falschen Firniß der pariser Tünche, das Auge des vornehmen Mannes flammte wie das des Tigers. „Unsere eingeborenen Ärzte sind Esel und zu Nichts zu brauchen, darum wenden wir uns an Sie, den hier und, wie ich höre, mit der türkischen Sprache Unbekannten, denn dies ist, bei der Wichtigkeit des Staatsgeheimnisses, eine der Bedingungen. Selbst wenn die Person halsstarrig ist und von der Tortur stark mitgenommen werden sollte, kann Ihre Kunst dazu dienen, ihre Wiederherstellung zu sichern. Jetzt ersuche ich Sie, zu erklären, ob wir auf Ihre Begleitung rechnen dürfen? Bedenken Sie wohl, die Folterung geht vor sich in jedem Fall, auch ohne Sie! Ihre Weigerung raubt der Person die Aussicht auf Rettung.“

Der Arzt fühlte, wie der Blick des Generals drohend und finster auf ihm lag; er empfand ganz das Furchtbare seiner Lage und der Wahl. Nach einem kurzen Kampf sagte er endlich:

„Ich bin bereit!“

„Ihr ewiges Schweigen ist sicher—was Sie auch erblicken, welche Geheimnisse Sie zufällig auch erfahren mögen?“

„Sie haben mein Wort!“

„Wohl, so ist unsere Verhandlung geschlossen. Das Dunkel des Abends beginnt sich auf den Bosphorus zu senken, in einer halben Stunde können wir abfahren.“ Er klatschte in die Hände. „*Cave Smarla!*“

Die Diener traten sofort ein und Welland schauderte bei der Ruhe, mit welcher seine beiden Gesellschafter trotz der Gedanken an die bevorstehende furchtbare Scene den unvermeidlichen Kaffee und Tschibuk nahmen.

Die Sterne blinkten am Himmel, und Ufer und Stadt waren bereits in das rasch einfallende Dunkel gehüllt, als der Exminister erklärte, daß es Zeit sei, und alle Drei am Wasserthor der Villa den harrenden Kaïk bestiegen, der sie mit der Strömung rasch zum Goldenen Horn führte. Hier bogen die Ruderer auf einen Befehl des Herrn zur Serailspitze, umfuhren dieselbe und landeten auf der Seeseite an einer Pforte, die aus der rings das Serail umgebenden Mauer zum Wasser führt. Eine Wache stand an der Thür und öffnete dieselbe auf ein Loosungswort des Ministers zum Eintritt.

Der General hielt seinen türkischen Freund hier zurück.

„Ich glaube, Hoheit,“ sagte er mit einem gewissen Schauer, der Welland nicht entging, „es wird nicht nöthig sein, daß ich das Seraï mit betrete. Mein Geschäft ist hier beendet, Doctor Welland wird seine Pflicht thun und—gerade heraus, ich bin Soldat, aber weder Arzt noch—Moslem. Das Resultat erfahre ich morgen aus Ihrem Munde.“

Der türkische Staatsmann lächelte.

„Thun Sie ganz nach Ihrem Belieben, General,“ sagte er, „ich habe den Doctor, und das ist vorläufig genug. Mein Kaïk steht Ihnen zur Disposition. Auf Wiedersehen morgen.“

Er faßte Welland's Hand und zog ihn durch die Pforte.

Obschon die Erwartung der Scene, die kommen sollte, das Gemüth des Deutschen einnahm, konnte er doch nicht gleichgültig sein gegen die historischen Erinnerungen, die sich ihm bei dem seltsamen Eintritt in diesen geheimnißvollen Ort aufdrängten, den Europa noch immer mit einer gewissen Scheu betrachtet und dessen Namen es mit dem Begriff reizender und furchtbarer Geheimnisse verknüpft. Jetzt sind es freilich nur noch die Erinnerungen, welche diese Mauern mit dem Schleier aus Tausend und Einer Nacht, mit Glanz und Purpur, und Gold, mit all' der orientalischen Wunderpracht und den Schatten blutiger Historie umweben—der Glanz des Thrones, das Geheimniß reizender Odaliskinnen ist verschwunden, seit Mahmud seine Residenz aus diesen Mauern verlegt hat. Jetzt leben hier, von den Eunuchen und Kapidschis⁽¹⁻⁶⁾ bewacht, nur noch die abgedankten Kadinnen und Odaliskinnen des Harems des verstorbenen und gegenwärtigen Großherrs, und in den weiten äußern Räumen und Gebäuden einige Würdenträger des Reichs mit ihrer eigenen und einem Theil der Dienerschaft des Sultans. Dennoch ist das Seraï-Burnu auch jetzt noch nicht ohne seine tief umschleierten Geheimnisse, und bei Lebzeiten der Sultanin Valide, die hier ihren Wohnsitz hatte, spannen sich von hier aus gar oft die wichtigsten Fäden der Geschichte des Reichs.

Durch den rings die Gebäude umgebenden, mit hohen Cypressen und Platanen besetzten, sonst aber öden und wüsten Garten führte der Minister den Arzt zu dem gegenüber liegenden Eingang. Links zur Seite blieben die großen Ställe des Sultans, die für 1000 Pferde Raum haben, rechts der Kiosk des Padischah, zum Bosphorus hin, auf Bogen gebaut mit vergoldeten Kuppeln; in einiger Ent-

fernung der Stadt zu liegt ein zweiter, die Aussicht auf den Hafen gewährend. In dem erstern hielten sich früher während des Tages gewöhnlich die Herrscher mit ihren Weibern und Stummen auf. Die Kais um das Serail sind mit Artillerie ohne Lafetten besetzt, die meisten Geschütze in der Höhe des Wassers. Bei den öffentlichen Festlichkeiten und das Ende des Ramazan verkündend donnert diese Artillerie, unter der sich die große Kanone befindet, durch welche nach der Sage Babylon gezwungen ward, sich an Sultan Murad zu ergeben. Ein anderer, von der Historie bewahrter Mörser befindet sich in der Ecke des ersten Hofes—in ihm sollen die aufrührerischen Ulemas zu Tode gestampft worden sein.

Das Serai-Burnu wurde von Mahomed II. erbaut und bildet auf der Landspitze zwischen dem Horn und dem Marmorameer eine Art Dreieck, dessen längste Seite sich zu der Stadt hin erstreckt, nach welcher sich auch die Thore und Höfe des Zugangs befinden. Es ist ein Conglomerat von zu verschiedenen Zeiten je nach der Laune der Sultane und Sultanas erbauten Gebäuden der verschiedensten Bestimmung, in deren Innern zum Theil alte orientalische Pracht, das heißt Vergoldung und Stuckatur, eingelegte Arbeiten in Gold und Azur, Marmorbecken, Bäder und Springbrunnen, die unbesorgt auch im ersten Stockwerk angebracht sind, noch vorhanden ist.

Die Eintretenden schienen erwartet zu sein, denn zwei Kapidschis traten alsbald zu ihnen und gingen vor ihnen her bis zu einer zweiten, in die Gebäude sich öffnenden Thür, an der wieder zwei Schwarze die Wache hielten. Hier übernahm ein harrender Eunuch, in bunte schreiende Farben gekleidet, ihre Führung und geleitete sie durch einen kleinen Hof und verschiedene gewundene Gänge, in deren Richtung Welland ganz irre wurde, zu einem hell erleuchteten Divan-Hane, in der an den Wänden mehrere schwarze Slaven standen, der Sprache und der Mannheit beraubte Geschöpfe, willenslose Werkzeuge der Willkür ihrer Gebieter.

Hier mußte Welland auf einen Wink seines Begleiters sich niederlassen, während dieser durch einen Vorhang in das anstoßende Gemach verschwand.

Alles war Schweigen um ihn her—ein unheimliches Schweigen schon während des ganzen Ganges durch das weitläufige Gebäude. Das dauerte auch hier lange Zeit, bis er endlich eine leise flehende Stimme in einiger Entfernung zu vernehmen glaubte—schaudernd, denn er fühlte, seine Aufgabe begann jetzt.

Er lauschte—doch nur einzelne Laute drangen zu ihm herüber, dazwischen klang es zuweilen wie eine scharfe, kräftige Frauenstimme, zuweilen auch glaubte er die seines Begleiters in einzelnen Worten zu vernehmen. Dann war wieder Alles still—die menschlichen Bildsäulen um ihn her rührten sich nicht. Plötzlich wurde der Vorhang gehoben und der Minister trat heraus, sein schönes Gesicht war bleich, das Auge funkelte zornig und der Mund war wie in festem Entschluß zusammengekniffen.

Ohne Laut winkte er dem Arzt, ihm zu folgen.

Welland betrat ein zweites großes Gemach—fensterlos, nur von einer Lampe düster erhellt—aber leer—kein Bewohner zu sehen. Im Hintergrunde öffneten sich durch schwere Vorhänge geschlossen zwei Thüren.

Zu der rechts führte ihn der Effendi und hob den Vorhang; das Gemach war dunkel, nur aus Spaltenöffnungen der einen Seitenwand schienen einzelne helle Lichtstrahlen hervorzubrechen. Als sein Auge sich an das Dunkel gewöhnt, sah er, daß sie durch die Öffnungen eines Vorhanges kamen, der in dicken schweren Falten einen Eingang zum Nebengemach schloß.

Nach dieser Seite geleitete ihn der Moslem und deutete ihm an, sich auf den Divan niederzulassen. Dann hob er ein Tuch von einem Gegenstand, der unter den Falten des doppelten Vorhanges hervor auf den Divan gestreckt war, und bedeutete ihm, denselben zu fassen.

Der Arzt legte die Finger darauf—es war eine warme Menschenhand—die Weiche der Haut, die zarte, volle Form zeigte ihm eine Frauenhand, die in der seinen zuckte, offenbar jenseits des Vorhanges durch eine Einzwängung des Armes in dieser Lage festgehalten.

„Lassen Sie mich fort, Herr, das ist ein Weib, um keinen Preis der Welt mag ich Theilnehmer der Handlung sein, die sich hier vorbereitet.“

Der Minister drückte ihn zurück auf den Sitz.

„Schweigen Sie, und thun Sie Ihre Pflicht,“ sagte er mit verhaltener dumpfer Stimme, „oder Sie sind selbst das Opfer. Die Personen hinter jenem Vorhang sind nicht gewohnt, mit sich spielen zu lassen. Weib oder Mann, das Verbrechen ist dasselbe, eben so die Strafe. Hier ist die Klingel, mit der Sie ein Zeichen zu geben haben, wenn die äußerste Gefahr eintritt—doch nur dann!—Sie wissen, was allein hier Rettung bringen kann.“

Ehe Welland sich fassen, ehe er antworten konnte, war sein Führer verschwunden, er hörte das Gemach von Außen durch einen Riegel verschließen.

Wieder trat einige Augenblicke tiefe Stille ein, dann erklang durch die Falten des Vorhanges ein tiefer stöhnender Seufzer.

Er hatte die Hand der Unglücklichen gefaßt, sie war weich und sanft und mußte einem noch jungen, vielleicht so schönen Wesen angehören. Er drückte sie leise zum Zeichen, daß eine theilnehmende Seele in ihrer Nähe sei.

Der Seufzer schien ein Echo zu wecken; ihm war, als vernähme er ihn wiederhallen in dem dunklen Gemach, in dem er selbst sich befand, dicht neben sich.

Aber er hatte keine Zeit, darauf zu achten!

Ein leichter Kohlenrauch schien durch die Spalten des Vorhanges zu dringen und gleich darauf zuckte die Hand scharf in der seinen—

Die Marter hatte begonnen!

Ein brandiger Geruch wie von verkohlendem Fleisch zog durch die Luft, rascher und krampfhafter wurde das Zucken der Hand.

Er hörte im Nebengemach das Flüstern mehrerer Stimmen, dann eine lautere Frage, ein Stöhnen zur Antwort—er entnahm daraus, daß der Unglücklichen ein Knebel den Mund verschloß.

Sie mußte durch ein Zeichen verweigert haben, Antwort zu geben, denn der Brandgeruch dauerte fort und verstärkte sich.

Kalter Schweiß perlte über die Stirn des Arztes—zehn Mal wohl griff die Hand nach der Schelle, um das Halt gebietende Zeichen erschallen zu lassen, aber die Vernunft sagte ihm, daß es der Dulderin nur einen kurzen unnützen Verzug bringen werde.

Er ließ die Hand los und begrub das Gesicht in die seinen.

Da störte ihn ein heiseres tückisches Lachen, und ein tiefes jammerndes Wimmern folgte—dem wiederum jenes seltsame Echo neben ihm zu antworten schien.

Er faßte rasch nach der Hand, sie war krampfhaft geschlossen—er fühlte, daß die Leidende in heroischem Trotz gegen die Martern kämpfte. Sein Finger suchte den Puls—er schlug rasch und wogend, aber noch immer kräftig.

Ein wildes Kreischnen der Wuth schien eine verneinende Geberde der Leidenden zu erwiedern, dann kam der herrische Befehl einer Weiberstimme. Er ver-

nahm die seines Führers dazwischen sprechen, aber der Befehl wurde gleich heftig wiederholt. Plötzlich fühlte er die Hand und den Arm, so weit er vor ihm lag, krampfhaft erbeben und ringen, wie als wollten sie sich gewaltsam befreien—minutenlang dauerte diese schreckliche Bewegung—eine grauenhafte, entsetzliche That schien auf Armeslänge von ihm vor sich zu gehen, und rasch faßte seine Hand die Klingel, um auf jede Gefahr hin der Marter ein Ende zu machen.

Da streckten sich der Arm und die Hand—das wilde Ringen hörte auf, mehrere Personen schienen um die Gemartete beschäftigt, die Frauenstimme sprudelte Verwünschungen aus, wie er nach einzelnen ihm bereits verständlichen Worten zu schließen vermochte. Darunter hörte er wiederholt die Benennung: Moskaw. Eine zweite Frauenstimme mischte sich d'rein und zugleich die des Effendi, dann schwieg der Lärmen und eine schwache, selbst in ihren gebrochenen Tönen noch süße Stimme sagte einige Worte.

Wiederum fragte der Effendi dazwischen.

Die Stimme sagte noch Einiges—dann stockte sie und verstummte endlich ganz. Die Frage wurde dringend wiederholt, auch die Weiberstimmen mengten sich hinein—

Welland glaubte dazwischen, dicht neben seinem lauschenden Ohr ein lateinisches Gebet—das Ave murmeln zu hören. Er spannte alle Nerven an, um zu hören, sich zu überzeugen—

Todtenstille!

Zwei Worte, schneidend, befehlend, unterbrachen sie.

Diesmal schien der Henker es verschmäht zu haben, den Knebel der Leidenden erst wieder einzuzwängen. Ein Nerven und Mark erschütternder Ton wie von zermalmenden Knochen—zugleich ein herzerreißender, wilder Schrei, ein zweiter—Welland ließ wie wahnsinnig die Klingel ertönen, aber die gellende Stimme eines Befehls fuhr dazwischen und Schrei auf Schrei erscholl fort in ersterbendem Jammer. Mit beiden Händen hatte der Deutsche die Vorhänge gefaßt und riß die befestigten gewaltsam auseinander: das schreckliche Schauspiel bot sich jetzt seinen zornfunkelnden Blicken dar.

Auf einem Ruhebett dicht an seiner Seite, lang ausgestreckt und befestigt, lag die nackende, kaum über den Hüften mit einem Tuch bedeckte Gestalt einer jungen, selbst in der Entstellung des Schmerzenskampfes noch reizenden Frau. Aschblonde, wild umherfallende Haare umgaben das blasse Gesicht, aus dem die schwarzen halbgebrochenen Augen auf ihn emporstarrten.

Wer sie gesehen, die junge, reizende Odaliske, als sie vor wenig Abenden noch an der Brust des Großherrs ruhte, Liebe spendend und empfangend—Mariam, die Beneidete des Harems, die Gebieterin des Gebieters in drei Welttheilen—wer hätte ahnen mögen das schreckliche Schicksal, das ihr der finster schleichende Haß bereitet!

Die Anklage auf dem gefundenen Brief hatte ihr Ziel nicht verfehlt, der Großherr hatte die Geliebte aus seiner Nähe verbannt.

Aber ahnte er wohl, während er im selben Augenblick vielleicht in den Armen Nausika's, der verlockenden Tochter des Rächers von Chios, schwelgte, ahnte er wohl, wie verstümmelt der süße Leib, der sein Lager getheilt, in den Zuckungen grausamer Schmerzen sich wand?

Nimmermehr!

Ein Blick genügte dem Arzt, die furchtbare Marter zu ermessen, die das zarte Weib mit Heldenmuth ertragen hatte. Von den halb verkohlten Fußsohlen stieg noch der widrige Geruch empor, die Mitte der Brust zeigte ein tiefes Brandmal,

in dem noch die dunkle Asche der verglühten Kohle lag. Die zwei schwarzen Henker—Stumme mit teuflisch grinsenden Mienen, die dem Winke ihres Meisters gehorchten, der in der Mitte des Gemachs an einem Tandur die Eisenzange glühte, von schrecklichen Instrumenten umgeben—an der Seite der Unglücklichen stehend, waren eben mit jener einfach höllischen Maschinerie beschäftigt, dem Knebel, der zwischen Holzstücken die Gelenke der Glieder zermalmt. Auf dem Divan gegenüber, Furien, der Hölle entstiegen, saßen in ihre Yaschmaks verhüllt, zwei reichgekleidete türkische Frauen, in den Augen grausamen teuflischen Triumph; in kurzer Entfernung von ihnen mit finstern bleichem Gesicht, wie einer furchtbaren Nothwendigkeit gehorchend, der türkische Würdenträger, die Feder, in der Hand, das Papier vor sich auf dem Schooß, um die Geständnisse der Unglücklichen aufzuzeichnen.

Mit einem Sprung war der deutsche Arzt über das Schmerzenslager der Gemarterten hinweg, und schleuderte die schwarzen Henkersknechte zur Seite. Sein flammender Blick scheuchte den Tschannador zurück, der zum Handjar im Gürtel griff.

„Mörder, blutdürstige Mörder, die Ihr seid!—Seht Ihr nicht, daß diese Frau stirbt in den wahnsinnigen Martern, die Ihr derselben bereitet?“

„Nieder mit dem Giaur! schlägt ihn zu Boden!“ schrie die Eine der Frauen den drei Verschnittenen zu, doch der Effendi warf sich zwischen sie und vor den Arzt.

„Haltet ein, Sultana! Dieser Ungläubige wird das Weib vom Tode retten, und Du weißt, daß dies nothwendig ist. Ihr Tod könnte uns doppeltes Verderben bereiten.“

Sein Befehl wies die Henker aus dem Gemach, nach einigem Widerreden fügten sich auch die Frauen, ihnen zu folgen, während Welland bereits mit der Unglücklichen, Bewußtlosen beschäftigt war und sie zum Leben zurückzurufen suchte. Zum Glück hatte er eine jener kleinen tragbaren Apotheken bei sich, welche die Ärzte auf Reisen mit sich zu führen pflegen; ein flüchtiges Salz regte die Lebensgeister der Gemarterten wieder auf, und er versuchte alsbald einen Verband auf ihre Wunden zu legen.

Seine Erfahrung belehrte ihn jedoch bald, daß das Leben des armen Wesens in höchster Gefahr schwebte und ihre Kraft immer mehr ermattete. Um ihr wenigstens Ruhe zu sichern, bedeutete er energisch den Effendi, welcher besorgt an dem Lager stand, die Kranke müsse wenigstens einige Stunden ungestörte Ruhe haben und er selbst werde bei der auf's Äußerste Gefährdeten wachen. Nach einigem Zögern fügte sich der Staatsbeamte mit der Erklärung, er wolle im Vorzimmer bleiben. Der Vorhang der Thür fiel hinter ihm, Welland befand sich mit dem Opfer grausamer Verfolgung jetzt allein.

Er betrachtete wehmüthig, schmerzlich das schöne blasse Gesicht mit den in Lethargie geschlossenen Augen, auf das der Todesengel bereits seine grauen Schatten zu verbreiten begann. Die Wunden und Verletzungen, die das Mädchen empfangen, waren allerdings nicht absolut tödtlich, aber ihr ganzer innerer Organismus schien so verletzt, so zerrissen, daß er den Leiden schwerlich zu widerstehen vermochte. Was konnte dies junge schöne Wesen gethan haben, das eine so grausame Strafe nöthig machte? was konnte das schwache Mädchen mit den Geheimnissen wichtiger Reiche zu thun haben?

Er hatte sie mit einem Teppich bedeckt und saß im schmerzlichen Nachdenken an ihrer Seite, ihren Puls in seiner Hand.

Da erklang wieder der stöhnende geheimnißvolle Seufzer, den er schon früher gehört und für das Echo des Schmerzensrufs der Dulderin gehalten hatte.

Diesmal überzeugte er sich, daß er sich geirrt, daß der jammernde Laut von einem andern Wesen kommen mußte.

Sie schien ihn gleichfalls gehört zu haben, denn ihre Augen erschlossen sich, erst irrten sie starr umher, dann fielen sie mit dem Verständniß und dem Ausdruck des Dankes auf den Arzt, und einige Momente nachher schienen sie ihm zu winken und auf den zerrissenen Vorhang zur Seite nach dem Nebengemach zu deuten.

Er sah, wie die Leidende sich anstrengte, zu sprechen, und beugte den Kopf an ihre blassen Lippen. Er hörte endlich, wie diese in französischer Sprache flüsterten:

„Rettung!—dort!“

War denn noch ein unglückliches Wesen in der Nähe, das seiner Hilfe bedurfte? Er zog rasch sein Taschenfeuerzeug hervor, zündete das Endchen Wachlicht an und stieg über das Lager hinweg in das Gemach, in dem er so eben die furchtbare Scene miterlebt hatte.

Unfern von seinem Sitz, an den Polstern des Divans, regte und bewegte sich ein dunkler Knäuel—er hob den bedeckenden Teppich hinweg—ein schwarzes Weib lag dort am Boden, zusammengeschnürt gleich einem leblosen Bündel, den Knebel im Munde.

Ihre großen Augen starrten ihn an mit unbeschreiblichem Ausdruck! Mit einigen raschen Schnitten seiner Lanzette hatte er die Bande gelöst und die Mohrin sprang elastisch mit der Schnellkraft der Jugend empor und stürzte sich dann, wie eine Tigerin auf ihr gefährdetes Junges, auf die bleiche Gestalt der Gepeinigten.

Kaum vermochte Welland, rasch hinzuspringend, sie davon abzuhalten, sich auf die Leidende zu werfen, und zugleich das Jammergeschrei zu ersticken, das auf ihren Lippen schwebte und das unfehlbar die Würger auf's Neue herbeigerufen hätte. Mit Zeichen machte er ihr die Gefahr, die sie bedrohte, so gut als möglich begreiflich. Sie verstand—sie hatte das Leiden der Gebieterin ja wenigstens mit dem Sinn des Gehörs mitempfunden—einem Ballen gleich zur Seite geworfen, um, wenn das Schicksal der Herrin entschieden war, wahrscheinlich als unnütze und gefährliche Last in den Fluthen des Bosphorus begraben zu werden.

Es war eine herzerreißende Scene für den Arzt, als sich die Schwarze mit all' dem leidenschaftlichen Wahnsinn des Volkes heißer Zone bald am Schmerzenslager der Herrin das Haar raufte, bald sich vor ihm niederwarf, die Hände zu ihm emporgestreckt, wie um Rettung flehend für die Sterbende.

Und das Alles ohne Laut—stumm, still—aller Schmerz, alle Angst und Pein in die leidenschaftlichen Geberden zusammengepreßt!

Jeder allzu hörbare Laut wäre Tod gewesen—selbst die Gemarterte schien dies zu empfinden und zu fürchten.

Ihre Augen suchten wieder den Arzt und riefen ihn herbei.

„Bei dem Kreuz des Erlösers, an das ich glaube wie Du, Fremdling, beschwöre ich Dich, rette das Mädchen hier; der Mund einer Sterbenden muß durch sie eine Botschaft senden, die mit meinem Leben erkaufte ist.“

Welland starrte sie an—wie sollte er helfen, befreien, hier, in den Mauern des Serails, unter den Augen von hundert Wächtern?—er blickte rathlos umher.

„Dort—dort—das Fenster zum Meer!“—ihr Auge deutete zum Seitengemach—zum dritten Male betrat es der Arzt und schaute prüfend und vorsichtig umher. An der entgegengesetzten Wand befand sich der Kiosk, Fenster ringsum, mit dichten Jalousieen geschlossen. Es gelang ihm, eine zu öffnen, durch das ver-

goldete Holzgitter schaute er hinaus, dicht unter ihm lag das Meer, der Pavillon reichte bis nahe an die Mauer, die das Serail und seine Gärten auch von der Seeseite einschließt. Er strengte alle seine Kräfte mit aller Vorsicht an und es gelang ihm, einen Theil des Gitters ohne merkliches Geräusch mit seinem Dolchmesser herauszubrechen—als er den Kopf aus der Öffnung streckte, bemerkte er zu seiner Freude, daß eine Flucht wenigstens in die öden Gärten möglich war, denn wilde Weinreben schlangen sich um die Bogen und Pfeiler, die den abgelegenen Pavillon trugen, fast bis über die Fenster hinauf.

Als er zurückkehrte an das Schmerzenslager Mariam's, sah er die Mohrin neben der Herrin knien, das Ohr auf ihre bleichen Lippen geneigt, die leise dringende Worte zu ihr zu sprechen schienen. Aber die Schwarze schüttelte heftig den Kopf, gleich als verweigere sie, um was die Herrin sie flehte. Da röthete sich deren blasses Gesicht, das ersterbende Auge schien in Drohung zu funkeln, zwischen den Brauen faltete sich die Stirn und die keuchende Brust sandte harte, heftige Worte, dem Arzt unverständlich, wie die ganze Unterredung, über die zuckenden Lippen.

Die Sclavin beugte das Haupt, große Thränen rollten aus ihren Augen und sie faltete im stummen Gehorsam die Hände über die Brust. Als nun Welland herantrat und leise verkündete, daß der Weg zum Versuch der Flucht geöffnet sei, stürzte die Schwarze nochmals am Lager ihrer Herrin nieder und bedeckte ihren Leib und ihr Antlitz mit Küssen. Dann—die Hände noch ein Mal flehend gegen den Arzt ausstreckend und auf die Kranke deutend, verschwand sie in dem dunklen Gemach. Welland sah sie einer Schlange gleich durch die Öffnung des Fensters schlüpfen und verschwinden.

Athemlos horchte er auf jedes Geräusch—nur der Schlag seines eigenen Herzens ängstigte ihn—die Flucht schien gelungen!

Als er, um den Verdacht so lange wie möglich aufzuhalten, den Teppich des Vorhanges wieder möglichst geschlossen und zurück sah auf die Kranke, schien eine tiefe verklärende Freude sich über ihr Gesicht ergossen zu haben.

Ihr Mund flehte leise zu ihm auf: Beten! Der Mann, der seit Kurzem Gefahr und Tod in krassen Zügen um sich gesehen, der der blutigen Bestimmung des Krieges entgegen ging, sank an dem Lager des mißhandelten sterbenden Mädchens—das er zum ersten Male im Leben sah—in die Kniee, und leise murmelnd strömten über seine Lippen die Gebete der Kindheit.

Wie lange hatte er nicht gebetet, wie lange hatte der Dämon des Zweifels und der stolzen Freigeisterei seinen Sinn in Fesseln geschlagen, ärger als der krasseste Aberglaube! O, wie wohl that es ihm jetzt, glauben und beten zu können so recht aus vollem Herzensgrunde für ein vergehendes Leben, am Sterbelager der fremden Odaliske.

Er sah, wie über ihr Antlitz die Schatten des Todes bleicher und bleicher zogen—er sah das ersterbende Auge sich umflogen mit den ewigen Geheimnissen des Jenseits. Mit einer letzten Anstrengung hob sie die unverletzte Hand gegen ihn empor, streifte einen Ring von ihrem Finger und preßte ihn krampfhaft in die seinen—eine Gabe der Erinnerung. Er fühlte den Puls des Lebens schwächer und schwächer sich verlieren—immer weiter zum Herzen hin—und faltete seine Hände über den ihren. Dann hob sich die Brust noch ein Mal hoch, über die Lippen quoll im Todesseufzer der Name Abdul, des Großherrn Name, der im Arm einer andern Odaliske ruhte, und das schwarze Auge verging glasig und kalt in der Erstarrung des Todes.

Mariam hatte geendet!

Lange noch betete der fremde Arzt an ihrem Lager; dann bedeckte er das Gesicht der Todten mit dem Teppich und schritt ruhig und entschlossen, um das eigene Schicksal unbekümmert, zur Thür. Auf sein Klopfen öffnete der Wache haltende Eunuch und vom Divan taumelte ihm sein vornehmer Führer entgegen.

„Was bringen Sie uns für Nachricht?“

„Sehen Sie selbst Ihr Werk, mein Herr. Die Dulderin da drinnen hat ein Höherer, den Sie Allah, den wir Gott nennen, jeder weiteren Qual entzogen. Das Mädchen ist todt.“

Der Minister trat bleich und erschrocken zurück.

„Inshallah! Es war Gottes Wille! Kommen Sie.“

Er wandte sich mit leichtem Schauer von der Thür ab und winkte dem Arzt, ihm zu folgen. Mit der Ruhe des guten Gewissens, aber Verderben und verrätherische Opferung in jedem Augenblick erwartend, folgte ihm Welland stumm durch das Vorgemach, von wo auf den Wink des Effendi zwei Schwarze ihnen voransritten und sie durch mehrere Gänge und über Terrassen und Höfe geleiteten, bis der Deutsche sich in dem großen ersten Hof des Serails wiederfand, in den von der Stadtseite der Pavillon oder die Pforte führt, von der das Reich den Namen hat, Tag und Nacht von fünfzig Kapidschis bewacht. Hier blieb der Effendi stehen und reichte dem Arzt einen schweren Beutel.

„Nehmen Sie,“ sagte er, „und schweigen Sie wie das Grab, das Jene bedecken wird. Die Kapidschis werden Sie bis zur Brücke geleiten—Allah behüte Sie.“

Der Arzt wies mit einer ernsten Geberde das Geschenk zurück, um keinen Preis hätte er das Blutgeld angerührt. Dann eilte er rasch durch das Thor, die Begleitung der Kapidschis von sich weisend, und in die noch belebten Straßen. Seine Gedanken waren unwillkürlich auf die Flucht der Mohrin gerichtet und ob sie gelungen.

Als er seine Wohnung erreichte, war es nahe an Mitternacht.

* * * * *

Nach einer Nacht voll wilder Träume erwachte Welland ziemlich spät, und die schrecklichen Erinnerungen, die seine Seele belasteten, mit Gewalt von sich schüttelnd, machte er sich eben bereit, auszugehen und seinen Freund aufzusuchen, als Baron Ölsner bei ihm eintrat. Derselbe schien etwas echauffirt, suchte aber einen scherzenden Ton anzustimmen.

„Was lange währt, wird gut, Doctor,“ sagte er lustig; „ich bringe gute Nachrichten, eben komme ich aus dem Seraskiat und habe diese Depesche für Sie mitgenommen.“—Er warf dieselbe auf den Tisch.—„Rathen Sie, wohin Ihre Bestimmung lautet?“

Welland griff hastig danach.

„Man ließ mich hoffen, zum Hauptquartier?“

„Falsch gerathen. Sie sind zum Oberarzt in Silistria bestimmt, und ich freue mich, daß—ich darf es sagen—meine Bemühungen für die Realisation Ihrer Wünsche nicht ohne Einfluß gewesen sind.“

Der Doctor hatte während dessen die Depesche geöffnet und fand darin die erwähnte Ernennung mit der Ordre, sich alsbald zu seinem Bestimmungsort zu begeben, und dem Bujurulteh für die Stationen der Reise.

„Sind Sie aber auch bereit, noch heute und zwar so bald als möglich aufzubrechen?“

Welland schaute ihn groß an.

„Davon ist Nichts in der Ordre erwähnt. Sie lautet bloß auf Schleunigst.“

„Man sagte mir mündlich im Seraskiat, daß man erwarte, Sie noch heute abreisen zu sehen.“

„Aber das ist nicht möglich, ich muß doch einige Vorbereitungen treffen; ich werde sogleich selbst zum Seraskiat gehen, um Urlaub auf zwei Tage zu erhalten.“

Der Baron schien befangen und dann rasch einen Entschluß zu fassen. Nachdem ein Blick auf die Thür ihn überzeugt hatte, daß sie unbelauscht waren, trat er vertraulich auf den Deutschen zu.

„Sollten Sie nicht vielleicht selbst wünschen,“ sagte er mit Beziehung, „sobald wie möglich Constantinopel den Rücken zu wenden, um Erinnerungen und Nachforschungen zu entgehen? Zufällige Ereignisse, wenn sie auch der Schatten der Nacht birgt, können selbst den tapfersten und ehrenwerthesten Mann zur Vorsicht mahnen.“

Welland blickte ihn erstaunt an—wie konnte er wissen—

„Mein Rath ist,“ fuhr der Baron fort, „Sie sind binnen zwei Stunden unterwegs, und Sie wissen, ich meine es gut mit Ihnen. Ich erfuhr bereits heute Morgen die Nothwendigkeit Ihrer raschen Abreise—das Wie? erlassen Sie mir—und habe alle Vorbereitungen für Sie getroffen. Die Pferde bis zur ersten Station sind bestellt und ich kann Ihnen die gewiß angenehme Nachricht mittheilen, daß Ihr Freund Caraiskakis bereit ist, Sie zur Stelle zu begleiten.“

Welland war befangen von dem Unerwarteten, dessen willenloses Spiel er schien. Er sann vergeblich auf Aufklärung, auf einen Entschluß.

„Wenn Sie Geld brauchen, meine Börse steht Ihnen mit jeder Summe zu Diensten,“ sagte Herr von Montmarquet. „Doch scheint mir ein solches Anerbieten fast unbescheiden bei einem Mann, der solche Kostbarkeiten besitzt und sie achtlos umher liegen läßt.“

Er wies auf den Ring, den Welland von der sterbenden Odaliske empfangen und den er bei der Rückkehr auf den Tisch geworfen, ohne ihn zu beachten. Der Baron nahm ihn auf und ließ das Feuer des großen Solitaires in der Sonne blitzen.

„Der Stein ist unter Brüdern mindestens seine zweitausend Imperials werth, jeder Jude im Bazar würde sie auf der Stelle zahlen. Ich habe lange keinen schöneren Diamanten gesehen, und selbst die antike Fassung hat bedeutenden Werth. Wollen Sie den Ring verkaufen?“

Der Deutsche verneinte befangen.

„Wohl! so rathe ich Ihnen wenigstens, ihn sorgfältiger aufzubewahren und weniger zu zeigen. Der Padischah dürfte nicht viele solcher Ringe in seinem Schatz haben!—Doch um auf etwas Anderes zu kommen; Sie haben noch keinen Diener und werden doch eines solchen bedürfen. Wollen Sie mir erlauben, dafür zu sorgen?“

„Sie würden Ihre Freundlichkeit damit noch erhöhen. Ich bin außer Stande, irgend Etwas zu bestellen und weiß kaum, wie ich meine Sachen in der kurzen Frist ordnen soll.“

„Wohl, ich übernehme die Besorgung und werde einen passenden jungen Schwarzen, der etwas italienisch versteht und geläufig türkisch spricht, Ihnen zuführen. Aber es kann erst am Thor von Edrene geschehen. Jetzt, Doctor, packen Sie Ihren Mantelsack und arrangiren Sie sich mit Ihrer Wirthin. In zwei Stunden wird Ihr Freund mit den Pferden und dem Führer bereit sein. Ich selbst erwarte Sie, wie gesagt, am Thor. Nochmals, lieber Freund, den Rath und die Warnung: es ist am besten für Sie, wenn Niemand, mit dem Sie etwa hier in Verbindung gestanden, vorerst erfährt, wo er Sie zu suchen hat.“

Er nahm seinen Hut und entfernte sich eilig. Welland, von all den Eindrücken betäubt, mußte seine ganze Willenskraft zusammen nehmen, um sich eilig mit der Ordnung seines Gepäcks zu beschäftigen, da er, ohne eine Lösung für die ihn bedrängenden Räthsel zu haben, doch einsah, daß der Rath des Barons bedeutungsvoll war und nicht unbeachtet bleiben durfte.

Zwei Stunden nachher trat Caraiskakis, zur Reise gerüstet, in sein Zimmer, um ihn abzuholen. Auf die Anweisung des Barons hatte er die Pferde mit Mauro nach Stambul über die Brücke vorausgeschickt und nur einen Hamal⁽¹⁻⁷⁾ mitgebracht, das Gepäck des Freundes bis dahin zu transportiren, um so durch die Abreise kein Aufsehen zu machen. Auch wechselten in dieser Zeit in den Pensionen und Gasthäusern Constantinopels die Kommenden und Gehenden so unaufhörlich, daß der Einzelne unbeachtet blieb, wenn er sich nicht selbst bemerklich machte. Welland mit seiner geringen Habe war bereit, und ehe eine halbe Stunde vergangen, fanden sie auf dem Platz vor der Moschee Walide Mauro mit den Pferden. Bald war der Weg durch die Stadt, am alten Serail, der Suleimania und der Moschee Mahmud's vorüber, zurückgelegt und Edrene Kapussi erreicht. Hier am Begräbnißplatz kam ihnen der Baron mit einem jungen schlanken Mohren, wohl beritten und bewaffnet und mit einem Felleisen versehen, entgegen, in dem sich nach der Mittheilung des Barons noch verschiedene nothwendige Artikel für seine Freunde befanden. Er empfahl dem Arzt, den schwarzen Knaben, den er ihm als Diener überlassen, freundlich und nachsichtig zu behandeln, da er von gutem Gemüth sei und ihm sicher mit Thätigkeit und Treue lohnen würde; so wie, wenn sich Gelegenheit durch einen sichern Boten fände, ihm Nachricht von seiner Ankunft und seinem Wohlergehen zu geben, bis das Schicksal sie wieder zusammenführen werde.

So schieden sie.

Während die kleine Gesellschaft, jetzt aus fünf Reitern mit einem Packpferd bestehend, auf der Straße nach Crevatis und Silivria dahin galoppirte, wenn man diesen kaum der Beschaffenheit unserer Feldwege damals gleichen Pfad eine Straße nennen mag, hatte der Arzt Gelegenheit, seinen neuen jungen Diener mehrfach zu beobachten. Derselbe hatte ihn mit einem tiefen demüthigen Gruß am Thor empfangen und Welland bemerkte, wie seine großen dunklen Augen oft, wenn er sich unbemerkt glaubte, mit lebhaftem Ausdruck auf ihm hafteten. Es war ein schlanker junger Bursche von ausgebildeten, etwas weichen Formen und einem für einen Schwarzen auffallend edel und wohl gebildeten Gesicht, dessen Züge ihm sogar etwas Bekanntes, Gesehenes hatten, ohne daß er sich jedoch zu erinnern wußte, wie und wo.

Er rief ihn an seine Seite und redete ihn italienisch an, was der Knabe ziemlich gut zu verstehen schien, wenn er sich auch erst dürftig in der Sprache selbst auszudrücken vermochte. Auffallend war es Welland, daß der Schwarze so wenig das heitere sorglose Wesen seines Volkes zeigte, vielmehr eine Art Schwermuth und Kummer; doch bemerkte er zugleich aus allen Antworten des Knaben, der sich Nursah nannte, daß er aufgeweckten und scharfen Verstandes war und sich auch hierin von seiner Nation vortheilhaft auszeichnete, die gewöhnlich die größte geistige Stumpfheit zeigt.

Auch bei Caraiskakis blieb Welland ungewiß, ob dieser durch den Baron Etwas von seinen schauerlichen Abenteuern der vergangenen Nacht wisse. Der Grieche deutete mit keiner Sylbe darauf hin und erwähnte nur, daß ihm die Benachrichtigung des Barons, Welland werde sofort zum Kriegsschauplatz aufbrechen, sehr willkommen gewesen sei.

Sie waren bereits über die Bai von Kütschük-Tschekmedsche gesetzt und nicht weit von Kumburgas, als sie unfern von einigen Fischerhütten am Meer halten mußten, um die Fähre abzuwarten, die sie über die zweite Buchtung führen sollte. Da dieselbe noch am anderen Ufer war, machte Welland den Vorschlag, zu den Wohnungen zu reiten und dort die Rückkunft abzuwarten, zugleich um zu versuchen, Wasser für sich und die Pferde zu erhalten.

Als sie den Hütten nahten, kamen einige türkische Frauen und Kinder heraus, und eine derselben brachte auf die Bitte einen Krug mit Wasser den abgestiegenen Reisenden. Dabei betrachtete sie aufmerksam den Deutschen, der sich durch seine fränkische Kleidung vor den Übrigen auszeichnete. Die Türken scheinen den Glauben zu hegen, jeder Franke ohne Unterschied müsse ein Hekim-Baschi, das heißt ein Arzt, sein, und da sie im Ganzen zu den fränkischen Ärzten weit mehr Zutrauen haben, als zu ihren eigenen, ergreifen sie im Innern des Landes jede Gelegenheit, von dem europäischen Reisenden Hilfe für ein oder das andere Übel zu verlangen.

Ein solches Anliegen schien auch die Frau, unterstützt von ihren Gefährtinnen, die sich um die Gruppe versammelten, zu haben, denn sie sprach eifrig auf Welland ein, der endlich seinen Freund zu Hilfe rief. Dieser verdolmetschte ihm das Anliegen der Frau dahin, daß in ihrem Hause ein Kranker liege, der von Räubern überfallen, verwundet und dann in's Wasser geworfen worden sei, wo ihn durch Zufall ihr zum Fischen dahin, gekommener Mann gefunden und gerettet habe.

Welland war sogleich bereit, seine Kunst anzuwenden, und indem er Nursah befahl, ein bezeichnetes Kistchen aus dem Gepäck ihm nachzubringen, folgte er den Frauen in das Haus.

Hier, auf einem dürftigen Lager, hatte die Menschenfreundlichkeit der armen Moslems Jussuf, den Courier der unglücklichen Mariam, gebettet; denn dieser war es, den vor acht Tagen die Fischer, in der Küstenbucht ihre Hafens aufstellend, auf den Steinen am Ufer der tiefen Schlucht gefunden hatten.

Die Kugel des corsischen Mörders hatte den Schwarzen in der linken Seite getroffen, war aber durch den dicken Shawl des Gürtels geschwächt worden und hatte glücklicher Weise kein edleres Gefäß verletzt. Nur der Schmerz und die Betäubung warfen ihn zu Boden, und selbst der schreckliche Sturz von der Höhe des Felsens in's Wasser hatte neben mehreren geringeren Contusionen nur einen Bruch des linken Arms zur Folge gehabt. Die Kühle der Wellen hatte zugleich die betäubte Lebenskraft wieder aufgeregt und die Blutung gestillt; so gelang es ihm, das Ufer zu erreichen, und hier, halb im kühlen Wasser hängend, liegen zu bleiben, bis gegen Abend der Zufall die Fischer herbeiführte.

Das Alles wußte Doctor Welland freilich nicht, aber es bedurfte dessen auch nicht, um seine Theilnahme für den Leidenden zu erregen, und nachdem er sich von der Beschaffenheit seiner Verletzungen überzeugt, war er eben bemüht, mit der Sonde die Kugel zu suchen, als hinter ihm ein geller Schrei erklang und der Knabe Nursah, das Geräth des Herrn zu Boden werfend, auf den Verwundeten zustürzte und ihn stürmisch umschlang. Ausrufungen, zärtliche Worte, Liebkosungen und rascher Austausch des Erfahrenen in fremder, allen Anwesenden unverständlicher Sprache wechselten im Fluge, und erst auf sein wiederholtes Fragen und nachdem Nursah dem Kranken noch Vieles zugesprochen, erfuhr Welland, daß die Beiden Geschwister seien, durch den Zufall kürzlich getrennt, so wie das Schicksal, das Jussuf, den Tataren, betroffen hatte.

Der Knabe Nursah hatte bereits in dem Arzt ein so lebhaftes Interesse erregt, daß er sich mit doppeltem Eifer des Kranken annahm. Während er den gebro-

chenen Arm so gut, als es die Umstände erlaubten, schiente und verband, die Kugel aus der Seite glücklich herauszog und einen Verband auf die eiternde Wunde legte, war Nursah mit tausend Hilfsleistungen thätig und schien dabei eben so eifrig für seinen Herrn, wie für den leidenden Bruder.

Indeß Caraiskakis mit den Fährleuten verhandelte, machte Welland, so unangenehm es ihm auch war, dem Knaben den Vorschlag, zur Pflege seines Bruders hier zu bleiben und dann ihm nachzukommen, aber Nursah—nach kurzem Nachdenken und einigen Worten mit seinem Bruder, und nachdem er von seinem Herrn gehört, daß Jussuf, wenn er sich ruhig verhalte, in höchstens drei Wochen das Lager wieder verlassen würde—weigerte sich entschieden, zurückzubleiben.

Der Führer der Pferde drängte zur Abreise. So schied denn Welland von dem Kranken, nachdem er dessen Wirthen einige Anweisungen für seine Pflege gegeben und ihm selbst eine kleine Geldsumme zurückgelassen hatte, zu der auch Caraiskakis eine reichliche Gabe fügte. Noch ehe sie die Fähre erreichten, kam Nursah, der bei dem Bruder zurückgeblieben, ihnen nachgesprengt und küßte mit leidenschaftlichem Dank die Hand seines Herrn.

Drei Stunden nachher waren sie in Silivria, dem ersten Haltepunkt auf der großen Straße nach Adrianopel und Schumla.

Oltenitza.

1. Des Donners Grollen.

Ein glänzender Ball beim preußischen General-Consul in den Donau-Fürstenthümern hatte eine Anzahl Offiziere des russischen Heeres und die Elite der vornehmen Welt von Bukarest versammelt.

Herr von Meusebach, einer der wenigen Glücklichen, die sich für muthiges conservatives Auftreten in den Sturmjahren von 48 und 49 eines officiellen Dankes zu erfreuen hatten, wenn auch hors de Berlin durch eine Mission in's Land der Wilden oder Halbwilden, hat seine gemüthliche und furchtlose Ruhe, mit der er einst der erbitterten Linken das Mene Tekel: „Die Versammlung riecht nach Leichen!“ von der Tribüne entgegen warf, auch unter den Bojaren bewahrt und vertritt dort die Flagge seines Königs, wie schon mehrere Gelegenheiten bekundet haben, würdig und nicht ohne Glanz. Junggesell, mit Vermögen und von lebenslustigem Charakter, hat er sich vielfach den orientalischen Sitten bequemt und bildet einen Centralpunkt für den geselligen Verkehr der Fremden und Einheimischen von Bukarest.

Es ist bekannt, daß bald nach der Besetzung der Donau-Fürstenthümer das russische Ober-Commando seine Macht auch auf die administrative Verwaltung ausdehnte und am 23. Juli den Hospodaren befahl, die Verbindung mit Constantinopel abubrechen und den Tribut nicht mehr nach Constantinopel zu senden, sondern in der Staatskasse zu belassen. Bereits unterm 25. Juli forderte demnach Reschid-Pascha die Hospodare, die Fürsten Stirbey in Bukarest und Ghika in Jassy auf, die Fürstenthümer zu verlassen und nach Constantinopel zu kommen. Die eigenthümliche Zwitterstellung, welche die Regierung der Moldau und Walachei seit langer Zeit zwischen der Oberhoheit des Sultans und dem fremden, namentlich russischen und österreichischen,

Einfluß eingenommen, veranlaßte die Fürsten, dem Befehl durch Zögerung auszuweichen, obschon derselbe am 30. August wiederholt wurde. Die Stellung der machtlosen Fürsten zwischen den beiden Gewalten ließ sich unmöglich länger halten und sie erklärten, die Regierung niederlegen zu wollen. Fürst Stirbey verließ mit Bewilligung des russischen Oberbefehlshabers am 29. October Bukarest und ging über Herrmanstadt nach Wien. Die Regierung blieb einem außerordentlichen Verwaltungsrath übertragen, während bald darauf General von Budberg zum russischen Commissar und außerordentlichen Civil-Bevollmächtigten in den Fürstenthümern ernannt wurde und an die Spitze der obern Leitung trat. Ebenso verließ der Fürst Ghika Jassy, um gleichfalls nach Wien zu gehen, und der General Fürst Usuroff trat dort an die Spitze des Administrationsrathes. Viele Bojarenfamilien folgten den beiden Hospodaren und zogen sich nach Österreich zurück, andere—die zum Theil von den Verhältnissen Nutzen zu ziehen hofften—blieben jedoch im Lande.

Die neue Administration brach allen Verkehr mit der Türkei ab und benachrichtigte davon die fremden Consuln. Ein Erlaß versprach den Walachen, die in die russische Armee treten wollten, verschiedene Vortheile, und die Einverleibung der moldau-walachischen Contingente wurde vorbereitet.

England und Frankreich hatten bereits im Juli gegen die Besetzung der Fürstenthümer protestirt und erklärt, daß sie eine Dauer derselben nicht dulden würden. Am 31. October, an demselben Tage, an welchem Kaiser Nicolaus das Manifest an sein Volk mit der Ankündigung des Krieges richtete—erhielten die englischen und französischen General-Consuln und Consuln in den Donaufürstenthümern den Befehl ihrer Regierungen, das Land zu verlassen.

Dies war im Augenblick—jenes Fest, das wir zu Anfang dieses Kapitels erwähnt, fand am 3. November statt—die administrative Lage in den occupirten Ländern auf dem linken Donauufer. Es ist nöthig, daß wir zunächst einen Überblick über die militairische Lage und die letzten Ereignisse geben.

Offenbar hatte sich das russische Cabinet über den Erfolg sehr getäuscht, welchen ein gewaltsames Vorgehen von seiner Seite zur Lösung der schwebenden Fragen haben würde. Die Türkei hatte in militairischer Beziehung die Zusage und den Schutz Frankreichs und Englands hinter sich, an die Kaiser Nicolaus noch immer nicht glauben wollte, und das andere Europa—wie selbst von Denen nicht geläugnet wird, die auf russischer Seite in dem großen Kampfe standen—war des mit Unvorsichtigkeit und Anmaaßung dominirt habenden russischen Einflusses müde.

Der Glaube an die Macht dieses Einflusses hatte Rußland zu seinem Vorgehen verführt, ohne daß genügende militairische Vorbereitungen getroffen waren. In anderer Beziehung ist diese Unterlassung wieder Bürge dafür, daß man die Zwecke ohne Eroberung zu erreichen glaubte.

Im Ganzen hatten nur ungefähr 77,000 Mann den Pruth überschritten, nämlich das vierte Corps, eine Division und die Reiterei des fünften, und das war natürlich eine zu geringe Macht, um damit einen Krieg gegen die Türkei zu führen. Eine Division des fünften Armeecorps rückte später von Odessa nach, und erst als die Ereignisse zeigten, daß die Türken den Kampf aufnehmen würden, erhielt das dritte russische Armeecorps, geführt vom General von Osten-Sacken, Befehl, die Armee zu verstärken und rückte in Eilmärschen zur Moldau, die sein Vortrab am 14. November betrat.

Der größte Theil der russischen Occupationsarmee—wie gesagt circa 80,000 Mann—hatte seine Stellung in der Walachei genommen und dehnte sich entlang der Donau aus. Fürst Gortschakoff hatte sein Hauptquartier theils in Bu-

karest, theils in Budeschti, einem kleinen Flecken zwischen Bukarest, Giurgewo und Oltenitza, etwa fünf Meilen von dem ersteren, drei von dem letzten Orte entfernt, genommen. Der linke Flügel dieser Aufstellung in der Walachei stand unter dem Commando des Generals Anrep, auf Kalarasch gestützt, den Türken bei Silistria gegenüber, während General Lüders die Moldaugränze bei Galacz besetzt hatte. General Dannenberg hielt die Mittellinie an der Donau und Giurgewo, Rustschuk gegenüber, und General von Fischbach den rechten Flügel an der Aluta bis Krajowa gegen Kalafat, nachdem man thörichter Weise den Türken gestattet hatte, sich hier festzusetzen. Fürst Gortschakoff behielt, wie erwähnt, die Reserve des Mitteltreffens bei sich, und die russischen Truppen waren durch das strategische Talent des Generalstabs-Chefs General von Kotzebue so geschickt aufgestellt, daß es von dem durch die Natur so überwiegend begünstigten bulgarischen Ufer doch nicht möglich war, ihre Vertheilung und Bewegungen zu erspähen, während andererseits 24 Stunden genügte, um 30,000 Mann russischer Truppen auf einem der Hauptpunkte zu concentriren.

Auf türkischer Seite befand sich das Hauptquartier und der Centralpunkt der Operationen gegen die Donau in Schumla, doch war in diesem Augenblick Omer-Pascha bereits an der Donau im Centrum der Stellung eingetroffen. Den rechten Flügel stützte er auf Hirsowa und Silistria, von Izzet-Pascha commandirt, den linken, bereits über die Donau vorgeschoben, auf Widdin und Kalafat.

Hier commandirte Sami-Pascha. Der Sirdar befehligte auf dieser ausgedehnten Stellung ungefähr 100–120,000 Mann, theils Nischam (Linie), theils Redifs (Landwehr) und Baschi-Bozüks (Irreguläre)⁽²⁻⁸⁾ Eine Masse europäischer Flüchtlinge aller Länder befand sich nicht bloß in seiner nächsten Umgebung, sondern auch als Offiziere und selbst als Gemeine in dem ganzen Heer, zum großen Theil Renegaten, da durch die Bemühungen des Muschirs bei dem Übertritt der ungarischen Armee im Jahre 1849 Offiziere und Soldaten in Masse dem Religionswechsel des greisen Generals Bem gefolgt waren. Es wird für die Leser, die nicht gleich eine Karte des damaligen Kriegsschauplatzes zur Hand haben, wenigstens ein übersichtliches Bild gewähren, nachstehend die einander gegenüber liegenden Hauptpunkte des linken und rechten Donauufers angeführt zu sehen. Wir beginnen von der serbisch-österreichischen Gränze aus, den Lauf der Donau bis Galatz, also bis zu dem Punkt verfolgend, wo die große Walachei, die Moldau, die Dobrudscha und das russische Gebiet von Besarabien an ihren Ufern zusammenstoßen.

Das türkische (bulgarische) Ufer bildet bereits von Matschin aus eine fast ununterbrochen fortlaufende Bergwand, während die walachischen Ufer, mit wenigen Unterbrechungen flach und sumpfig, den Überschwemmungen der Donau ausgesetzt sind, so daß die gewöhnlichen Gränz- und Quarantainewachen am Ufer in Wachthäusern campiren müssen. Die Donau theilt sich an vielen Stellen in mehrere Arme und bildet größere und kleinere Inseln. Ihre Breite ist demnach sehr wechselnd.

Krajowa Bukarest

Kalafat — Turnul — Simnitza — Giurgewo — Oltenitza

Widdin — Rahova — Nicopoli — Schistowa — Rustschuk — Tuturkai

Kalarasch — Futestie — Brailow — Galatz

Silistria — Hassowa — Hirsowa — Matschin — Isaktscha

Wie bereits erwähnt, hatten die Feindseligkeiten, und zwar von türkischer Seite, bei Isaktscha,⁽²⁻⁹⁾ einer kleinen türkischen Festung in der Dobrudscha, begonnen. Fürst Gortschakoff hatte den Befehl ertheilt, daß ein Theil der in den Mündungen ankernden russischen Donau-Flotille den Fluß herauf bis Galatz fahren solle, um für etwaige Operationen bei der Hand zu sein. Der Befehl lautete, bei Nacht an den Festungswerken von Isaktscha und den von den Türken dort angelegten Schanzen vorüber zu fahren; der Commandant, Capitain Werpakhowsky, und alle Offiziere der Flotille erbaten jedoch die Erlaubniß, die Festung bei Tage zu passiren, als eine Gnade. Das Geschwader, aus den Kriegsdampfern PRUTH und ORDINAREZ, jeder vier Kanonenboote im Schlepptau, bestehend, näherte sich um 2 Uhr Morgens den 23. October Isaktscha und sofort eröffneten die Türken das Feuer aus 27 Geschützen, worauf sich eine lebhaft Kanonade von beiden Seiten entspann, die fast anderthalb Stunden währte. Zwei der Kanonenboote wurden durch das türkische Feuer so beschädigt, daß sie nur bis Reni gebracht werden konnten, die anderen Schiffe jedoch trafen am Abend in Galatz ein. Ein großer Theil der Stadt Isaktscha war durch die russischen Bomben in Flammen gesteckt; unter den 13 Todten des kleinen Geschwaders befand sich auch sein tapferer Commandant Werpakhowsky. 46 Mann wurden verwundet.

Am 25. October hatten die Türken unter Sami-Pascha, dem Gouverneur von Widdin, den ersten Übergang über die Donau unternommen. Die zwischen Widdin und Kalafat belegene Insel wurde von einem Corps von 2000 Mann besetzt und befestigt, ohne daß die Russen, deren schwache Vorposten in Kalafat standen, dies im Geringsten zu hindern suchten.

Selbst als am Nachmittag des 27. von der Insel aus die Türken unter dem Befehl von Ismaël-Pascha das linke Ufer unterhalb Kalafat betraten, sahen die russischen Offiziere von dem auf der Höhe belegenen Kaffeehause dem feindlichen Übergang gemüthlich zu, bis es zu spät war, die verlorenen Vortheile wieder zu gewinnen. Die russische Garnison räumte Kalafat, und nach Mitternacht rückte die Avantgarde der Türken dort ein. Die Stärke derselben betrug damals höchstens 7–8000 Mann. Sofort begannen sie die von Natur äußerst feste Position durch Schanzwerke zu verstärken und es bildete sich jenes über eine halbe deutsche Meile lange Vollwerk, an dem der Lorbeer des Fürsten von Warschau noch diesseits des Grabes seine ersten Blätter verlieren sollte.

Die ziemlich abgesonderte, und strategisch außerdem ganz unnütze Position war von dem Muschir kluger Weise eingenommen worden, um jenem großen Plan der Russen auf die Verbindung mit Serbien und die Erhebung des serbischen Volkes gegen die Türkei zuvor zu kommen. Wir werden später Gelegenheit haben, uns länger mit Kalafat zu beschäftigen und wenden uns daher zu den nächsten Ereignissen im Centrum der Stellung.

Am 1. November waren von den Türken hier gleichfalls mehrere Versuche gegen das linke Donauufer unternommen worden. Von Rustschuk aus etwas stromaufwärts bei Tersentschik war ein Corps von 2000 Mann über die Donau gegangen und plänkelte jetzt gegen Giurgewo, das Rustschuk gegenüber liegt. Hier commandirte General Ssoimonoff. Es erfolgte ein Gefecht längs des Dammes der Stadt ohne größere gegenseitige Resultate. Am Morgen des 2. hatten die Türken den starken Nebel benutzt, welcher die ganze Donaugegend bedeckte, und einen Dampfer mit mehreren Kanonenbooten von Rustschuk gegen Giurgewo geschickt. Die Schiffe waren schon in den Kanal eingedrungen, welcher gegen die Quarantaine führt, als sie von den Russen bemerkt wurden. Es entspann sich alsbald eine lebhaft Kanonade, die nach mehreren Stunden mit

einem Rückzug der türkischen Schiffe endete. Am nächsten Tage wiederholte sich dies Spiel.

Von Tuturkai aus wurde der dritte Versuch zur selben Zeit gemacht und hier beabsichtigten, wie die späteren Ereignisse ergaben, die Türken den Hauptstoß. Tuturkai selbst war in der letzten Zeit stark befestigt worden, und unter dem Schutz des buschigen und bergigen Ufers war es gelungen, ein Corps von 14,000 Mann zwischen hier und Tschischatscha zu concentriren, durch die nöthigen Reserven gedeckt, ohne daß die Russen die drohende Gefahr bemerkten. Am 1. November setzten die Türken auf die zwischen Tuturkai und Oltenitza, näher am letztern Ort liegende Insel über und begannen diese zu befestigen. Von hier aus faßten sie am 2. Position auf dem linken Ufer unterhalb Oltenitza. Am Morgen des 3. standen bereits etwa 5000 Mann auf der Insel. Das Buschwerk derselben verhinderte jedoch auch hier die Russen, die Zahl und die Vorbereitungen ihrer Gegner zu erkennen.

Der Commandeur der II. Infanterie-Division des IV. Armee-Corps, General-Lieutenant Pawloff, befehligte in Oltenitza, hatte aber nur eine geringe Truppenzahl bei sich.

Dies war die gegenseitige Stellung am Abend des 3. November.

* * * * *

Fürst Gortschakoff mit seinem Adjutanten hatte selbst den Ball des General-Consuls mit seinem Besuch beehrt, und eine große Anzahl der Offiziere des Dannenberg'schen (IV.) Corps befand sich aus den umliegenden Stationen auf Urlaub anwesend, da die Gefahr an keinem Punkte sehr dringend erschien und man die Vorposten-Positionen an der Donau für genügend hielt, jeden Versuch zu vereiteln, oder die übergegangenen Streifcorps zurückzuwerfen.

Unter den Gruppen des Balles zog jene die Aufmerksamkeit auf sich, die sich um die Schönheit des Tages gebildet hatte. Es war die Gattin eines erst seit wenigen Wochen aus Paris zurückgekehrten Bojaren aus der reichen und angesehenen Familie der Bibesco, und obschon es sehr gewöhnlich ist, daß die galanten Damen von Paris, wenn sie dort ihre Rolle ausgespielt haben oder durch irgend einen Umstand sich veranlaßt sehen, Paris zu meiden, sich von ihren slavischen Anbetern—und Paris wimmelt in Friedenszeiten von Mitgliedern des reichen slavischen, magyarischen und romanischen Adels—zu der wilden Heimath entführen lassen, oder auch selbst auf eigene Hand nach Bukarest, Galacz und Jassy kommen, um dort einen goldenen Fisch zu angeln und mit ihrer Hand zu beglücken—so war Madame Bibesco doch wohl geeignet, unter allen ihren Nebenbuhlerinnen den Sieg davon zu tragen. Eine hohe, schlanke Gestalt, das Haar *cendré*, der Teint fein und leicht geröthet, ein Bild, das dem Leser nur flüchtig am Abend des 5. Juli in der Straße St. Joseph zu Paris von uns vorgeführt worden ist. Der spöttisch verzogene Mund warf rechts und links seine Wortblitze, während das schmachtende Auge durch die brillanten-besetzte Lorgnette achtlos über den Kreis hinaus kokettirte, der sich um sie gebildet hatte.

Plötzlich erbleichte das schöne Gesicht und dann schoß eine dunkle Röthe auf Hals und Antlitz. Frau von Bibesco wandte sich rasch zu einem der Offiziere und begann ein gleichgültiges Gespräch, während dessen sie ihre Aufregung zu unterdrücken suchte. Alsdann wieder das Lorgnon vornehmend, ließ sie ihre Blicke nochmals wie zufällig durch den Saal schweifen und endlich an einer entfernten Gruppe älterer Offiziere haften.

„Können Sie mir sagen, Herr von Szamarin,“ wandte sich die Dame an einen ihrer Verehrer, einen Ulanen-Major vom Regiment Olwiopol, „wer der junge Offizier ist, so viel ich von Ihren Uniformen verstehe, von der Garde, der eben mit dem Oberbefehlshaber spricht? Mich dünkt, ich müßte dies interessante Gesicht bereits gesehen haben.“

„Ich kann Ihnen dienen, gnädige Frau,“ erwiderte der Offizier galant. „Mit Ihren scharfen Augen haben Sie einen Adonis der russischen Armee herausgefunden, Fürst Iwan Oczakoff, und es ist möglich, daß Sie ihn bereits gesehen, da er einige Zeit der Gesandtschaft in Paris beigegeben war. Ich habe die Ehre, den Fürsten und seine schöne Schwester, die, wie ich höre, leider krank von Paris zurückgekehrt ist, von Petersburg her zu kennen. Er steht augenblicklich beim Stabe des Fürsten Menschikoff und ist gestern als Courier mit Depeschen von Odessa hier eingetroffen. Befehlen Sie, daß ich Ihnen den Fürsten vorstelle?“

„Sie werden mich verbinden, Herr Major.“

„Aber nur unter der Bedingung, schöne Frau, daß wir dabei nicht zu kurz kommen, und Fürst Oczakoff, der doch nach dem deutschen Reiterliede nur *im Sturme um den Minnesold werben!* kann, Sie uns nicht entführt.“

Der Major verließ die Gruppe und näherte sich dem Fürsten, der jetzt, von dem General en chef entlassen, mit mehreren jungen Offizieren plauderte.

Die Blicke der Dame folgten ihm nicht ohne Unruhe—nur zerstreut setzte sie die Unterhaltung mit ihrer Umgebung fort.

„Sie haben eine Eroberung gemacht, Fürst,“ sagte scherzend Herr von Szamarin zu diesem, „ohne daß Sie es wissen. Madame Bibesco, die Königin des Balles, wünscht, daß ich Sie ihr vorstelle.“

„Ich habe nicht die Ehre, die Dame zu kennen.“

„Eben deshalb will ich Sie vorstellen. Kommen Sie, Fürst. Die schöne Celeste Bibesco ist eine Pariserin und wird Sie dort wahrscheinlich gesehen haben, wenigstens glaubt sie es.“

Halb gezwungen folgte Fürst Iwan dem Kameraden, der ihn zu der schönen Bojarenfrau führte.

„Hier, Madame, erlaube ich mir, Ihnen unsern gefährlichen Nebenbuhler um Ihre Gunst vorzustellen, Fürst Iwan Oczakoff. Er stammt aus dem Lande, wo Achill einst vor dem trojanischen Krieg verborgen wurde, und ich hoffe, er hat für die Pfeile aus Ihren schönen Augen auch nicht einmal die verwundbare Stelle, die sein berühmter Landsmann besaß.“

„Man muß nach Rußland kommen,“ sagte die Dame lächelnd, „um die pariser Complimente noch übertroffen zu sehen. Ich höre, Sie waren noch in diesem Sommer in Paris, mein Fürst?“—Ihr Auge lag scharf und deutungsvoll auf ihm.

„So ist es, Madame.“

„Und wann verließen Sie es?“

„Am Abend des 5. Juli.“

„So bald schon? Ich glaubte, Sie noch später dort gesehen zu haben. Es scheint, daß der 5. Juli ein wichtiger Tag für viele Personen gewesen ist, auch mir war er ein solcher.“

Der Fürst wurde aufmerksamer.

„Meine Abreise kam plötzlich, deshalb habe ich den Datum genau behalten, Madame.“

„Ich zweifle nicht daran, mein Prinz. Ungewöhnliche Ereignisse haften fest in der Erinnerung, wie es scheint, fester selbst als Gefühle.“ Ihr Blick flog rasch

umher—die umgebenden Herren hatten sich rücksichtsvoll einige Schritte zurückgezogen und plauderten—sie sah sich unbeachtet und benutzte den Augenblick. „Ich hätte kaum geglaubt, Sie glücklich und so bald nach jenem furchtbaren Abend wiederzusehen.“

„Madame—“

„Jetzt wird es mir freilich klar, auf welche Weise es Ihnen gelang, sich zu befreien. Die arme Nini!“

Der Fürst war sehr bleich, in seinem Innern kämpfte sichtlich eine große Aufregung.

„Madame—ich verstehe kaum—“

„Ei, mein Gott, warum sich der kleinen Avantüre schämen, mein Prinz! Ich bin, wenn Sie es wünschen, die Discretion selbst, nehme aber natürlich auch die Ihre in Anspruch. Wenn Sie Lust haben, weiter mit mir zu plaudern, so sage ich Ihnen den zweiten Contretanz zu. Im Augenblick bin ich engagirt und ich sehe eben meinen Tänzer nahen. Au revoir, mon Prince!“ Am Arm ihres Echa-peaus rauschte sie in die sich bildenden Reihen, während das Orchester den wilden Mazurka begann.

Der Fürst starrte ihr nach—seine Augen blieben in ernstem Nachdenken auf die unerwartete Erscheinung gerichtet. Dann legte er die Hand sinnend an die schöne Stirn und suchte eines der Nebenzimmer auf, wo er ungestört seinen Gedanken nachhing. Erst die Takte, welche zum Antreten der Quadrille riefen, weckten ihn. Er schien seinen Entschluß gefaßt zu haben und eilte in den Saal zu seiner Tänzerin, die ihn bereits mit Ungeduld erwartete.

Während die Touren wechselten, spann sich das Gespräch lebhaft weiter.

„Darf ich fragen, ob Sie Nini wieder gesehen haben?“

„Nein, Madame.“

„Ich dachte es mir,“ sagte die schöne Frau mit sichtlicher Erleichterung. „Sie haben demnach gleich nach dem entsetzlichen Auftritt Paris verlassen?“

„So ist es.“

„Es konnte Ihnen natürlich nicht schwer werden, Ihre Identität zu beweisen. Doch war es edel und schön von Ihnen, mein Prinz, sich für Ihren Gegner zu opfern.“

Der Tanz unterbrach die Unterhaltung.

„Und Nini?“ fragte der Fürst, von der Tour zurückkehrend.

„Mon Dieu! die Kleine begleitete ihren Bruder und war am andern Morgen spurlos verschwunden. Wir hatten uns alsbald getrennt, um jede Spur zu verwischen, und ich wagte es erst einige Zeit nachher, unter der Hand mich zu erkundigen. Aber seltsam, auch die Polizei hatte keine Nachfrage angestellt, ob schon der Mensch schrecklich compromittirt sein mußte.“

Sie schien die Sache mit einiger Verlegenheit zu umgehen. „Sie sind mir die Erzählung Ihres weitern Abenteuers schuldig, mein Prinz.“

Der Tanz hatte geendet, der Fürst führte die Dame zu ihrem Platz. „Ich fühle ganz die Pflicht, die ich habe, und sie zu lösen ist für mich wichtiger, als es für Sie von Interesse sein kann, nur scheint hier kaum der Ort dazu. Würde Frau von Bibesco nur wohl erlauben, ihr morgen meine Aufwartung zu machen?“

„Fürst Oczakoff wird mir stets willkommen und ich werde von zwölf Uhr an für ihn allein zu Hause sein.—Doch sehen Sie, Fürst—es muß sich etwas Ungewöhnliches ereignet haben. Ihre Herren Kameraden treten zusammen und ich sah eben Fürst Gortschakoff mit mehreren Generalen durch jene Thür sich entfernen. Bitte, gehen Sie und erkundigen Sie sich, wir Frauen sind neugierig.“

Auch der Fürst bemerkte, daß eine besondere Aufregung im Saale stattfand und die Offiziere in Gruppen zusammentraten. Er beurlaubte sich mit einer Verbeugung und eilte zu der Menge, die sich namentlich um die Thür zu einem der Nebengemächer versammelt hatte, aus dem jetzt Baron von Meusebach seinen Gästen entgegentrat. „Seine Durchlaucht,“ sagte der General-Consul mit lauter Stimme, „bitten die werthe Gesellschaft mit mir, sich durchaus nicht zu beunruhigen oder stören zu lassen. Es sind einige Depeschen eingegangen, die den Fürsten für kurze Zeit in Anspruch nehmen, aber keineswegs irgend eine Besorgniß rechtfertigen. Meine Herren, ich bitte Sie, in dem Tanz fortzufahren.“

Das Orchester begann auf seinen Wink auf's Neue, doch nur wenige Paare bildeten die Colonne. Man flüsterte in Gruppen oder verkehrte mit den Adjutanten, die hastig aus den Gemächern, wohin sich der Fürst zurückgezogen hatte, ab und zu gingen und hier und da einem der Offiziere einen Befehl zu bringen schienen. Man bemerkte, wie alsbald die Angeredeten aus dem Saale verschwanden, und von der Pforte des Hauses aus klang der Galopp der Davonsprengenden herauf.

Fürst Iwan wandte sich an einen ihm bekannten Artillerie-Offizier und fragte ihn nach dem Vorgefallenen.

„Der Teufel ist los!“ sagte der Capitain. „Pawloff hat uns bei Oltenitza die Türken über den Hals kommen lassen und ist bereits heute Mittag von ihnen zurückgedrängt worden. Kommen Sie, Fürst, wir hören die sichersten Nachrichten von dem Boten selbst.“

Er nahm ihn unter den Arm und führte ihn durch die Menge zum zweiten Salon, wo am Büffet eine Anzahl Militairs um einen staub- und schmutzbedeckten Kosaken-Offizier versammelt war, der, am Tisch sitzend, große Gläser starken Arracpunsch hinunterstürzte. Die Unterhaltung wurde hier russisch geführt und das andere Publikum hatte sich daher zurückgezogen.

„Nun, Herr Kamerad,“ sagte Capitain Besutoff zu dem Kosaken, „kann man von Ihnen erfahren, welche Nachrichten Sie gebracht haben, oder ist die Sache Geheimniß?!“

„Warum halten hinter dem Berg mit der Sach, die doch sein püblig morgen früh!“ radebrechte der Kosak. „Wir haben bekommen Schläg, starke Schläg; die Herren Muselmann, meine Colleg', waren gekommen zu viel und haben gedrängt uns zurück. Wir werden haben morgen starke Affair'.“ Er hob das neugefüllte Glas und betrachtete den Inhalt schmunzelnd durch das Licht. „Dieser Punsch sein ser gut. Auf kuten Erfolg, meine Herren Kamerad!“

Der Bursche leerte das große Glas auf einen Zug. Indeß die Offiziere sich bemühten, die Details aus ihm herauszuholen, trat einer der Adjutanten des Oberbefehlshabers zu der Gruppe.

„Seine Durchlaucht hat den Ball verlassen, meine Herren, und sich in sein Quartier begeben. Sie werden wohlthun, sich fertig zu machen und möglichst schnell im Hôtel einzufinden, um einige Befehle in Empfang zu nehmen. Wir brechen noch diese Nacht auf nach Budeshti. Sie, Herr Lieutenant,“ er wandte sich zu Iwan, „wünscht der Fürst gleichfalls zu sprechen.“

Ein allgemeiner Aufbruch der Gesellschaft erfolgte. Als Fürst Oczakoff in den Ballsaal zurückeilte, um die schöne Bojarin noch zu sprechen, fand er, daß sie bereits mit ihrem Gatten das Fest verlassen hatte, das jetzt rasch ein Ende nahm.

Die Offiziere eilten theils zu ihren Quartieren, theils zu den Kasernen, oder direct zum Hôtel des Oberbefehlshabers. Fürst Iwan traf hier bereits die Vorgemächer voll von Ordonanzen und Offizieren aller Waffengattungen. In dem

Saal des Hauses, wohin er mit mehreren Andern beschieden wurde, fand er den Fürsten mit der Generalität und den Mitgliedern des Generalstabs um die Karten versammelt. Der Oberbefehlshaber dictirte eben die General-Ordre an den Chef des 4. Corps, General von Dannenberg, für die Action des kommenden Tages. Sie lautete: „In der Umgegend von Dobrény und Negoeschti die erste Brigade der 11. Infanterie-Division mit der Batterie Nr. 3 und die leichte Batterie Nr. 5 der 11. Artillerie-Brigade, 6 Escadronen des Ulanen-Regiments Olwiopol mit 2 Geschützen der 9. Batterie der donischen Kosaken und 300 Kosaken vom donischen Regiment Nr. 34 zu concentriren, bei dem Dorfe Mitréni-Fundéni Stellung zu nehmen und mit diesen Streitkräften den Feind von diesem Punkt aus anzugreifen.“

Zugleich wurden Spezial-Ordres an alle diese einzelnen zwischen der Salt-scha und dem Mostische cantonirenden Truppen zum sofortigen Ausmarsch gefertigt und die Adjutanten und Ordonanzen flogen damit nach allen Seiten davon. Der Regen goß in Strömen vom Himmel, die wenigen Straßen und Wege waren bereits grundlos.

In einer Pause der Geschäfte wandte sich der Ober-Commandirende an den jungen Mann. „Ich habe Sie rufen lassen, Herr Lieutenant, um Ihnen mitzutheilen, daß Sie mich nach Budeschti begleiten und der Affaire beiwohnen werden. Sie haben damit Gelegenheit, sich die Sporen und“—fügte er lächelnd hinzu—„den noch mangelnden Bart zu verdienen. Ich hoffe, Sie mit guter Botschaft von Ort und Stelle an den Herrn Marine-Minister zurücksenden zu können. In zwei Stunden brechen wir auf. Sie werden Pferde aus meinem Marstall nehmen.“

Er winkte zur Entlassung und wandte sich zu einem andern Offizier. Der Fürst trat ab ziemlich betroffen und mißlaunig, denn er schien große Wichtigkeit auf die Unterredung mit Frau von Bibesco gelegt zu haben und sah diese jetzt vollständig vereitelt. Major Szamarin begegnete ihm.

„Ich höre, Sie werden dem Scharmützel im Generalstabe beiwohnen. Doch wollen wir uns sputen, daß wir mit den lieben Moslems fertig sind, ehe Sie kommen. Gute Nacht oder guten Morgen, Kamerad, ich muß zu meiner Escadron, die Kerls werden sich freuen, daß endlich der Tanz losgeht.“

Beide reichten sich die Hand und trennten sich, der Major, um mit seiner Escadron aufzubrechen, der Fürst, um rasch noch seine kurzen Vorbereitungen zu treffen. Zwei Stunden darauf wirbelten die Trommeln durch die Straßen und eine Infanterie-Colonne setzte sich bei Sturm und Regen in Bewegung.

Beim ersten Dämmern des Tages folgte ihr der Oberbefehlshaber mit seinem Stabe nach Budeschti.

* * * * *

Oltenitza, wo der erste größere Kampf dieses Krieges ausgefochten werden sollte, ist ein kleiner Ort an dem Flößchen Argisch, kurz vor dessen Einfluß in die Donau, die hier etwa 630 Schritt breit ist und in deren Mitte, doch näher dem linken Ufer und Oltenitza gegenüber, wie wir bereits erwähnt haben, eine ziemlich große, stark bewaldete Insel liegt. Links von dem etwas landeinwärts gelegenen Städtchen befindet sich näher am Ufer der Donau das große steinerne Quarantainegebäude, in dessen Nähe mehrere alte, zur Landseite offene Schanzen und Erdwerke vorhanden waren, von den Russen in früheren Kriegen gegen die Türken aufgeworfen. Der Argisch bildet an seinem Ausfluß sich bis an's Donauufer erstreckende Sümpfe, welche die Position beengen und schützen.

Hier hatte wegen der geringeren Breite der Donau auch bei dem Feldzuge von 1828 die russische Armee mit 40,000 Mann am 23. Juni ihren Übergang zum bulgarischen Ufer bewerkstelligt.

Wir haben bereits angeführt, daß die Türken am 2. im Schutz des Nebels ein kleines Corps von der Insel aus auf das linke Ufer geworfen und sich dort in jenen russischen Schanzen festgesetzt hatten. Mustapha-Pascha und der spanische Abenteurer General Prim von Reuß, ein ehemaliger preußischer Lieutenant, der durch die Weiberwirthschaft in Spanien sich zu solchem Range emporgeschwungen hat und mit der Speculation in die Türkei gekommen war, mindestens ein Obercommando zu erhalten—leiteten die Unternehmung. Im Laufe des 3.—es war ein Donnerstag—hatte sich die Zahl der übergesetzten Truppen bedeutend vermehrt und drängte die russische Vorpostenlinie auf Oltenitza und die in Kanonenschußweite hinter dem Ort gelegene befestigte Reservestellung zurück. Am Nachmittag entspann sich ein Gefecht, bei dem die Russen—größtentheils nur Kosaken—sehr im Nachtheil waren und Oltenitza räumen mußten, während die Türken ihre Stellung überaus befestigten, auf der Donauinsel zwei Batterien errichteten und das Quarantainehaus zu einer solchen umgestalteten. Fortwährend kamen zugleich Verstärkungen vom rechten Donauufer an.

Diese mißlichen Umstände waren es, die General Pawloff dem Höchstcommandirenden am Nachmittag des Dritten zum etwa acht Stunden von Oltenitza entfernten Hauptquartier gemeldet hatte.

Am Freitag Morgen—der Freitag ist der Sonntag der Moslems—standen bereits 14–15,000 Türken⁽²⁻¹⁰⁾ verschanzt auf dem linken Donauufer in überaus vortheilhafter Position. Dieselbe lehnte sich rechts an die Donau, links an den Argisch. Ihr rechter Flügel war überdies durch mehrere terrassenförmige Batterien von zusammen 40 Geschützen am rechten Donauufer und auf dem alten Schloß von Tutturkai, ihr linker Flügel durch die beiden bestreichenden Batterien auf der Donauinsel gedeckt. Die Front, in deren Mitte das steinerne mit 6 Kanonen besetzte Quarantainehaus stand, war durch Schanzkörbe und Pallisaden geschützt, welche sie vom rechten Donauufer herüber gebracht hatten. Während des ganzen Morgens und Vormittags feuerte die Artillerie gegen einander, doch in solcher Entfernung, daß wenig Erfolg auf beiden Seiten sich zeigte. Gegen Mittag endlich klärte sich das Wetter auf und zugleich rückten von Mutréni-Fundéni und Szanzowa her die consignirten Truppen des Generals von Dannenberg in die ihnen bezeichneten Stellungen.

Dieselben waren, Alles in Allem, 8000 Mann stark,⁽²⁻¹¹⁾ da die Regimenter alten Schlages, das heißt sehr unvollständig, waren.

General von Dannenberg hatte sich mit dem Stabe unfern Oltenitza aufgestellt. Die Kosaken plänkelten auf beiden Seiten, obschon die Stellung des Feindes jeden Flankenangriff hinderte. Das Selenginski'sche Infanterie-Regiment (Nr. 21) unter Oberst Sabatinski, und das Jakutzki'sche Regiment (Nr. 22), geführt vom Oberst Bjalui, standen in Kanonenschußweite in spitzem Winkel aufgestellt, die Mitte für die Artillerie freilassend, die General-Major Wedowitschenko commandirte. Die Ulanen unter General-Major Kosljaninoff bildeten die Reserve.

Da die Stellung der Türken nirgends umgangen werden konnte, beschloß der General den Frontalangriff. Schon während der Aufstellung der Truppen hatte die türkische Artillerie ihr Feuer aus allen Geschützen und selbst aus einigen auf dem rechten Ufer aufgestellten Mörsern begonnen.

Um ein Uhr gab der russische Befehlshaber das Zeichen zum Angriff und sandte die beiden Batterien Nr. 3 und 5 bis auf etwa 13–1400 Schritt Entfernung von den feindlichen Schanzwerken vor, wo sie abprotzten und sofort das Feuer gegen die türkischen Verschanzungen eröffneten.

Während einer Stunde spielte die Artillerie, auf beiden Seiten trefflich bedient, wobei es jedoch der russischen gelang, bis auf Kartätschenschußweite vorzugehen. Die Trommeln wirbelten nunmehr zum Angriff und vier Bataillone des Selenginski'schen, nebst zwei des Jakutzki'schen Regiments formirten die Sturmcolonne, commandirt von Oberst Sabatinski.

In diesem Augenblick traf der Oberbefehlshaber, Fürst Gortschakoff, mit seinem Gefolge auf dem Schlachtfelde ein.

Die Artillerie gab noch eine Salve, dann wandte sie sich zur Rechten und Linken, und beschoß die Schanze und die Insel, während die Colonne im Sturmschritt vorging.

Der erste Aufstoß war fürchterlich—der Tod hielt seine reiche Ernte. Die Geschütze im Quarantainehaus schwiegen, bis die Colonne auf hundert Schritt an die Pallisaden heran war, und begannen dann ihr Kartätschenfeuer auf die dichtgedrängte Masse.

Die Colonne wankte, doch der Zuruf der Offiziere hielt sie zusammen und trieb sie vorwärts.

Eine zweite volle Lage begrüßte sie, kaum dreißig Schritt von den Verschanzungen, eine der Kugeln riß den tapfern Veteran zu Boden, der sie führte.

Dies Mal widerstand die russische Tapferkeit nicht, die Bataillone wichen und stürzten in wilder Flucht zurück; zugleich warf sich die zur Seite des Quarantainehauses, zwischen diesem und der alten Schanze gedeckt aufgestellte Cavallerie auf die Weichenden und trieb sie in wilder Flucht vor sich her. Die russische Artillerie vermochte nicht ein Mal, zum Schutz der Ihren zu feuern, so dicht geballt in einander waren Freund und Feind.

„Nun, Fürst, verdienen Sie sich das Hauptmannspatent. Hinunter zu Kolsjaninoff, er soll angreifen und den Leuten Luft schaffen.“

Iwan verbeugte sich vor dem Commandirenden und gab seinem Pferde die Sporen; in wenig Augenblicken war er bei den Ulanen und hatte die Ordre überbracht.

„Abgeschwenkt, erste, dritte und fünfte Escadron rechts, die zweite und vierte links, die sechste in Reserve. Galopp! Marsch!“ Die Commandos erklangen, die Trompeten bliesen, und im Galopp sausten die braven Ulanen über das schlimme Terrain, während durch die Mitte bereits die Spitzen der Fliehenden anlangten.

Die türkische Cavallerie, aus Husaren und syrischen Baschi-Bozüks bestehend, erhielt von zwei Seiten den Stoß und konnte nur schwer widerstehen. Dieselben Ursachen, welche die russische Artillerie behindert hatten, dienten auch jetzt den Gegnern zum Nachtheil. Ein wildes Einzelgefecht entspann sich, namentlich auf der Seite der Baschi-Bozüks, die mit ihren Lanzen den Ulanen das Gleichgewicht zu halten vermochten.

Hier, neben Szamarin im dichtesten Gewühl, befand sich der junge Fürst. Sein Gesicht war bleich, doch die Augenbrauen finster zusammengezogen, wie von einem festen Entschluß. Seine Rechte hielt den Degen, doch nur zur Verteidigung—diese Klinge war noch rein von Blut!

In solcher Nähe war der Kampf mit den wilden Söhnen der syrischen Steppen furchterregend. Die braunen Gesichter mit den blitzenden Augen, die wilden ungewohnten Gestalten in der seltsamen oft zerlumpten Tracht, konnten selbst

die Kaltblütigkeit eines alten Soldaten verwirren. Dem Fürsten blitzte und wogte es vor den Augen, bis er einen scharfen Schmerz an seinem linken Arm hingeleiten fühlte, ein Lanzenstich, für seine Brust bestimmt, hatte ihn leicht verwundet. Im Augenblick darauf hieb Szamarin den Turkomanen vom Pferde.

„Vorwärts, Kamerad, nicht geschont die...“

Der schwere Schlag eines Yatagans traf durch den Kalpak hindurch seine Stirn, zugleich durchbohrte eine Pistolenkugel seine Brust—der Tapfere breitete die Arme weit aus—in der Faust noch den Säbel hoch geschwungen—dann stürzte er unter die Hufe der Pferde, die nur den zuckenden Leichnam zertraten.

Dies Mal war es der jungfräuliche Stahl, der den Tod des Kameraden rächte und sich tief in die Seite des Schützen begrub. Ein wilder Schreckensruf erfolgte, als der Türke, offenbar ein Offizier höheren Ranges, fiel, und zugleich brach von der Seite her die Reserve der sechsten Escadron in den Feind. Die regulären Reiter wandten sich zur Flucht, im Augenblick war diese allgemein; im Carrière zum Ufer, bis in's Wasser der Donau hinein, jagte die türkische Cavallerie, verfolgt von den Ulanen, bis das Flankenfeuer von den Batterien der Insel diesen Einhalt gebot und sie zurücktrieb.

Bleich, schwankend auf seinem Roß, den blutigen Stahl noch an der Hand hängend, kam Fürst Iwan in den Reihen der schwergelichteten Escadrons zurück. Ein alter bärtiger Unteroffizier führte am Zügel den prächtig geschirrten Araber, dessen Sattel sein Stoß eben geräumt hatte.

„Sie sind ein Glückskind, Fürst,“ sagte der Cornet an seiner Seite; „ich glaube, es war der Führer dieser Horden, den Sie getroffen haben. Vielleicht findet sich in diesen goldverbrämten Satteltaschen ein Ausweis; schade, daß wir nicht Zeit hatten, den Kerl selbst zu durchsuchen.“

In der That fand man in diesem Reservoir der türkischen Soldaten neben dem Tabacksbeutel die Ordres des Tages, welche erwiesen, daß der Getödtete Hassan-Pascha, der Führer der Cavallerie des Corps, war.

Der Oberbefehlshaber selbst kam der zurückkehrenden Cavallerie entgegen und hörte die dem Commandirenden erstatteten Rapporte an, während die Colonnen sich wieder sammelten und formirten. Hierbei wurden auch die in dem Sattelzeug des gefallenen türkischen Führers gefundenen Ordres und Papiere übergeben, und von einem der Offiziere, der türkisch verstand, schnell übersetzt. Sie schienen von Wichtigkeit, denn während die Artillerie von Neuem ihr Spiel begann, zog sich der General en chef mit dem Commandirenden des Corps und einigen der älteren Stabsoffiziere zu einem kurzen Kriegs Rath zurück.

Derselbe war in wenig Minuten beendet, und indeß General Dannenberg auf's Neue seine Befehle für den Angriff ertheilte, winkte der Obercommandirende den jungen Fürsten zu sich.

„Ich gratulire, Herr Capitain,“ sagte er freundlich; „Sie haben sich in Ihrer ersten Affaire ausgezeichnet, wie ich sehe, selbst auf Kosten einer Wunde, und uns zugleich einen wichtigen Dienst geleistet. Ich breche in diesem Augenblick nach Giurgewo auf, wo, wie ich aus den gefundenen Papieren ersehe, unsere Positionen zugleich bedroht sind. Sie bleiben bei General Dannenberg zurück, der Sie später mit Depeschen an General Anrep und General Lüders senden wird. Von Galacz aus begeben Sie sich nach Odessa zurück. Ich hoffe, Herr Capitain, wir sehen uns bald wieder.“

Er galopirte davon und Fürst Iwan schloß sich, nicht ohne geheimen Stolz und dennoch trübe und ernst, dem Stabe des Commandirenden an.

Der Tag neigte sich stark, es war bereits 4 Uhr. General Dannenberg hatte die Ordre erhalten, noch einen kräftigen Angriff zu machen und die Türken womöglich aus ihrer Position zu verdrängen, jedenfalls aber die eigene Stellung zu halten. Die Trommeln gaben das Zeichen zum Antreten, und wiederum gingen die Batterien vor und eröffneten das Feuer. Dies Mal hatten alle acht Bataillons das Commando zum Sturm, während die Hälfte der Ulanen mit den Kosaken nachrücken und die türkische Cavallerie in Schach halten sollte. General-Major Ochterlone, ein Ire von Geburt, der Commandeur der Brigade, übernahm selbst das Commando. Der Sturmmarsch wirbelte in kurzen Schlägen; die beiden Colonnen setzten sich in Geschwindschritt, die Eine gegen das Quarantainehaus, die Zweite gegen die große Verschanzung.

Beide gelangten zu gleicher Zeit—ohne daß die feindliche Artillerie feuerte—an das Ziel, die Erste an die Pallisaden, die Zweite an die mit Wasser gefüllten Gräben vor den Schanzen.

In diesem Augenblick begann auf ein von den letztern aus gegebenes Signal ein mörderisches Feuer aus den maskirten Batterien der Schanzen, aus den Kanonen des Quarantainehauses und von Tutturkai herüber. Zugleich eröffneten die auf der Schanze und im Gebäude postirten Scharfschützen—nach dem mehrfach hörbaren italienischen Commando meist Piemontesen—ein tödtliches Feuer auf die Anstürmenden.

An den Pallisaden wogte der Kampf in wildester Heftigkeit auf und nieder, die Leichen thürmten sich in Haufen, der Tod hielt seine gräßliche Ernte unter den Russen. Die finstern verbissenen Männer sanken ohne Klage, noch im Sterben den Feind bedrohend.

Vergebens war der Ansturm; die Pallisaden zwar fielen unter dem Andrängen der Tapfern, die sie mit den Händen aus dem Boden rissen und die stürzenden mit ihren Leichen deckten. Hinter der Wand von Holz starnte die Wand der Bajonette, aus den Fenstern des Hauses regneten die Büchsenkugeln der Scharfschützen und die Kartätschen der Inselbatterien schlugen grimmig in die Reserve.

Drüben an den Schanzen tobte der Kampf nicht minder heftig. Von den Nachfolgenden getrieben, warfen sich die Vorderreihen in die wassergefüllten Gräben, deren Fluth ihnen bis an den Hals ging.—Das Gewehr hoch in der Hand drangen sie vor, wer glitt, wer stürzte, war rettungslos verloren, die Füße der eigenen Kameraden traten ihn in den Grund. An dem Wall klotzten sie empor, Zehn, Zwanzig, Hundert stürzten herab in das nasse Grab, aber hier krallte sich Einer fest auf der Böschung, dort ein Zweiter, ein Dritter, Hundert standen auf dem Wall:

„Hurrah! die erste Schanze ist erstürmt!“

Die fliehenden Türken warfen sich auf ihre Cavallerie, Verwirrung, Toben überall, die Reiter setzten in den Strom, um die Insel zu erreichen, selbst die Infanteristen stürzten sich in die Wellen zu den Booten und Schiffen.

„Victoria!“

Aber der Ruf war zu früh. Von der zweiten flankirenden Schanze donnerten die Kartätschenladungen in die Sieger und rissen breite Lücken. Von Tutturkai herüber schmetterten die Paßkugeln Tod und Verderben in die Reihen, ein mörderisches Feuer erhob sich von den Booten.

Von der Front des Quarantainegebäudes wichen die Tapfern, das Kreuzfeuer der Batterien war nicht auszuhalten. Zum Glück explodirten, von den russischen Kugeln entzündet, zwei Pulverkasten in dem Gebäude selbst und rissen

breite Spalten in die kugeldurchlöchernten Mauern, so daß sich die türkische Artillerie daraus zurückziehen mußte.

Aber am Ufer faßte sie neues Posto und bestrich von hier aus den Platz um das Haus und die eroberte Schanze.

Ein weiterer Angriff auf die von der Insel und Tuturkai her gedeckten übermächtigen Massen wäre Wahnwitz gewesen. General Dannenberg gab das Zeichen zum Rückzug.

Die Ambulancen nahmen unter dem Schutz von Cavallerie-Pikets dicht vor der türkischen Stellung unbehindert ihre Verwundeten auf. Zwölfhundert Tode und Verwundete deckten von russischer Seite das Feld—fast sämtliche Majors, beide Obersten waren verwundet, 18 Offiziere unter den Leichen—die gesicherte Position hatte den Verlust der Gegner bedeutend geringer gelassen.

Der Sieg war unentschieden; das Dunkel des Abends lagerte sich über die blutgetränkten Fluren, die Türken campirten am Donauufer und in der größeren Schanze, die sie behauptet hatten, die Russen zogen sich auf Oltenitza zurück.

Hier—das Städtchen war verschont geblieben von dem Kampf—in der Stube eines kleinen Häuschens fertigte General Dannenberg zunächst die Depeschen, mit denen Boten nach allen Seiten abgingen. Capitain Fürst Oczakoff erhielt die Ordre, zunächst nach Kalarasch zu General Anrep, so wie für General Lüders oder den Commandirenden von Galacz, General Engelhard, die Depeschen zu überbringen, welche eiligst alle disponiblen Truppen requirirten.

Die Nacht lag mit ihren feuchten Nebeln über Flur und Strom, als der neue Capitain mit seinem Diener und zwei Ordonanz-Kosaken durch die Straßen des Orts schritt, um sich eine Strecke unterhalb Oltenitza im Schutz des Dunkels in einem Fischerboot zur Fahrt nach Kalarasch einzuschiffen.

Von dem Schlachtfelde her trugen die Windstöße hin und wieder seltsame Töne herüber. Aus den Häusern, die zu Lazarethen eingerichtet waren, drangen die Klagen und Seufzer des Schmerzes—ein Zug dunkler Gestalten auf dem Wege zur Kampfstätte defilirte an ihnen vorüber—die Todtengräber gingen an ihr Geschäft!

2. Die Schlacht.

Von allen Seiten rückten am 6., 7. und 8. die disponiblen russischen Corps nach Oltenitza heran. Es galt, den Kriegsplan des türkischen Oberfeldherrn in seiner ersten Entwicklung zu brechen.

Während, wie oben erwähnt, der äußerste linke Flügel des Muschirs in der Stellung von Widdin-Kalafat die Verbindung mit Serbien verhinderte und die Russen in der kleinen Walachei beschäftigte, hatte Omer-Pascha seine Hauptmacht bei Tuturkai und Rustschuk concentrirt und beabsichtigte, von beiden Punkten aus die russische Position zu durchbrechen und concentrisch gegen Bukarest vorzudringen. Zugleich sollten ein dritter Übergang bei Silistria die linke Flanke der russischen Stellung isoliren und ähnliche Versuche an andern Punkten ihre Donaulinie in Allarm halten. Von diesem Plan war bis jetzt nur der Übergang und die Festsetzung bei Oltenitza gelungen und auch hier durch den raschen Angriff des Dannenberg'schen Corps ein weiteres Vorgehen verhindert worden.

Wir haben bereits zu Anfang des Kapitels mitgetheilt, daß auch die Versuche auf Giurgewo am 1. bis 3. gescheitert waren.

Dennoch gab der Muschir das Unternehmen nicht auf. Er war jetzt selbst im Lager von Tuturkai eingetroffen, zugleich mit ihm von Constantinopel der berühmte Insurgenten-General Klapka, und unter dessen Leitung wurden die Anstalten getroffen, die Stellung in Oltenitza auf's Neue zu befestigen. Die fortwährend seit dem 4. über den Strom zugeführten Verstärkungen hatten es möglich gemacht, die russischen Vorposten bis hinter Oltenitza und auf ihre etwa einen Kanonenschuß hinter diesem Ort befestigte Reserveposition zurückzuwerfen.

Am 8. standen 25,000 Mann Türken in den neu befestigten Schanzen und um das Quarantainehaus in der nämlichen Aufstellung, die bei dem Kampf am 4. so tapfer vertheidigt worden war. General Klapka, der ausgezeichnetste Artillerist der ungarischen Armee, commandirte die Artillerie und hatte zur Herstellung der Verbindung der Ufer über die Mündung des Argisch Brücken schlagen lassen.

Unterdeß concentrirten sich die russischen Streitkräfte bei Budeschti und am Morgen des 9. waren in den nächsten Umgebungen von Oltenitza 35,000 Mann versammelt unterm Commando des Oberbefehlshabers. Zwei berühmte Artillerie-Generale standen also hier einander gegenüber.

Auch bei Giurgewo hatten die Russen ihre Stellung befestigt und unweit davon in der Richtung nach Bukarest ein verschanztes Lager von 7–8000 Mann bei Foreschti gebildet, um die Türken bei einem Übergange zu verhindern, von hier aus der russischen Stellung in die Flanke zu fallen.

Am 8. setzten die Türken von Rustschuk auf die zwischen den beiden Städten liegenden Donauinseln über und befestigten die größere derselben, die Mokomen-Insel. Die Position war gefahrdrohend, und General-Lieutenant Szoimoff, der Commandirende der 10. Infanterie-Division, dem die Vertheidigung dieses Theils anvertraut blieb, beschloß, die Gegner von der Insel zu vertreiben, ohne erst die von Bukarest nach Giurgewo dirigirte, wegen der schlechten Beschaffenheit der Wege aber noch nicht angelangte Brücken-Equipage abzuwarten.

In der Nacht zum 9. ließ daher der General 24 Stück schweres Geschütz, dessen Räder, um jedes Geräusch zu vermeiden und auf diese Weise dem Feind die Annäherung zu verbergen, mit Stroh umwickelt waren, an das Donauufer führen und am andern Morgen, sobald der den Strom bedeckende Nebel gefallen, aus diesen das Feuer gegen die Position der Türken auf der Mokomen-Insel eröffnen.

Nach drittehalb Stunden waren die Türken, die hier wegen der Breite des Flusses vom eigenen Ufer aus nicht genügend unterstützt werden konnten, genöthigt, die Position zu räumen. Dagegen behielten sie ihre Stellung auf einer nahe gelegenen und durch die Terrain-Formation besser gedeckten Insel.

Zur selben Zeit befahl Fürst Gortschakoff den Angriff auf die Verschanzungen der Türken in und bei Oltenitza. Die Oberbefehlshaber der beiden Heere commandirten hier gegen einander.

Am 9. und 10. bestand der Kampf größtentheils in Artillerie-Gefecht, doch wurde am letztgenannten Tage Oltenitza von den Russen mit dem Bajonet genommen und wieder verloren. Am Abend des 10. hatte der Muschir noch unverändert seine Stellung inne.

Das Wetter war so schlecht, daß die Artillerie oft nicht feuern konnte. Dennoch wurde der Kampf mit geringen Unterbrechungen Tag und Nacht fortgesetzt. Fürst Gortschakoff beschloß für den nächsten Tag einen gemeinsamen

Angriff auf alle Punkte der türkischen Position. Die Vorbereitungen wurden während der Nacht in umfassender Weise betrieben.

Mit dem Schwinden der Nebel am Morgen begann die Kanonade aus mehr als achtzig Geschützen, denen die nicht viel geringere türkische Artillerie antwortete. Der Kanonendonner war deutlich in Bukarest zu hören.

Um 11 Uhr Vormittags begann der Sturm. Drei Mal wurde Oltenitza von den Colonnen der Russen genommen, erst zum dritten Mal vermochten sie es zu behaupten, doch war der Sieg nutzlos; denn alsbald beschoß die türkische Artillerie von den Schanzen den verlorenen Halt mit glühenden Kugeln und die Flamme jagte die Sieger wieder aus den erstürmten Gassen.

Am blutigsten tobte jedoch die Schlacht an den Schanzen selbst. Colonne auf Colonne führten die Generale zum Sturm, aber das furchtbare Kreuzfeuer von vier Punkten aus warf sie immer auf's Neue zurück und ihre Todten deckten haufenweise den Boden.

Die Türken hatten Massen von Schanzkörben von Tutturkai herüber geschafft und mit diesem Material die Stellung am Quarantainehaus und den Schanzen befestigt. Die Brücke über den Argisch ermöglichte es der türkischen Cavallerie, mit Erfolg an den Einzelgefechten auf beiden Seiten Theil zu nehmen.

Erst Nachmittag um 4 Uhr befahl der Fürst den Rückzug; die erschöpften Truppen bivouacquirten um das brennende Oltenitza, neue Kraft zu sammeln für die Blutarbeit des nächsten Tages, die wahrscheinlich eben so vergeblich sein sollte.

Der Generalstab hatte sich zum Dorfe Mitréni-Fundéni zurückgezogen und hielt dort Kriegsrath. Am nächsten Morgen wurde der Ankuft des Generals Anrep mit seinem Corps von Kalarasch entgegen gesehen und der Kampf sollte dann mit den frischen Truppen erneuert werden.

In dem Dorfe selbst herrschte das Leben eines Feldlagers nach der Schlacht; Truppen aller Waffengattungen campirten auf den Straßen, in den Häusern und Ställen der Tscharans,⁽²⁻¹²⁾ große Feuer, vom Novembersturm oft in langen Zungen über die ärmlichen Erdhütten hin gejagt, gaben den umherlagernden Gruppen Wärme und Nahrung. Geschrei, Lärm, Gelächter und Töne des Schmerzes überall, der Wotka und der Rakih⁽²⁻¹³⁾ machten die fleißige Runde, Juden, Zigeuner und zerlumptes Gesindel aller Art, trieb sich zwischen den Soldaten umher, Lebensmittel feil bietend, oder um Beute schachernd. Hin und wieder klang das Spiel der Cither oder der Trommelflöte, von Zigeunern gespielt, und versammelte die für Musik sehr empfänglichen Söhne des Nordens in dichten Haufen.

Vor dem Quartiere des Oberbefehlshabers herrschte nicht weniger reges Leben, Offiziere aller Grade, Wachen, Ordonanzen, kommende und gehende Boten bildeten ein buntes Gewühl, durch das sich eben ein junger Mann in reicher, aber jetzt schmuzbedeckter ungarischer Tracht drängte, eifrig nach Capitain Meyendorf forschend und fragend. Endlich gelang es ihm, durch das Geschenk eines blanken Dukatens eine Ordonanz zu bewegen, den Capitain, der als Adjutant im Stabe stand, aufzusuchen. Bald darauf erschien derselbe und schaute sich nach dem Suchenden um.

„Ah, sieh da, Herr Aleko Pelin,“ sagte er freundlich, als er ihn in dem jungen Mann gefunden, „was führt Sie hierher aus der glänzenden Gesellschaft von Bukarest in unsere Reihen, wo der Tod seine Ernte hält? Dieser Ort ist wahrlich kein Aufenthalt für einen der ersten Stutzer der walachischen Hauptstadt, der nicht an Gefahr, Anstrengung und Entbehrung gewöhnt ist, wie sie hier allein zu holen sind.“ Der junge Mann lächelte einen Moment höhnisch bei dem

Spott über seine Weichlichkeit, dann aber faßte er hastig den Arm des Offiziers und zog ihn bei Seite.

„Entschuldigen Sie, Herr Capitain,“ sagte er erregt, „daß ich die flüchtige Bekanntschaft im Hause meines Vaters, des Groß-Kaminars, benutze, um in einer dringenden Angelegenheit mich an Ihre Hilfe zu wenden. Ich bin, wie viele Andere, von Neugier und Theilnahme getrieben hierher gekommen und fand zufällig hier einen jungen Menschen, den ich kenne, in großer Gefahr, wegen irgend eines Mißverständnisses von Ihren aufgeregten Soldaten getödtet zu werden. Es ist—“ er zögerte, „zwar nur ein Zigeuner, aber ich gestehe, ich nehme großes Interesse an ihm und wußte in meiner Noth nicht, an wen ich mich wenden sollte.“

Der Capitain blickte ziemlich ernst.

„Sie sollten sich hüten vor solchen Bekanntschaften, Herr Pelin. Sie wissen sehr wohl, daß der Groß-Kaminar wenig mit Ihrem Treiben zufrieden ist und daß solcher Umgang nicht zu der Stellung paßt, die Sie sonst in Bukarest einnehmen. Doch sollen Sie sich nicht umsonst an mich gewendet haben. Wo ist der Mann?“

„Er wird in der nächsten Wache festgehalten.“

„Ich hoffe, daß er unschuldig ist und ich Etwas für ihn thun kann. Kommen Sie.“

Er ging mit dem jungen Bojaren die Gasse entlang, bis sie an das Haus kamen, wo die Corpswache sich einquartirt hatte. In dem Stübchen fand der Capitain ein seltsames Paar. Ein junger Mensch von siebzehn bis achtzehn Jahren, in der zerlumpten Tracht eines Zigeuners, die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt, horchte mit bleichem Gesicht, auf dem bereits alle Spuren der Liederlichkeit sich zeigten und jetzt deutlich die Todesfurcht ausgeprägt lag, in einem Winkel zusammengekauert, zagend auf die Trostsprüche eines Mädchens, das, vielleicht zwei bis drei Jahre älter als der junge Verbrecher, auf der Erde neben ihm saß, ohne sich um die Reden und Spöttereien der Soldaten zu kümmern.

Als sie sich bei dem Eintritt Aleko's und des Capitains erhob, zeigte sich diesen eine jener seltsamen Schönheiten, wie sie die in der Walachei noch sehr zahlreiche⁽²⁻¹⁴⁾ Zigeunerrace in all ihrem Schmutz und aller Versunkenheit oft hervorbringt: eine junonisch schöne Gestalt, die selbst das gürtellose walachische Hemd mit der breiten roth- und gelbgestreiften Schürze nicht zu verbergen vermochte, die Züge des dunkelbraunen Gesichts regelmäßig, fein, schwärmerisch; über den Feuer- und Muth-blitzenden schwarzen Augen die schön gewölbten Augenbrauen, an der Nasenwurzel einander entgegenlaufend; das üppig wuchernde schwarze Haar von einem rothen Tuch bundartig zusammen gehalten—das war das Wesen, das ihnen mit einer gewissen kühnen Haltung entgegen trat und eifrig den Bojarensohn befragte. Der Capitain glaubte nicht mit Unrecht in dem Mädchen die Ursache des Interesses zu sehen, das der junge Mann an dem Vagabonden nahm, und erkundigte sich bei dem Unteroffizier der Wache, was derselbe verbrochen habe. Zu seinem Bedauern vernahm er jedoch, daß die Sache ernster war, als er gehofft. Der Bursche hatte sich mit Andern seines Gelichters im Hauptquartier eingefunden, und war am Abend von einer Patrouille mit mehreren Gefährten dabei betroffen worden, wie sie einen russischen Soldaten, der sich verwundet zum Dorfe schleppte, geplündert und ermordet hatten. Der Unglückliche lebte noch und bezeichnete seine Mörder, von denen es nur gelungen war, den Zigeuner zu erwischen. Lügen nutzte nicht, denn der Beweis lag vor und die Befehle gegen das Gesindel waren äü-

berst streng. Der Oberst des Regiments hatte kurz entschieden, ihn am andern Morgen vor dem Aufbruch zur Warnung für seine Genossen aufzuhängen.

Als der junge Bojar sich daher wieder an den Capitain wandte, zuckte dieser bedauernd die Achseln und erklärte, daß er gegen das ausgesprochene Urtheil eines commandirenden Offiziers nicht interveniren könne und der Bursche sein Schicksal ohnehin verdient habe.

Das Mädchen—die Schwester des Verurtheilten—schien an der Miene der Sprechenden den abschläglichen Bescheid errathen zu haben, denn sie warf sich heftig dem Capitain in den Weg, der bereits die Hütte verlassen wollte.

„Weile, blanker Krieger,“ bat sie flehend, „und höre was Dir Sarscha zu sagen hat. Mungo ist ihr Bruder und Mungo darf nicht sterben, denn er ist Zinka's, meiner Mutter, Sohn und ihre Liebe und das Messer in ihrem Herzen. Wer sollte meinen Vater Tunso rächen, wenn es nicht sein Anblick bei ihr thäte? Gieb ihn frei, blanker Krieger, und die Kinder des Egypterlandes werden Dich segnen und können Dir dienen, mehr als Du denken magst!“

„Machen Sie der Scene ein Ende, Herr Pelin,“ sagte der Capitain, der die walachische Sprache des Mädchens nur sehr unvollkommen verstand, unwillig zu seinem Führer. „Sie werden besser thun, sich mit mir zu entfernen.“

„Halten Sie ein, Herr Capitain,“ erwiderte der junge Mensch, dem Sarscha einige Worte gesagt hatte, während ihr Bruder jammernd zu den Füßen des Offiziers kroch. „Sie ahnen nicht, welchen Dienst Sie von sich stoßen. Das Leben dieses Burschen kann Ihrer Armee den Sieg verschaffen, die sich sonst nutzlos vor den Battereien der Türken opfern wird. Seine Mutter allein vermag es, wenn sie will, Ihre Colonnen durch die Sümpfe des Argisch und den Feinden in den Rücken zu führen.“

Der Capitain horchte auf. „Was sagen Sie da? Ist das Ihr Ernst?“

„Ich schwöre es Ihnen! Die Zigeunerin Zinka ist die Einzige, welche aus früherer Zeit die geheimen Schlupfwege der Sümpfe kennt, und sie wird das Leben ihres Sohnes gern mit diesem Preis erkaufen.“

Herr von Meyendorf wußte, welchen unendlichen Werth das Anerbieten haben mußte, wenn es sich bewahrheitete. Es konnte das Schicksal des Kampfes sofort entscheiden; denn gelang es dem Feldherrn, Truppen zwischen das Donauufer und die türkische Position zu werfen, so war diese mit gänzlicher Abschneidung bedroht und der Feind mußte sich eiligst zurückziehen oder war verloren. Er überlegte einige Augenblicke, dann sagte er:

„Wo befindet sich die Frau, von der Sie sprechen?“

„Sie wohnt in den Sümpfen selbst, einsam und allein mit ihrer Familie, denn ihr Stamm hat sie verstoßen und jeder Walache geht ihr mit einem Fluch aus dem Wege.“

„Wohlan, ich will Ihnen glauben und mich von Ihnen oder diesem Mädchen zu dem Weibe führen lassen, um sie selbst zu befragen. Ist das, was Sie sagen, wahr, so bürge ich Ihnen dafür, daß der Verbrecher dort frei und ungestraft ausgehen soll. Beabsichtigt man jedoch, einen Verrath an mir zu üben, so werden meine Kameraden mich rächen. Jeden Falls bleibt der Mensch als Geißel hier gefangen.“

Er ertheilte dem Unteroffizier der Wache seine Befehle, schrieb einige Worte mit Bleistift an einen Kameraden, um seine Abwesenheit zu rechtfertigen, und winkte dann, daß er bereit sei, sich auf den Weg zu machen.

Sogleich hüllte sich die junge Zigeunerin in ihr Regentuch und verließ das Haus. Der Capitain und Aleko folgten ihr, nachdem dieser noch den jungen Vagabonden beruhigt hatte.

Das Mädchen wandte sich, ohne die Anreden und Spöttereien zu beachten, die ihr von den zahlreichen Soldaten-Gruppen zu Theil wurden, zwischen denen hindurch ihr Weg sie führte, nachdem sie das zum größten Theil aus walachischen Erdhütten bestehende Dorf verlassen hatten, sofort der Richtung der Sümpfe zu, die etwa 1000 Schritt zur Seite ihren Anfang nahmen. Stumm und ernst schritt sie vor ihnen her, ohne sich anscheinend viel um die Nachkommenden zu kümmern, auf einem Wege, der schlangengleich sich durch den Morast und das hohe Schilf und Röhricht wand. Aleko Pelin schien jedoch ziemlich vertraut damit, denn obschon die hohe Gestalt ihrer Führerin oft im Dunkel verschwand, geleitete er den Capitain doch sicher und ohne sich zu besinnen den verwickelten Pfad, von dem der Offizier mit Staunen bemerkte, daß er obwohl hin und wieder schwankend, wie auf elastischem Grund, doch sicher und fest genug war, eine bedeutende Last zu tragen.

So mochten sie wohl eine halbe Stunde in diesem Wald von Rohr fortgeschritten sein, als sie bei einer plötzlichen Wendung ein Licht vor sich sahen. Es kam aus einer jener walachischen Pfahlhütten, wie sie in den Sümpfen die menschlichen Wohnungen bilden, während auf dem trockneren Lande die meisten Häuser oder Hütten der Landleute und ärmeren Klassen aus großen in die Erde gegrabenen Gruben, mit Holz und Moos gegen die Feuchtigkeit ausgelegt, bestehen, mit nur wenig über den Boden emporragenden Wänden, auf denen das spitze Strohdach sitzt.

Als die Gesellschaft sich der Hütte näherte, deutete ihnen die junge Zigeunerin durch Zeichen an, zu verweilen, stieg dann rasch auf der Leiter empor, die statt der Treppe zum Ausgang diente, und verschwand im Innern.

Die Hütte stand auf acht Pfählen, war ziemlich groß und, ihr Fußboden etwa 3 Ellen hoch vom Sumpfboden entfernt, so daß man nicht in ihr Inneres blicken konnte.

Sie bestand aus Balken und Flechtwerk von Rohr, das mit Lehm und Mörtel zu einer ziemlich festen Masse verbunden war. Die Fensteröffnungen waren durch Läden verschlossen bis auf eine, aus welcher der Lichtschein des Feuers in die dunkle neblige Nacht strahlte.

„Sie erwähnten vorhin, Herr Pelin, daß die Mutter des jungen Mädchens von ihrem Stamm verstoßen sei und von den Walachen allgemein gehaßt werde. Hat sie sich eines besonderen Vergehens schuldig gemacht?“

Der Jüngling trat näher zu ihm heran.

„Haben Sie nie von Zinka, der Zigeunerin und ihrem Geliebten, Tunso, gehört?“

„Die Namen sind mir unbekannt. Wer ist oder war Tunso?“

„Jeder Knabe in Bukarest, ja, in der ganzen Walachei, würde Ihnen Auskunft geben können, wer Tunso war, obschon fast zwanzig Jahre seit seinem Helden-tod vergangen sind. Tunso war der gefürchtetste und berühmteste General-Einnehmer der indirekten Steuern der Walachei.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Tunso war—was die Leute so nennen—eigentlich ein Räuber, der Schrecken der Türken, der Vornehmen und Reichen, aber der Held, der Abgott der Armen. Von den Reichen, nahm er, den Armen gab er. Die Unterdrücker des Volkes zitterten vor ihm, die Lieder des Volkes singen seinen Ruhm!“

„Ich begreife nicht, wie Sie, der Bojarensohn, über einen gemeinen Spitzbuben und Mörder in Enthusiasmus gerathen können?“

„Tunso hat nie einen Meuchelmord begangen, es war Nichts Niederes an ihm und er konnte, wenn er wollte, den vollkommensten Cavalier spielen. Die klein-

ste Erzählung seiner Thaten und Abenteuer wird Sie über seinen Charakter belehren. Ich will Ihnen nur ein Beispiel anführen, das Ihre eigene Nation betrifft. In der Zeit seiner größten Macht, als er am gefürchtetsten war, hatte er in Erfahrung gebracht, daß der damalige provisorische Gouverneur der Donau-Fürstenthümer, General Kisseff, sich in der Umgegend von Piteschi aufhielt, um Bäder zu nehmen. Sofort beschloß Tunso, ihm seinen Besuch zu machen. Der General pflegte des Morgens in dem großen Park, der an sein Haus stieß, spazieren zu gehen. Tunso postirte seine Bande hinter der Umfassungsmauer des Parks, schwang sich in denselben und stellte sich dem General mit dem artigsten Compliment vor.—

„Herr General,“ sagte er, „ich bin Tunso. Es ist durchaus nicht meine Absicht, Ihr Geld, Ihre Kostbarkeiten oder gar Ihr Leben zu nehmen, Sie haben also Nichts zu fürchten.“

„Was wollen Sie denn?“

„Herr General,“ entgegnete Tunso mit tiefer Verbeugung, „meine Braven liegen dort hinter der Gartenmauer im Schatten, ich brauche Ihnen nur ein Signal zu geben, und sie sind zur Stelle. Euer Excellenz werden sich selber daraus den Schluß ziehen, daß Sie in meiner Gewalt sind.“

„Noch ein Mal, was wollen Sie?“ wiederholte der Gouverneur.

„Nichts als Ihnen meine Aufwartung machen und Ihnen bemerken, daß ich auf Ihre Artigkeit rechne, wenn ich Ihnen in die Hände gerieth, wie Sie jetzt in den meinen sind.“

„Herr von Kisseff, der diese Anekdote selbst im Hause meines Vaters erzählt hat, kehrte dem Räuber den Rücken, eilte in's Haus und gab Befehl, strenge Nachforschungen zu halten und Tunso, ohne ihm ein Leides zu thun, lebendig zu ihm zu führen. Aber die Jagd blieb erfolglos und Tunso lachte den General aus.“

Der Capitain lächelte. Er begriff jetzt, welch einen Einfluß ein solcher Charakter und ein solches Leben in einem halbwilden Lande auf einen jungen erregbaren Mann haben mußte.

„Tunso,“ fuhr Dieser fort—„war oft als Cavalier gekleidet in den ersten Gesellschaften von Bukarest, ja, er hat sogar einen Ball des Fürsten Paul besucht und händigte dort einer schönen Griechin ein kostbares Medaillon wieder ein, das seine Leute am Tage vorher ihr bei der Fahrt durch den Wald von Panthelimon geraubt hatten. Eine Karte, die er ihr zugleich zurückließ, benachrichtigte sie, daß es Tunso selbst war, mit dem sie getanzt hatte. Auch hier entkam er glücklich der Wuth des Fürsten. Er war der Schrecken der Ehemänner und das Entzücken der Frauen. Begegnete ihm aber ein Armer, ein Unglücklicher, so half und gab er ihm reichlich. Kam ihm die Kunde, daß in Folge eines Sturmes, einer Überschwemmung, eines Feuers eine Kirche oder Moschee, ein Haus oder Dorf Schaden gelitten oder zerstört sei, so war er auf der Stelle da und brachte reiche Geschenke. Die Wittwen und Waisen, die Unterdrückten und Verstoßenen hatten an ihm einen Freund und Beschützer. Dem Einen half er mit Geld, dem Andern mit Rath oder mit seiner Rache. Darum hingen Alle an ihm, überall fand er eine Zufluchtsstätte, so viel Arme und Unterdrückte, so viel Freunde und Späher hatte er.“

„Und war der glorreiche Räuber,“ fragte der Offizier scharf, „auch ein Bojarensohn, wie Sie, der seinen Ruhm so zu beneiden scheint?“

Der Jüngling erröthete.

„Er war armer Leute Kind, sein wahrer Name Juwanitza. Er hütete die Heerde, bis die wunderbar schöne Stimme des Knaben den Popa⁽²⁻¹⁵⁾ veranlaßte,

ihn zum Metropolitan nach Bukarest zu führen. Gegen seinen Willen wurde er an den Chorpult der Ober-Bisserika gestellt und blieb dort bis zu seinem 38. Jahre das Entzücken der Stadt. Erst als die Liebe zu der Zigeunerin Zinka seine Seele erfaßte, warf er das Joch von sich und wurde, was er war.“

„Das Mädchen, das uns geleitet, und dem Sie, Herr Pelin, etwas zu tief in die schönen Augen gesehen zu haben scheinen, und der Bursche, der zum Tode verurtheilt ist, sind seine Kinder?“

„Sarscha ist Tunso's Tochter und, wie die Leute sagen, die ihn gekannt, sein Ebenbild. Aber ihr Bruder—Doch sehen Sie,“ unterbrach er sich, „das Mädchen winkt uns, einzutreten. Folgen Sie mir.“

Er klomm die Leiter empor, von dem Capitain gefolgt, und Beide traten in den Vorraum der Hütte, die in zwei Theile geschieden war. Ein dürftiges Lager von trockenem Schilfgras, Angeln und Fischgeräth, Schlingen für das Wild und dergleichen bewiesen, daß hier der Aufenthalt des jungen Burschen war, wenn er zu Hause, was freilich selten genug vorkommen mochte.

„Du kommst zur bösen Stunde zu uns blanker Fremdling,“ sagte das Mädchen indem sie des Capitains Hand faßte, um ihn in die zweite Abtheilung zu führen. „Der glänzende Aldobaran hat nicht geleuchtet auf die Geburt meines Bruders. Im Verrath ward er empfangen und sein Leben ist Schande. Aber das Mutterherz bleibt ein unergründlich Räthsel, dunkler als die Linien Deiner Hand, und der Schatten meines Vaters würde ohne das Kind des Verraths in ihrem Sinn erleichen. Tretet ein darum und vollbringt Euer Geschäft, ehe die Stunde naht, da über die Ältermutter meines Stammes der Geist kommt, der den Schleier der Zukunft hebt.“

Sie zog die alte Decke zurück, die den Eingang verhüllte und die Drei traten in den innern Theil der ärmlichen Hütte. Auf einem kleinen Heerd von Stein brannte in der Mitte des Gemachs—wenn man den Raum so nennen kann—ein Torffeuer, dessen Rauch das Innere füllte, bis er durch die Fensteröffnung oder die Ritzen und Spalten des Daches seinen Ausgang fand. An den Wänden hingen einige geringe Geräthe, darunter die Guzla und das Tambourin, und ärmliche Kleidungsstücke. Am Feuer auf einem niedern Schemel, die Hände wie im Schmerz verschränkt, saß eine Frau, deren hohe Gestalt und deren noch immer Spuren großer Schönheit zeigendes Gesicht offenbar das Leiden mehr gebeugt und gealtert hatte, als die Zahl der Jahre. Ihre großen schwarzen Augen starrten wie abwesend in die Gluth und schwere Tropfen fielen aus ihnen auf die im Schmerz verschränkten Hände.

In einem Winkel des Gemachs aus der dürftigen Ruhestätte der Familie lag eine zweite Gestalt, eine alte, von dem Fieber und Rheumatismus der Sümpfe gichtisch zusammengezogene Greisin, in wunderlich bunte Lumpen gehüllt, das lange weiße Haar wirr um das verwelkte Antlitz hängend, aus dem die erloschenen Augen gläsern und theilnahmlos auf die Fremden starrten.

Das Mädchen trat zu der Frau am Heerde.

„Mutter Zinka, hier ist der blanke Soldat, der mit Dir sprechen will.“

Die Frau fuhr empor und betrachtete einige Augenblicke den Offizier, dann sank sie vor ihm auf die Kniee und hob flehend die Hände zu ihm auf.

„Tödten Sie ihn nicht, o, tödten Sie den Knaben nicht,“ bat sie in den gebrochnen Tönen des tiefsten Herzeleids. „Der Unglückliche ist ohnehin schon der Jammer meiner Tage und die Qual meiner Nächte! was sollte ich thun, wenn ich das Kind meines Jammers noch bleich und todt vor mir sehen müßte!“

„Euer Sohn hat geraubt, und gemordet einen wehrlosen verwundeten Soldaten meines Volkes, Frau, der auch eine jammernde Mutter hat, wie Ihr seid.“ Der Offizier sagte es finster und streng; dann aber fuhr er milder fort: „Es giebt jedoch vielleicht Gnade für den Verbrecher, wenn wahr ist, was mir Eure Tochter gesagt hat. Seid Ihr aus dieser Gegend gebürtig, Frau?“

„Nein, Herr, aber ich kenne hier jeden Fußbreit in Wald und Feld, in Sumpf und Moor.“

„Giebt es Wege durch diese Sümpfe, auf welchen man an das Ufer der Donau im Rücken der großen Schanzen gelangen kann?“

„Es laufen der Pfade viele, aber sie alle führen in die Irre und keiner zum Ziel. Einen nur giebt es, aber nur Wenige, die da leben, wissen von ihm und er ist ein Geheimniß, das diese Wenigen Einem, der jetzt todt ist, mit heiligen Eiden auf die Christenbibel, auf den Koran und auf den großen Stern meines Volkes gelobt haben, nimmer zu verrathen.“

„Und gehört Ihr zu diesen Wenigen?“

„Ich kenne ihn!“

„Wohl. Ist der Weg der Art, daß nicht bloß Menschen, sondern auch Pferde und Gefähr ihn passiren können?“

„Ich habe ihn zwanzig Mal gemacht mit den Reitern Dessen, der dahin ist und der schwerbeladenen Keroutza,⁽²⁻¹⁶⁾ die Waaren brachte und holte vom Donaustrand. Mein einsamer Fuß betritt ihn oft, wenn ich klage um den Verlorenen.“

„So hört. Könnt Ihr uns diesen Weg zeigen und eine Colonne unserer Soldaten mit Geschütz noch in dieser Nacht an das Ufer der Donau in den Rücken der türkischen Stellung führen, so soll Euer Sohn nicht allein frei und jeder Strafe ledig sein, sondern Ihr selbst sollt noch eine Belohnung von zehn Goldstücken erhalten.“

„Gold?—Blankes Gold?“—Ihre Züge belebten sich in der Spannung der unglückseligen Habgier, die sie einst zum Verrath am Theuersten geführt hatte. „Ich habe lange kein Gold gesehen. Zeige es mir, Fremdling, daß ich sehe, Du täuschest die Zinka nicht.“

Der Capitain sah, wie das Mädchen sich mit zornigem Blick von ihrer Erzeugerin abwandte. Ihn selbst widerte diese Gier, die sogar den tiefsten Schmerz überwand, an, doch galt es hier Höheres; er zog seine Börse und nahm eine Handvoll Goldstücke heraus, die er der Frau zeigte.

„Dies wird Euer Lohn sein, wenn Ihr uns den Weg verrathet.“

Das Weib schauderte.

„Verrathen! Ihr sprecht das richtige Wort aus. Ein Mal schon hab ich seinen Leib verrathen um blankes Gold, nun soll ich wieder verrathen sein Vertrauen und den Eid, den ich ihm geleistet. Verderben über mich, daß ich es that!“

Sie begrub das Gesicht schluchzend in ihre Hände.

„Denkt an Euren Sohn, Weib. Dem Todten nützt das Geheimniß nicht und Ihr rettet Euer eigen Kind dadurch vom Galgen.“

Sie fuhr empor.

„Du hast Recht, Fremdling. Nur den Athmenden gehört die Welt.—Bei Azraël, dem Engel der Nacht, ich will Dir den Weg zeigen. Aber zuvor muß ich sicher sein des Lebens meines Kindes.“

„Der Ober-General der Armee selbst wird es Euch zusichern. Ich führe Euch zu ihm.“

Die Frau nickte. Dann holte sie aus dem Winkel eine große Decke, die noch mit einzelnen Resten goldener Tressen besetzt war, und schlug sie um Kopf

und Schultern. So trat sie zu der Greisin auf dem Lager im Winkel und rüttelte sie auf aus ihrer Lethargie.

„Ich verlaß Dich Mutter, für diese Nacht, denn mein eigen Blut ruft mich.“

Die Alte richtete sich auf ihrem Stroh empor.

„Es sind Männer hier aus anderm Geschlecht als das unsre. Hüte Dich, Tochter; die Blanken bringen den Kindern des wandernden Vaters Unheil, und Du hast es erfahren.“

„Der Blanke bringt uns Gold, Mutter, und Aleko Pelin, den Bojarensohn, der uns beschützt, kennst Du.“

„Aleko Pelin?“ fragte die Alte und starrte auf den jungen Mann. „Laß ihn zu mir treten, ehe Du gehst, und den blanken Mann, der Gold brachte in unsre Hütte, mit ihm. Der Geist unseres Stammes liegt auf mir und ich muß die Worte der Zukunft reden.“

Ihr Auge belebte sich mit phantastischem Glanz, ihre Lippen murmelten vor sich hin, während der Capitain und sein Begleiter auf den Wink Zinka's näher heran traten.

„Reiche mir Deine linke Hand, Sohn des Reichen. Die Stunde ist gekommen, wo ich den Schleier heben darf von Deiner Zukunft. Auch Du, blanker Fremdling, gib die Hand, die von Deinem Herzen kommt, aber versilbre sie, auf daß meine alten Augen sich öffnen mögen und die Zunge lehren das Schicksal der Zukunft.“

Der Capitain erinnerte sich der Gewohnheit der Zigeuner, daß ein Geschenk ihrer Prophezeiung vorhergehen muß. Er legte eines der Goldstücke auf die Fläche seiner Hand.

Die Greisin faßte hastig danach.

„Gold,“ flüsterte sie, „Gold, blanker Junge? Möge das Leben Dir so golden sein, wie Du freigebig bist. Aber die Linien Deiner Hand lehren mich, daß Du das wahre Gold nicht aus dem dunklen Schooß zu holen verstehst, wo es Dir gewachsen ist. Daß Die, welcher Dein Herz gehört, Dich allzu sehr liebt, das wird Dein und ihr Unglück sein! Nur das Ende aller Gefahr ist Deine Gefahr. Hüte Dich vor dem Achten!“

Sie ließ die Hand des über den seltsamen Spruch Betroffenen los und faßte die des jungen Bojaren.

„Der Edelmann gehört nicht zur Tochter der Verachteten, der Herr soll nicht sein Blut mit der Slavinn mischen. Wahre Dich vor dem Salz,⁽²⁻¹⁷⁾ Bojarensohn; es gab nur einen Tunso, und der ist todt, aber der Verräther giebt es viele!“

Der junge Mann erröthete tief, indem er ihr ein Silberstück in den Schooß warf.

„Die Alte ist längst schon wahnwitzig,“ sagte er; „lassen Sie uns aufbrechen.“

Sie verließen die Hütte, aus welcher der eintönige Gesang des Weibes durch die Nacht ihnen nachscholl.

Die Zigeunerin Zinka und ihre Tochter schritten voran auf dem Wege den sie gekommen waren. Der Capitain folgte mit dem jungen Walachen.

„Sie sind mir noch den Schluß der Erzählung schuldig,“ sagte der Offizier. „Wenn ich auch Vieles errathen konnte, möchte ich doch gern Näheres wissen. Was war das Ende von der Laufbahn des Räubers, den Sie so sehr bewundern?“

„Der Tod durch Verrath. Die Frau, die vor uns durch das Moor schreitet, war Diejenige die Tunso liebte mit aller Kraft seiner Seele. Auch sie liebte ihn, aber der Teufel blendete sie und fand ihre schwache Stelle in ihrer Gier nach Gold. Als Tunso aller Nachstellungen spottete und seine Verfolger mit blutigen Köpfen

davon schickte, griff man zum Verrath. Der Aga der Itschoglans⁽²⁻¹⁸⁾ berückte die Seele Zinka's mit Bildern von Glanz und Reichthum, und auf das Versprechen von 10,000 Dukaten verrieth die Zigeunerin den Geliebten ihres Herzens, den Vater ihres Kindes.“

„Er wurde ergriffen und gerichtet?“

„Nein, Capitain, dem Henker entging die edle Beute. An der Brücke, die über den Argisch führt, auf der Straße von Bukarest nach Giurgewo, legten sich auf den Wink Zinka's die Itschoglans und Slugitori⁽²⁻¹⁹⁾ in den Hinterhalt. Zur bestimmten Stunde des Abends rasselte die Keroutza mit Tunso und eilf seiner tapfern Gefährten heran. Da sprangen die Häscher hervor und umzingelten die Kühnen. Zehn wurden bei dem Kampf erschossen und in's Wasser des Argisch geworfen, die beiden Andern entkamen: es waren Tunso und sein Lieutenant. Aber einer der Slugitori, ein gewandter Läufer, eilte ihnen nach und fand bald die Spur des Hauptmanns. Dieser glaubte, es sei sein Gefährte, und ließ den Verfolger heran kommen, bis dieser nahe genug war, um ihm zwei Kugeln durch den Leib zu schießen. Trotz der tödtlichen Verwundung gelang es Tunso, zu entkommen und einen Makis⁽²⁻²⁰⁾ zu erreichen. Vergebens suchten ihn die Slugitori mit Fackeln dort. Aber der Schmerz der Wunden war so groß, daß Tunso erkannte, seine Stunde sei gekommen, und selbst die Häscher herbeirief. Sie brachten ihn auf einer Tragbahre nach Bukarest, wo ihm schneller ärztlicher Beistand wurde. Doch die Wunden waren tödtlich und am dritten Tage starb er.“

„Und Zinka?“

„Vor seinem Tode beschied er sie zu sich. Die Verrätherin liebte ihn noch immer und sank wehklagend an seinem Lager nieder, als er sie rufen ließ. Er vergab ihr und starb.“

„Aber der Sohn Zinka's?“

„Der Aga, um die 10,000 Dukaten zu sparen, ließ sie in seinen Harem bringen. Als er kurz darauf nach Constantinopel zurückkehrte, verstieß er das Opfer seiner Willkür; der Gefangene ist ihr und sein Sohn. Seitdem sie den Schutz des Moslems nicht mehr genoß, war sie von Allem, was Walache heißt, verachtet und verabscheut. Der ärmste Bauer schloß vor ihr die Thür und ihr eigener Stamm verstieß sie. So flüchtete sie mit ihren Kindern in diese Wildniß und lebt hier seit Jahren in Elend und Verachtung.“

„Und Sarscha?“

„Sie ist Tunso's echte Tochter, stolz, muthig und entschlossen. Doch das Gesetz ihres Volkes, das von den Kindern unbedingte Hingebung an den Willen der Eltern fordert, ist ihr heilig dabei. Der Bauer öffnet ihr gern seine Hütte, jeder Walache ehrt in ihr die Tochter Tunso's. Aber nur der Tapfre, Kühne, Freie wird die Liebe dieser Zigeunerin gewinnen.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Pelin,“ sagte der Capitain warnend, „daß es Ihnen nicht geht wie Tunso. Die Jugend ist leicht verführt und sieht für Freiheit und Tapferkeit an, was im Grunde nur Zügellosigkeit und Verbrechen ist.“

Sie waren an die ersten Vorposten gekommen und das Gespräch verstummte, da die Gesellschaft jetzt zusammen ging. Capitain Meyendorf führte sie direkt zum Quartier des Oberbefehlshabers, das im Hause des Gutsherrn aufgeschlagen war, und ließ dringend um sofortiges Gehör bitten.

Hier vernahm er, daß auch vom General Anrep eine Meldung angekommen sei.

Derselbe war am Morgen des Tages von Tikodeschti abmarschirt, um dem Befehl zur Verstärkung der Colonnen vor Oltenitza Folge zu leisten. Sofort

machten die Türken auch hier den Versuch, in seinem Rücken von Silistria aus über die Donau zu gehen. Der General erhielt jedoch zeitig genug Kunde, machte Halt und warf mit seiner Arriergarde, aus Kosaken und einigen Geschützen bestehend, die Türken über die Donau zurück.

Die Audienz des Capitains hatte nur kurze Zeit gedauert, als Zinka, die Zigeunerin, schon in das Zimmer des Obercommandirenden gerufen wurde. Bald darauf eilten die Ordonnanzen durch den Ort.

Kaum eine Stunde nachher marschirte das Ochotzki'sche Jäger-Regiment unter Oberst Bibikoff mit zwei Sotnien Kosaken und der leichten Batterie Nr. 6 in der Richtung nach den Sümpfen ab. An der Spitze des Zuges, neben dem Pferde des Adjutanten Capitain Meyendorf, schritt, in ihre Decke gehüllt, die hohe Gestalt der Zigeunerin Zinka.

Jedes unnöthige Geräusch war bei harter Strafe verboten; die Posten in der Richtung zum Schlachtfelde von Oltenitza waren verdoppelt, um jeden Verkehr nach der türkischen Position zu verhindern.

* * * * *

Als am Morgen die feuchten Novembernebel sich verzogen, erblickte der türkische Oberbefehlshaber seine ganze Stellung im Rücken bedroht. Die Batterie, welche die Russen in schnell aufgeworfenen Werken am Donauufer wie durch Zauber errichtet hatten, bestrich nicht allein die türkische Position an den alten Schanzen, sondern auch den Rücken des Quarantainehauses und die Brücke über den Argisch. Seine Verbindung mit der Insel und dem jenseitigen Ufer war auf das Höchste gefährdet, wenn die Russen, worauf die fortwährend zuziehenden Verstärkungen an Mannschaften und Geschützen deuteten, von dieser Seite aus einen Angriff zugleich mit einem Frontalsturm unternahmen. Die Gefahr erschien um so dringender, als die fortwährenden Regengüsse den Strom angeschwellt hatten, so daß die Unterhaltung der Verbindung ohnehin mit jedem Tage schwieriger wurde. Unter diesen Umständen rieth Klapka selbst zum Rückzug und der Muschir mußte sich der Nothwendigkeit fügen. Nach einigen leichten Scharmützeln begannen die Türken am Nachmittag ihren Rückzug, indem sie die eigenen Verschanzungen, das Quarantainehaus und die Brücke in die Luft sprengten und anzündeten. Fürst Gortschakoff beschränkte sich auf die strategischen Operationen und drängte die Gegner nur leicht, da seine Truppen in den furchtbaren Kämpfen der letzten drei Tage schwer gelitten hatten. Am Morgen des 13. hatten die Türken vollständig das linke Donauufer bei Oltenitza wieder geräumt und sich auf Tuturkai zurückgezogen. Der türkische Verlust war namentlich stark unter den Albanesen und Irregulären, doch verhältnißmäßig bei weitem geringer, als der auf Seite der Russen. Man schätzt den letztern an den vier Schlachttagen auf ungefähr 5000 Tode und Verwundete. In den Reihen der Moslems befanden sich bei dem Treffen, außer General Klapka, die Engländer Lord Worsley, Capitain Bathurst und Herbert Wilson und Lieutenant Buckley, der sardinische Genie-Offizier Graf Camieri und General Prim.

Fünf Tage darauf hatte die türkische Armee auch Tuturkai geräumt und sich theils auf Schumla zurück, theils stromaufwärts nach Widdin hin gezogen.

Auch bei Giurgewo hatte am 12. ein Kampf stattgefunden. Mit Hilfe der eingetroffenen Brücken-Equipagen unternahm General Szoimonoff am Morgen mit acht Feldgeschützen, einem Bataillon Tomsk-Infanterie, einer leichten Batterie und zwei Escadronen Husaren einen heftigen Angriff gegen die auf der Insel Mokan wieder postirten und von dort aus Giurgewo noch immer beunruhigen-

den Türken, und vertrieb sie gänzlich von der Insel. Unter dem Schutz des Feuers und ihrer schweren Batterien in Rustschuk auf der rechten Donauseite und des bei der Insel stationirten Dampfers, das den Russen jedoch nur geringen Schaden brachte, flohen die Moslems in die Boote und erreichten das sichere Ufer.

Die Russen stellten nach diesem Rückzug zur Verhinderung weiterer Versuche zwei Lager von je 5000 Mann bei Frateschi nächst Giurgewo und bei Sokaritschi nächst Kalarasch auf, errichteten eine Batterie beim Dorfe Tape, gegenüber der Mokan-Insel, und verstärkten den früheren Posten bei Oltenitza durch 2 Batterien, 4 Eskadronen Ulanen und 1000 Kosaken, indem sie zugleich auf den den Übergang beherrschenden Anhöhen bei den Dörfern Dobrény und Newgesti Batterien aufwarfen.

Am 15. machten die Türken einen neuen Versuch, bei der Festung Nikopolis über die Donau zu gehen und sich Turnuls zu bemächtigen, um von der Mündung der Aluta aus, welche die Gränze zwischen der kleinen und großen Walachei bildet, auf Rusweda loszugehen und gemeinschaftlich mit den von Kalafat vordringenden Schaaren Szlatina anzugreifen—wo General Fischbach mit 15,000 Mann postirt stand. General Prim führte mit Tefik-Pascha die aus 2000 Mann bestehende Avantgarde des Corps, wurde aber vom Oberst-Lieutenant Schaposchnikoff vom Kosaken-Regiment (Nr. 37) angegriffen und über die Donau zurückgeschlagen.

Somit war das Ufer der großen Walachei wieder vollständig im Besitz der Russen und der Plan des Muschirs, ihre Linie zu durchbrechen vereitelt. Nur bei Kalafat noch standen die Türken diesseits der Donau und verschanzten die von Natur aus feste Stellung. Doch begnügten sich hier beide Theile mit kleinen Streifzügen und Vorpostenscharmützel, deren fast jeder Tag mit abwechselndem Glück und Erfolg brachte.

Im Pontus.

1. Gefangen!

Stürmisches—böses—liebliches Meer! Gefürchtet, seit die Geschichte Deinen Namen kennt! begehrt, seit Völker an Deinen Ufern wohnen! Blaue wogende Wellen, die Iphigenie auf ihrer Verbannung durchschiffte, die Orest durcheilte, als er die Schwester suchte. Jason mit der Argonautenschaar holte von euren Küsten das goldene Vließ; der Perserkönig Darius sandte seine Schiffe auf eurem Rücken gegen die trotzigigen Scythen und Thracier; Philipp der Macedonier durchschiffte euch! Die Galeeren der Römer trugst du; an deinen Ufern, o Pontus, lebte Ovid; Papst Clemens I. fand hier Schutz in seiner Verbannung; die Römerkaiser sahen deine blauen Wellen; die Schiffe der gierigen Genueser und Venetianer durchfurchten sie; nach dem gold'nen Byzanz sandte Rurik die Söhne; über deine Fluthen trug der Islam sein Zeichen!—Katharina's Flotten unterjochten sie und das neue Jahrhundert trug seine Donner hinüber zu Varna's weißer Feste!

An deinen Borden liegt eine Historie der Welt!—Dort unten im Süden, wo die rastlos zusammenschließende Pforte der Symplejaden erstarrt ist zum kanonengeschpickten Felsen von Rumili- und Anatoli-Kawak, hielt König Phineas

Hof, gepeinigt von den Harpyen, welche die Argonauten verjagten. Jason errichtete seinen Altar der Cybele an des Bosporus Thor, das sich zur Kaiserstadt öffnet: Byzanz, Constantinopel, Istanbul, der Weltstadt. An Anatoliens Küste, vom Olymp überragt, das sagemumflossene ritterglänzende Trapezunt, die Heimath des Agripant, dann das Land der Berge und kühnen Helden ihrer Freiheit, das den Elbros durchströmt—Tiflis, die Oase von Orient und Occident, und der Ararat, auf den die Arche sank! Die Wunderufer der Yalta mit dem kaiserlichen Traum Orianda! Ssewastopol, das neue Epos in der Geschichte der Waffen; Odessa, das segensreiche, das eine halbe Welt versorgt; die Mündungen des deutschen Stroms verkümmern im Sande gleich der deutschen Herrlichkeit; Varna, das Odessus der Alten, die weiße Moslemsfeste, die das russische Bajonet zwei Mal mit Blut färbte; die Felsenufer von Burgas, das alte Apollonia und die Bergkette des Hämus.

Stürmisches—böses—liebliches Meer, über deine weißen Höhen schwellt das Segel des Kauffahrers, donnert das Geschütz des stolzen Kriegsschiffs, zieht der Dampfer seine ringelnden Kreise! Aber wehe, wenn der Sturm deine Wellen regt und in kurzen Stößen gegen die Wolken schleudert—wenn die Äquinoctial-Geister deine Tiefen gegen den Himmel wühlen und deine Wässer gegen die starren Felsen schleudern, die kein Mitleid haben mit Menschenwerk und Menschenleben! Dann bist du furchtbar in deines Zornes Herrlichkeit, gleich dem Zürnen des Allmächtigen, dessen Kind du bist, größer, schöner—stürmischer—lieblicher Pontus, der die Mutter der Völker bindet mit der Herrscherin gewordenen Tochter!

* * * * *

Durch die Wogen des Pontus brauste der WLADIMIR, im langen Strom den dunklen Dampf des Schornsteins hinter sich drein ziehend. Das Meer ging ziemlich unruhig, in jenen, dem Pontus eigenthümlichen und von Schiffern und Reisenden gefürchteten kurzen Stoßwellen, denn am Tage vorher hatte der Novembersturm über die Fläche gefegt.

Das Schiff—eine Dampffregatte vom russischen Geschwader des Schwarzen Meeres—kam von der türkischen Küste und hatte vor Varna gekreuzt. Es geschah trotz der Kriegserklärung mehr als ein Mal, daß russische Schiffe sich bis in die Bucht von Varna wagten und unter den Batterien ihre Beobachtungen vornahmen.

Auf dem WLADIMIR, der von Sebastopol⁽³⁻²¹⁾ ausgelaufen, hatte der General-Adjutant, Vice-Admiral Kornilow, selbst die türkische Küste zwischen der Sulina und Burgas recognoscirt und wandte sich nun, da keine feindlichen Schiffe sich blicken ließen, gegen die anatolische Küste, an der die Escadre des Vice-Admirals Nachimow kreuzte.

Auf dem Hinterdeck standen und saßen um den Commandirenden, Capitain-Lieutenant Butakow, die meisten Offiziere des Schiffs Fürst Barjatsinski, der Zweitcommandirende, und die Lieutenants Dobrowalski und Iljinski nebst zwei Schiffs-Fähnrichen,⁽³⁻²²⁾ während die nicht im Dienst befindliche Mannschaft an den Bollwerken in allen Stellungen lungerte oder mit leichten Arbeiten beschäftigt war. Die Wetterseite des großen und Vorderdecks maas mit langen Schritten der wachthabende Lieutenant Popandopulo, zuweilen am Bugspriet einen der Hühnerkästen ersteigend und hinaus schauend auf die weite Wasserwüste, die im dunkelbezogenen Himmel bleifarben wogte, während sie so süß und blau erglänzt im lieblichen Sonnenstrahl.

„Nun, Schelesnow,“ fragte der erste Lieutenant einen jungen Offizier, der eben die Treppe des Pavillons heraufstieg, „was meint Seine Excellenz, sollen wir wenden?“

Der Offizier erwiderte die Frage nicht, sondern wandte sich salutirend an den Commandirenden.

„Seine Excellenz lassen bitten, zu dem Fahrzeug abzuhalten, dessen Rauch sich am Horizont zeigt; es wäre von höchster Wichtigkeit, Nachrichten aus dem Bosphorus zu erhalten.“

Der Capitain erwiderte den Gruß und wandte sich an den Fürsten.

„Wollen Sie die nöthigen Befehle geben, Herr Lieutenant!“

Damit kehrten Alle unbekümmert zu ihren Cigarren und der begonnenen Plauderei zurück.

„Steuerbord umlegen!—Halten Sie auf das Fahrzeug ab, das in Sicht ist.“

Die Befehle gingen durch das Schiff und der Lauf desselben wandte sich nach Süden.

„Wache dort oben! welche Richtung steuert der Dampfer in Sicht?“

„West-Nord-West, Euer Wohlgeboren, er kommt auf uns zu.“

„Es muß ein Türke sein,“ sagte der Capitain bedächtig; „die Escadre des Admirals kann unmöglich in dieser Gegend sein. Hinauf in den Mastkorb und wohl ausgelugt.“

Der Fähnrich, dem er den Befehl ertheilt, eilte, das Fernrohr um den Hals, an der Leiter des großen Mastes empor.

„Der Dampfer giebt ein Signal,“ lautete nach kurzer Zeit die Meldung.

„Flagge auf! Geben Sie das Privat-Signal, Popandopulo!“

Die weiß-blaue Flagge flatterte lustig im Winde, darunter das Fähnchen, das die Signalfarben zeigte.

„Er zieht die Flagge auf, es ist einer der Unsern.“

Die Offiziere und Mannschaften wandten sich verdrießlich ab—für einen Seemann auf blauer Fluth ist der Anblick der feindlichen Farben willkommener, als der eines Freundes.

„Können Sie die Nummer des Signals noch nicht erkennen? Sehen Sie scharf zu, Bitschesko, Sie haben sonst ja gute Augen.“

„Sogleich, Capitain. *Schorte vos mi!* (3-23) Das Schiff schwankt wie ein wandernder Kirchthurm. Halt, ich hab ihn!—Nr. 86.“

„Es ist die BESSARABIA, ich weiß die Nummer auswendig,“ sagte der Capitain. „Melden Sie es Seiner Excellenz, Herr Adjutant.“

Schelesnow ging hinunter.—Die Schiffe näherten sich jetzt rasch, in der Zeit von einer halben Stunde konnten die Signale deutlich spielen.

Das Dampfschiff schlug jetzt die Richtung nach Südost ein und telegraphirte das Signal: „Anschließen.“

„Der Bursche hat offenbar Etwas im Schilde,“ sagte der Capitain. „Er hält auf Kap Kerempe ab und das ist zum Glück bis auf zwei Strich im Winde unsere eigene Richtung. In einer Viertelstunde werden wir Näheres wissen.“ Während die beiden Schiffe in der angegebenen Richtung ihren Lauf fortsetzten, kamen sie einander immer näher und waren bereits in Rufweite, als der Lugmann aus dem Mastkorbe meldete: „Zwei Dampfer in Sicht!“

„Welchen Cours?“

„Der Eine Ost zu Süd, der Andere weiter nach Norden.“

Der Admiral war jetzt auf das Verdeck gekommen. Der kleine weiße Wimpel am Flaggentau des Fockmastes zeigte seine Anwesenheit auf dem Schiff und

der kleinere Dampfer setzte bereits sein Boot aus, um den commandirenden Offizier an Bord der Fregatte zu schaffen.

„Ah, Sie sind es, Capitain Glasemann,“ sagte der Admiral, sich über das Bollwerk lehrend; „kommen Sie geschwind herauf und bringen Sie mir Neuigkeiten. Diese Herren verlangen sehnlich danach.“

Einige Augenblicke nachher war der Capitain-Lieutenant der BESSARABIA auf dem Deck und begrüßte ehrerbietig seinen Vorgesetzten.

„Was haben Sie Capitain? woher kommen Sie? wo befindet sich die Escadre?“

„Admiral Nachimow, Excellenz, ist auf der Rückkehr nach Ssewastopol begriffen. Ich hatte Befehl, zu kreuzen und erfuhr durch Schiffer, daß ein egyptisches Kriegs-Dampfboot den Weg zur abchasischen Küste genommen hat, und war im Begriff, ihm zu folgen, als ich Euer Excellenz fand.“

„Ist eines der Schiffe, die in Sicht sind, der Egypter?“

„Ich hoffe es.“

„Haben Sie irgend einen Verdacht, wer der zweite Bursche ist, der nach Norden steht?“

„Ich wüßte nicht, wenn es nicht etwa das Passagierboot des Lloyd sein sollte, oder ein Franzose, obschon ich sichere Nachricht habe, daß die englisch-französische Flotte noch vollständig im Bosphorus ankert und keines ihrer Schiffe Rumili-Kawak⁽³⁻²⁴⁾ überschritten hat.“

„*Jop foce mat!* ⁽³⁻²⁵⁾ so weit kommen die Österreicher nicht. Aber Du kannst Recht haben, Söhnchen, es mag eines der Transportboote sein, doch ein türkisches. In jedem Fall wollen wir uns die Burschen näher besehen. Lassen Sie die Maschinen ihre Schuldigkeit thun, Capitain Butakow, und zeigen, was der WLADIMIR kann. Sie, Capitain Glasemann, werden die Höhe gewinnen und dem Fremden den Rückzug abschneiden.“

Ein solcher schien jedoch keineswegs in der Absicht der entfernten Schiffe zu liegen, vielmehr ging diese offenbar dahin, die anatolische Küste zu gewinnen. Das Ufer war bereits in Sicht getreten, man befand sich zwischen dem Hafen von Amastro und dem Cap Kerempe, als die weiter auf der Höhe befindliche BESSARABIA signalisirte: „Flotte in Sicht. Weite in Fernsignal,“ und gleich darauf die Frage: „Weiter Jagd machen?“ was offenbar andeutete, daß man die unbekanntenen Schiffe in dieser Nähe der Escadre unmöglich für feindliche halten könne.

Auch auf dem WLADIMIR machte sich diese Überzeugung geltend und schon wollte der Admiral den Befehl ertheilen lassen, die Jagd aufzugeben und den Cours zur Escadre zu richten, als die beiden fremden Dampfer Signale wechselten, dann plötzlich wendeten und die Richtung zum hohen Meere einschlugen. Dieser schwankende Lauf war jedenfalls verdächtig und konnte nur durch das Erblicken des Geschwaders veranlaßt sein. Namentlich war das Dampfschiff vor dem WLADIMIR sichtlich bemüht, eine Begegnung zu vermeiden, und änderte jetzt mehrfach seinen Cours.

Um 9:14 Uhr wurde daher auf der Fregatte das Privatsignal aufgehißt und eine Kanone gelöst, es erfolgte jedoch keine Antwort; darauf wurde die russische Flagge aufgezogen und der Befehl ertheilt: „Fertig zum Gefecht!“

Als bald löste sich die aufregende Neugier, die bisher Offiziere und Mannschaften auf dem Deck und an den Bollwerken gehalten hatte, in rasche Thätigkeit; die Kanonen wurden losgemacht, die Pulverkästen geöffnet, die Sandsäcke um die Maschinen gehäuft, und alle jene hundert Vorbereitungen getroffen, welche auf einem Kriegsschiffe dem Kampfe voran gehen und keine Vorsicht und Nothwendigkeit aus den Augen lassen.

Die Mannschaft stand bei ihren Geschützen, auf den Kugelkästen saßen die Pulverjungen, der Wundarzt mit seinen Gehilfen im Unterraum, die Deckmeister machten mit dem Zimmermann die Runde, die Marinesoldaten standen auf den Gangwegen, und die Offiziere mit gezogenem Degen auf ihren Posten, die Befehle erwartend. Eine Viertelstunde später richtete das verfolgte Dampfschiff seinen Lauf gerade gegen den WLADIMIR und zeigte die türkische Flagge, den Weißen Halbmond mit dem Stern im rothen Felde. Bald darauf änderte es nochmals seinen Lauf; die Schiffe waren jedoch einander bereits so nahe, daß bei der starken Maschine der russischen Fregatte an ein Entkommen nicht zu denken war. Da Admiral Kornilow sah, daß das feindliche Schiff schwächer war, als der WLADIMIR, befahl er nach Seesitte, ihm eine Kugel vor dem Bugspriet vorbeizusenden, als Aufforderung, sich zu ergeben.

Der Türke antwortete mit einer vollen Seitenladung, die jedoch der noch vorhandenen Entfernung wegen ganz unschädlich blieb.

Damit war das Gefecht provocirt, und der Befehl, zum: „Fertig zum Feuern!“ durchlief das russische Deck.

Unterdeß dampften die Schiffe parallel mit einander fort und kamen einander bald so nahe, daß die Kugeln und Granaten des fortwährend seine Breitseite abfeuernden Türken über den WLADIMIR weggingen und die Takelage desselben beschädigten. Bereits waren ein Mann gefallen und drei Andere verwundet.

Da die Commandirenden jedoch erkannten, daß das feindliche Schiff keine Spiegel-Kanonen führte, beschloß man, es von Hinten zu bestreichen und so zur Übergabe zu zwingen. Capitain Butakow, welcher das Manöver leitete, gab seine Befehle mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob es einer Schiffsübung gälte.

Der WLADIMIR fiel alsbald ab und in das Kielwasser des türkischen Schiffes, das er mit seinen Bug-Kanonen der Länge nach bestrich. Hierdurch wurde der Gegner genöthigt, fortwährend beizulegen, um eine Salve geben zu können und dann wieder eine neue Richtung zu steuern.

Die BESSARABIA verfolgte unterdeß das zweite Dampfschiff, das durch die Anwesenheit der Escadre unter dem Winde verhindert war, seine Richtung nach Osten zu nehmen, und die hohe See zu halten strebte.

Der Kampf hatte auf diese Weise bereits drei Stunden gedauert. Obschon es dem WLADIMIR leicht gewesen wäre, ihn fortzusetzen, die Bemannung des Gegners nieder- zuschmettern und seinen Rumpf zu durchlöchern, ohne selbst erheblichen Schaden zu nehmen, da die Breitseiten des Türken beim Beilegen über das russische Schiff hinweggingen—so beschloß der Admiral doch, nunmehr dem Spiel ein Ende zu machen und auf Kartätschenschußweite heran zu gehen.

Die Befehle wurden ertheilt, die Fregatte wandte und schloß dann mit der vollen Kraft der Maschine an der Seite des Feindes auf und gab ihm eine volle Kugellage.

Der Erfolg war in dieser Nähe furchtbar und die Maschine des Feindes hörte sofort auf zu arbeiten.

Dennoch setzte er sich noch zur Wehr und gab eine neue Salve. Eine Granate zerschmetterte die Brust des Lieutenants Schelesnow, dem der Admiral eben einen Befehl ertheilte.

Der WLADIMIR umfuhr den türkischen Dampfer. Zwei weitere Lagen, die eine mit Kartätschen, durchlöcherten den Rumpf und säuberten die Verdecke.

Jetzt senkte der Moslem seine Flagge; der erste Seesieg in diesem Kriege war erfochten.

Das genommene Schiff war der egyptische Dampfer PERVAS BACHRI, von 220 Pferdekraft und mit zehn Kanonen bewaffnet. Von seiner Mannschaft waren der Capitain, 2 Offiziere und 19 Matrosen getödtet, 18 verwundet, und 134 Mann wurden gefangen genommen. Der Rumpf des Schiffes war so durchlöchert, daß es zu sinken drohte. Es bedurfte einer vierstündigen Arbeit, um es in Stand zu setzen, dem WLADIMIR nach Ssewastopol zu folgen, wo Beide am anderen Tage eintrafen. Das Schiff, das während des Kampfes die BESSARABIA jagte, war der DJERID, ein türkisches Passagier-Dampfbboot, das von Varna kam und nach Sinope bestimmt war, Passagiere, Kupfer und Pulver an Bord hatte und eine werthvolle Beute war.

Das Schiffsvolk und die Reisenden hatten sich auf dem Verdeck zusammengedrängt und beobachteten eifrig das sich in der Ferne entspinnde Gefecht. Auf dem Deck, in der Nähe des Steuers, saß der Capitain auf der Bank, den Tschibuk im Munde, den einer der Schiffsjungen sorgfältig in Brand hielt, um nicht gepeitscht zu werden: ein dicker behäbiger Türke mit grauem Bart. Viel Sauberkeit und Ordnung war auf dem Schiffe nicht zu finden; einige türkische Offiziere mit ihren Mannschaften, die nach Anatolien gingen, armenische und syrische Handelsleute, mehrere Juden und zwei Kurden mit ihren Slaven, die einen Trupp Pferde nach Varna geliefert hatten, diese bildeten die überwiegende Zahl der Reisenden. An den Radkästen des Schiffes waren in langen Reihen die Knoblauch- und Zwiebelstränge aufgehängt, mit jenen Gurken und Früchten, welche die Hauptnahrung der genügsamen Orientalen sind, aber die Luft keineswegs mit besonderem Wohlgeruch erfüllen. Zuweilen tauchten aus den Luken zu den unteren Kajüten tief verhüllte Frauen auf, sich ängstlich umschauend oder über das Verdeck zum Heerde des Kochs schlüpfend um ihr Tandur mit neuen Kohlen zu füllen; doch waltete hier offenbar schon die orientalische Abschließung des weiblichen Geschlechts in weit höherem Grade ob, als auf den Schiffen im ägeischen Meer und im Bosphorus. Man befand sich an der Küste Asiens, fern vom Verkehr der europäischen Völker.

Einer der Passagiere nur erregte und verdiente besondere Aufmerksamkeit. Es war ein hoher schlanker Mann von schönem, etwas hartem Gesicht und hochblonden Haaren. Er trug reiche orientalische Kleidung, doch hätte ein aufmerksamer Beobachter leicht bemerkt, daß sie ihm ungewohnt saß. Auch sprach er nur mit zwei Männern, die offenbar seine Diener waren, einem Griechen und einem Mann, dem die orientalische Tracht noch ungefügiger stand, als dem Herrn. Dieser ging mit sichtlicher Unruhe auf dem Verdeck auf und ab, häufig zur Treppe der großen Kajüte blickend, aus der von Zeit zu Zeit eine ältere Frau heraufstieg und ihm eine kurze Botschaft zu bringen schien.

Der Passagier war Sir Maubridge, der sich mit Diona, einer Griechin zu ihrer Aufwartung und zwei Dienern in Varna eingeschifft hatte, um sich zur anatolischen Küste zu begeben und dort die Niederkunft seiner Geliebten abzuwarten, für die er eine zärtlichere Liebe empfand, als er den Drohungen des Bruders gegenüber zugestanden. Um desto weniger Aufmerksamkeit zu erregen, hatten Alle die orientalische Kleidung angelegt.

Sir Maubridge war von lebhafter Besorgniß bewegt, weil Diona, schon von der Seefahrt angegriffen, im Schreck über die plötzlich hereinbrechende Gefahr erkrankt war. Unmuthig trat er bereits zum zehnten Male zu dem Capitain, um ihn zu fragen, ob Aussicht vorhanden, dem russischen Kreuzer zu entgehen. Der bequeme Moslem aber that, als verstehe er weder das Italienisch, noch die

wenigen türkischen Worte des Engländers, und schüttelte nur mit seinem ewigen „*Bismillah*“ bedächtig den Kopf.

Ungeduldig rief der Baronet endlich seinen griechischen Diener herbei, um mit dessen dolmetschender Hilfe das begonnene Gespräch fortzusetzen.

„Frage dieses Faulthier von einem Menschen,“ befahl er ärgerlich, „ob es nicht möglich sein wird, die Schnelligkeit unserer Fahrt zu verstärken? Mich dünkt, die Entfernung hätte sich schon bedeutend verringert!“

Der Grieche wiederholte die Frage auf Türkisch. Der Capitain aber blies den blauen Rauch in die Luft:

„Was kann ich thun?—Ein Schiff ist ein Schiff, und diese Russen haben den Teufel im Leibe. *Bak alum*, wir werden sehen!“

Aber er sah nicht, sondern blieb ruhig sitzen.

Der Engländer ballte entrüstet die Faust.

„Sie werden uns nach Sebastopol schleppen!“

„*Inshallah!* wie Gott will. Es ist unser Kismet, Effendi mou!“

„Frage das türkische Vieh, ob er sich denn nicht zu vertheidigen gedenkt? Wir haben vier Kanonen an Bord und Hände in Menge!“

„Der Beisädih⁽³⁻²⁶⁾ ist toll,“ meinte der Capitain auf die etwas höflicher übersetzte Frage. „Ich habe den Vätern und den Müttern der Moskows das Nöthige erwiesen; wir sind keine Kriegersleute, um zu sagen: *Puf!*“

Er hörte mit Gleichmuth, freilich ohne sie zu verstehen, die Ehrentitel an, die der erzürnte Brite ihm gab, der überzeugt war, daß das schöne in England gebaute Schiff bei nur einiger Anstrengung und guter Leitung leicht den Russen entgehen könne, und der nun einer, wenn auch kurzen, doch unangenehmen Gefangenschaft entgegen sah.

Die BESSARABIA war unterdeß immer näher gekommen und ein scharfer Schuß an dem Bug des DJERID vorbei mahnte die Türken, beizulegen. Indessen zeigte sich auch hier die Zähigkeit und Sorglosigkeit des National-Charakters; denn statt dem eisernen Winke Folge zu leisten, setzte das Schiff nach wie vor seinen Weg fort. Eine Hand berührte jetzt den Arm des Baronets, es war das griechische Weib, Diona's Dienerin.

„Herr,“ sagte sie, „der Schrecken hat über Eure Dame das Wehe der schweren Stunde gebracht. Sie windet sich in den Schmerzen, die dem Weibe süß sind.“

Maubridge fuhr auf.

„Verstehe ich Euch recht, sie sieht einer Niederkunft entgegen, einer zu frühen Geburt?“

Die Frau bejahte.

„Ich will zu ihr.“

„Halt, Herr! Ihr würdet das Harem verletzen und die Moslems sind streng darin.“

„Was kümmern mich die Narren,“ sagte der Brite aufgeregt. „Ich will zu meinem Weibe!“ Alle die vom Stolz und Trotz unterdrückte Liebe zu dem Mädchen brach in der vollen Kraft durch die Schranke, die sie so lange eingeschlossen.

Mit zwei Sätzen, während ein zweiter Schuß des russischen Dampfers donnerte und die Kugel durch die Takelage, des DJERID schlug, sprang der Baronet die Treppe zum Pavillon hinab und wollte die Thür desselben aufreißen, als eine kräftige Faust ihn zurückstieß.

„*Bosch!* Was willst Du?“

„*Atsch!*—öffne! ich muß hinein!“

„Das ist das Haremlik meines Herrn, kein Mann darf ihn betreten!“

Die drohende Geberde, mit welcher der schwarze Slave sich vor die Thür warf, zeigte besser als die ihm unverständliche Sprache das Verbot.

Zugleich suchte flehend die ihm nachgeeilte Griechin sich zwischen ihn und die Thür zu drängen. „Ihr wißt nicht, was Ihr thut, Herr; die Türken ermorden Euch!“

Auf den türkischen Schiffen ist eine der Kajüten ausschließlich für die Frauen bestimmt und wird gleich dem Haremlik geachtet. Kein Mann darf eintreten. Hierzu kam, daß einer der anatolischen Kaufleute, ein strenger Moslem, zur Sicherung seiner mitgeführten Weiber den Slaven an die Thür postirt hatte.

Der Streit rief Neugierige herbei; wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch das Schiff: ein Mann verletzt den Schutz des Haremliks. Die Moslems drängten sich heran; denn der drohende Frevel gegen die geheiligte Sitte bewegte sie mehr, als die Gefahr von außen, die ja in Allah's Hand stand.

„Wer ist der Hund, daß wir ihm das Seine thun? seid Ihr ein Sohn des Teufels, daß Ihr es wagt, uns in den Bart zu speien?“

Wilde Drohungen umtobten den Briten, Waffen erhoben sich gegen ihn und vergeblich suchte sein englischer Diener sich zu ihm Platz zu machen.

Auch der Capitain war herbeigekommen.

„Thut ihm Nichts zu Leide, er ist ein Beisädih! Was wissen diese Inglis von Gott und dem Propheten! Sie sind toll! sie haben Frauen und Pferde, aber sie lassen die Einen nackend umherlaufen, und machen die Andern alle zu Bequirs⁽³⁻²⁷⁾ und schneiden ihnen die Schwänze ab, so wahr Allah groß ist.“

„Ein Dschaur⁽³⁻²⁸⁾ in der Kleidung der Moslems? was will das ungläubige Schwein unter uns? Er ist an allem Unglück Schuld, er hat uns die Moskows über den Hals gebracht. Tödtet den Franken!“

Der Baronet der noch immer vergeblich um den Eintritt rang, schwebte in der größten Gefahr, ein Opfer des unvorsichtig erregten Fanatismus zu werden. Da donnerte und krachte es über und neben ihnen, und eine schwere Kugel prasselte, die Splitter umher stäubend, durch das Holzwerk und fuhr durch die Frauen-Kajüte. Die Splitter hatten Mehrere verwundet; in Todesfurcht stürzten die Frauen aus der Kajüte, Alles floh in blindem Schrecken, sich in die untern Räume des Schiffes zu verbergen, und im Augenblick sah sich Maubridge allein mit seinem Diener auf dem behaupteten Kampfplatze. Er drang schnell in die Kajüte, die mit Staub und Trümmern gefüllt war. In der hintern offenen Kabine auf dem Schmerzenslager allein lag Diona. Er stürzte an ihre Seite, er verschwendete tausend Zärtlichkeiten an sie, indem er zugleich seinem Diener befahl, nöthigen Falles mit Gewalt die griechische Dienerin herbeizuschaffen. Dazwischen donnerte draußen über die Wogen her Schuß auf Schuß und die Kugeln fuhren durch Takelwerk und Rumpf.

Die Mannschaft hatte den Kopf verloren und vermochte nicht einmal die feurigen Grüße zu beantworten oder die Flagge zu streichen, bis endlich einer der Maschinisten, ein Italiener, aus dem Raume sprang und das Flaggentau durchschnitt. Der rothe Wimpel mit dem Halbmond flatterte in's Meer und ein Jubelruf erhob sich am Bord des russischen Schiffes, das bereits fast seitwärts lag, und während die Maschine des türkischen Schiffes zu arbeiten aufhörte, seine Haken an den feindlichen Bord warf. Wenige Augenblicke darauf sprangen die russischen Offiziere, den Degen in der Faust, über die Bollwerke und im Nu war das Verdeck des DJERID mit Mannschaften überfluthet.

Aber Widerstand war nirgends zu finden, die Weiber jammerten und schrienen, die Moslems krochen geduldig hervor und ergaben sich in das unvermeidli-

che Kismet, während der Capitain von dem ersten Lieutenant der BESSARABIA genöthigt wurde, die Papiere über Ladung und Passagiere vorzulegen.

In Angst und Besorgniß saß der englische Baronet am Eingange der Kabine, in der Diona, die arme Getäuschte, von der griechischen Dienerin unterstützt, mit den Schmerzen rang, die das werdende Leben begleiten. Seine ganze kalte harte Natur schien sich umgewandelt zu haben in zärtliche Sorge um das junge Wesen, dessen Wimmern und Schmerzensruf wie glühender Stahl sein Herz durchbohrte. Was kümmerte ihn der Kampf umher, er hatte jetzt nur Augen für die Geliebte.

Da legte eine Hand sich auf seine Schulter und eine Stimme befahl ihm barsch, aufzustehen. Als er emporfuhr und die Angreifer zurückstoßen wollte, fielen diese, zwei russische Matrosen, über ihn her und schnürten ihm die Arme zusammen. Ein Offizier mit dem türkischen Capitain trat eben in die Kajüte. Auf den Ersteren sprang Maubridge zu und verlangte mit ungestümen Worten, sofort freigelassen zu werden, und Schutz für sich und seine Leute.

Der Offizier sah ihn groß an.

„Ich bin ein Brite. Unser Gesandter in Constantinopel wird Rechenschaft fordern für jede Beleidigung, die mir widerfährt.“

Der Offizier lächelte maliciös.

„Ein Engländer in türkischer Kleidung? Wahrscheinlich ein englischer Spion, um unsere Häfen zu inspiciren. Ihre Papiere, mein Herr!“

Der Baronet erbleichte vor stolzer Wuth.

„Ihre Leute haben mich gebunden. Lassen Sie mein Portefeuille aus der Tasche nehmen, meine Papiere befinden sich darin.—Ich hoffe, Sie werden die Banknoten dabei schonen!“

Der Russe befahl kalt, ihn zu durchsuchen, und öffnete am Tisch die Brieftasche, während Maubridge zähneknirschend daneben stand.

„Ein Paß für den Baronet Maubridge und seinen Diener. Das wäre richtig. Sieh da, Briefe an Churschid-Pascha⁽³⁻²⁹⁾ und Selim-Pascha, also in's feindliche Lager. Und hier, ein solcher an Schamyl.—Das ist kein übler Fang!“

„Herr, Sie haben kein Recht, sich an meinen Briefen zu vergreifen!“

„Einem Engländer trauen wir Alles zu und mit einem Spion machen wir nicht viel Umstände. Bringt den Mann zu den anderen Gefangenen.“

Ein Schmerzensruf erscholl aus der Kabine, deren Thür halb geschlossen war. Der Baronet überwand seine Wuth und seinen Stolz.

„Sie werden menschlich sein, mein Herr, und in diesem Augenblicke mich nicht von der Frau da drinnen trennen die jeden Moment ihre Niederkunft erwartet.“

„Wer ist das Weib?“

„Eine Griechin. Sie gehört zu meiner Begleitung.“

„Davon steht Nichts in dem Paß. Pflegen die Herren Briten vielleicht auch schon ihre Harems mit sich zu führen?“

„Sie ist“—er zögerte einen Augenblick—„ich bitte, die Dame als meine Gattin zu achten!“

„*Skotina*,⁽³⁻³⁰⁾ wer's glaubt!—Fort mit dem Burschen, die Weiber werden hier besser am Platze sein, wie er. Sie können in diese Kajüte gesperrt werden.“

Die Russen faßten den Baronet und zerrten ihn fort. Da an der Thür klang ihm zum letzten Male der schneidende Wehruf des Mädchens in's Herz—dann ein anderer Laut—er war Vater!

2. Zwing-Pontus.

Es war am dritten Morgen nachher, als ein einfacher Trauerzug aus dem Quarantainegebäude der russischen Pontus-Festung Ssewastopol sich zu dem nahen, am Ende des Quarantainehafens befindlichen Kirchhof bewegte.

Ein russischer Geistlicher ging dem Sarge voran, der nach griechischer Sitte offen und niedrig getragen wurde. Nur wenige Personen hatten sich dem Zuge angeschlossen, einige Diener aus dem Hospital der Quarantaine, eine griechische Frau und ein Mann in orientalischer Kleidung zwischen zwei russischen Marine-Soldaten. Der Mann war Edward Maubridge, der Baronet; im offenen Sarge, den Rosmarin in den dunklen Locken und auf der Brust, lag Diona Grivas, die Schwester der Caraiskakis.

In der Nacht nach der Geburt war sie gestorben—sie hatte das allzufrühe Leben des Kindes mit dem ihren erkaufte. Ihr Verführer war fern ihrem Sterbebett, an dem nur der Pope der Fregatte WLADIMIR und die in Varna geworbene Dienerin mit den gefangenen türkischen Weibern stand. Dennoch war sein Namen im Tode auf ihren Lippen, Vergebung in ihrem Herzen. Sie ließ sich das Kind, einen Knaben, bringen, segnete ihn und übergab ihn dem Geistlichen ihres Glaubens mit dem Geschmeide, das sie von ihrer Mutter geerbt.

Erst am anderen Morgen erfuhr der Baronet den Tod der Griechin. Die Nachricht erschütterte den trotzigen stolzen Mann im Innersten.

Er ließ dem Commandirenden des Schiffes die dringende Bitte stellen, zu der Leiche geführt zu werden, und als ihr gewillfahrtet worden, verließ er dieselbe nicht mehr, bis das Schiff in der Nacht auf der Rhede von Sebastopol Anker warf. Am nächsten Morgen lieferten die russischen Dampfer ihre Beute im Quarantainehafen ab, und die Gefangenen wurden in ein zu ihrer Aufnahme bestimmtes Gebäude, die Leiche aber zum Hospital gebracht, von wo aus das Begräbniß am nächsten Tage erfolgte. Durch freigebige Anwendung seines Goldes erlangte der Baronet die Erlaubniß, die Todte bis zu ihrer letzten Ruhestätte zu begleiten.

In finstern Brüten vergingen ihm die nächsten Tage, das einzige Geschäft, das er unternahm, war, einen Bildhauer aus der Stadt kommen zu lassen und ihm den Auftrag zu einem einfachen Marmorstein für das Grab des griechischen Mädchens zu geben. Er bezahlte reichlich und im Voraus, um das Werk gefördert zu sehen. Um sein eigenes Schicksal schien er wenig bekümmert.

Am fünften Tage nach der Ankunft der Gefangenen war ihre Quarantaine zu Ende und sie wurden in die Stadt gebracht. Hier ward der Baronet, trotz seiner Protestationen, von der griechischen Dienerin und dem Kinde getrennt und erhielt seinen Aufenthalt im Fort Sanct Nicolas angewiesen, wo er in strenger Absonderung mit seinem englischen Diener gehalten wurde.

Nur der Grieche durfte ab und zu gehen und sorgte für ihre Bedürfnisse.

Durch ihn erfuhr Maubridge, daß die Wärterin mit dem Kinde in der Familie des Geistlichen vom Wladimir, die in Sebastopol wohnte, Aufnahme gefunden hatte. Von dem Fenster seines hochgelegenen Gemaches aus übersah der Baronet die schöne Felsenbucht von Sebastopol mit den riesigen Befestigungen der Nordseite, dem Fort Constantin, dem Catharinen-Fort, der Sukaia-Batterie und der großen Citadelle, während rechts der Blick am Eingang des Militairhafens vorbei, dessen andere Seite, Fort Nicolaus gegenüber, das Fort Sanct Paul beschützte, bis an's Ende der Bucht zu den Höhen von Inkerman schweifte, wo die beiden Leuchthürme des Nachts dem Schiffer ihr leitendes Feuer zeigten.

Links am Artillerie-Hafen hin, zwischen dem Fort Nicolas und der großen Batterie, reichte seine Aussicht bis zum Fort Alexander und den beiden Quarantaine-Forts die auf der Südseite, Fort Constantin gegenüber, den Eingang der Bucht deckten.

Ein buntes Leben herrschte in der prächtigen Seefestung, und der Brite schien recht eigentlich diese Wohnung erhalten zu haben, wie als solle er einen Anblick gewinnen von der Macht und Unbesiegbarkeit dieser Vormauer des russischen Kolosses im Süden, von der aus seine Flotten das Meer beherrschten und Constantinopel in ewiger Bedrohung hielten. Die mächtigen granitnen Wälle der Forts und Bastionen starrten von schweren Geschützen, die ein Kreuzfeuer über die Bucht zu eröffnen vermochten, das jeden eindringenden Feind in den Grund bohren mußte. Auf den breiten Quais um die prachtvollen Werfte und Docks bewegte sich eine dichte Bevölkerung von Seeleuten und Soldaten; kolossale Marine- und Artillerie-Vorräthe waren überall aufgehäuft und wurden durch die fortwährend von Odessa und Nicolajew eintreffenden Transportschiffe vermehrt. Dampfer gingen täglich ab und zu und im Hafen selbst und draußen auf der Rhede lag zum Auslaufen bereit die prächtige russische Südflotte, um das riesige Admiralschiff ankernd, das den Namen des General-Admirals des zweiten Sohnes des kaiserlichen Herrn, GROßFÜRST CONSTANTIN, trug.

Dies ganze prächtige und großartige Schauspiel lag unter den Augen des Gefangenen, doch betrachtete er es mit Gleichgültigkeit. Mit dem Tode Diona's war eine auffallende Veränderung in seinem Wesen und Charakter vorgegangen; er fühlte, daß er das Mädchen mit der ganzen Kraft seiner Seele geliebt hatte, und daß er dennoch unehrenhaft an ihr gehandelt. Das machte seinen hochmüthigen Sinn noch erbitterter, heftiger, abgeschlossener. All sein Gefühl, sein Denken und seine Entschlüsse concentrirten sich jetzt auf das Kind, das er das seine nannte. Täglich mußte der griechische Diener zum Hause des Popen wandern, um ihm Nachricht von dem Knaben zu bringen, und eine bedeutende Summe sandte er für die Pflege desselben. So verstrichen mehr als zwei Wochen. All seine Beschwerden, Anforderungen und Drohungen, ihn in Freiheit zu setzen, waren von den russischen Behörden unbeachtet geblieben, er erhielt nicht einmal eine Antwort, und die Offiziere des Forts vermieden ihn, wenn er die Erlaubniß hatte, auf den Wällen desselben spazieren zu gehen.

Es war am Nachmittage des 26. November, als er am Fenster seiner Zelle saß und mit finsterem Brüten gedankenlos dem Fluge der Möven zuschaute, die über die Bucht strichen, mit ihrem ängstlichen Geschrei eine Erneuerung des Sturmes verkündend, der bereits mit kurzen Unterbrechungen seit zwei Tagen getobt hatte, als seine Aufmerksamkeit durch ein kleines Dampfschiff erweckt wurde, das von der Höhe der See, ohne, wie die gewöhnliche Vorschrift erheischte, vor den Eingangs-Forts beizulegen, mit aufgehißten Signalen in die Bucht schoß und am Fort Nicolas beilegte. Sogleich wurde ein Boot herabgelassen und mehrere Personen fuhren zum Ufer. Es war dem Baronet, als sei ihm eine derselben nicht unbekannt, doch war die Entfernung zu groß, um Genaues zu erkennen.

Die Dämmerung begann unterdeß einzutreten und mit dem Abend sich der Wind auf's Neue zu erheben. Regen und Hagel peitschten gegen das Fenster der Zelle, an welchem der Gefangene noch immer saß, in den beginnenden Kampf der Elemente hinausstarrend. Plötzlich donnerten rasch nach einander drei Signalschüsse von der vorderen Bastion des Forts und Maubrige konnte bemerken, daß Signale mit bunten Laternen aufgezogen wurden, die bald darauf von

den Schiffen in der Bucht und auf der Rhede am Eingang wiederholt wurden. Ein lebendiger rascher Verkehr schien sich trotz der unruhigen See zwischen der Flotte und dem Ufer zu erheben, Boote, schwer mit Mannschaft beladen, gingen und kamen, und die ankernden Dampfer begannen zu heizen.

Eine wichtige Nachricht mußte eingetroffen sein, das zeigte auch die Bewegung im Fort selbst und die Unruhe auf den nächstliegenden Straßen.

Es mochte gegen 9 Uhr Abends sein, als Tritte sich seiner Thür näherten und ein Offizier in Begleitung zweier Marinesoldaten mit aufgepflanztem Bajonet eintrat, während vier russische Matrosen an dem Zugang stehen blieben.

„Ich habe Ordre, mein Herr,“ sagte der Offizier, „Sie sofort zum Commandanten zu geleiten. Zugleich ersuche ich Sie, Ihren Leuten Anweisung zum Packen Ihrer Effecten und zur Überweisung derselben an diese Männer zu geben, die sie befördern werden.“

„So bin ich meiner Haft entlassen und kann abreisen?“

„Ich befinde mich außer Stande, Ihnen Antwort zu geben,“ erklärte der Offizier; „ich erfülle die Befehle meiner Vorgesetzten und bitte Sie, sich fertig zu machen, um mir zu folgen.“

Der Baronet war zu stolz, um weiter zu fragen, und nach einigen Befehlen an seine Diener alsbald bereit. Der Russe rieth ihm höflich, seinen Regenmantel zu nehmen, da draußen das Wetter immer heftiger tobte, und führte ihn dann in Begleitung der Wachen durch die Gänge und Höfe des Forts. Zum Erstaunen des Briten schlug der Offizier den Weg zu dem Thor ein, gab dort die Parole und verließ mit ihm die Citadelle.

Auf den Straßen war trotz der üblen Witterung reges Leben und Treiben, Licht an allen Fenstern, Matrosen und Marinesoldaten kamen und gingen in Trupps aus und zu den Magazinen, Offiziere eilten in ihre grauen Schiffsmäntel gehüllt dahin, und vor dem großen Eingang des Admiraltätsgebäudes, der Wohnung des Oberbefehlshabers Admiral Berg und zur Zeit des Fürsten Menschikoff, brannten große Pechfackeln und war ein lebhaftes Gedränge von Offizieren, Beamten und schaulustigem Volk in seinen russischen, europäischen und tatarischen Trachten.

Der Baronet wurde in ein Vorzimmer des ersten Stocks geführt und nach wenigen Minuten winkte ihm der begleitende Offizier, in den anstoßenden Saal einzutreten. Derselbe war von Offizieren und Marinebeamten gefüllt. An einer großen Tafel, auf der große Seekarten ausgebreitet lagen, waren mehrere höhere Flottenoffiziere eifrig beschäftigt und in einer Debatte begriffen.

Der Wind war unterdeß immer heftiger geworden und gestaltete sich zum Sturm, der in einzelnen langen Stößen durch die Bergschluchten fegte und die hohen Fenster des Saales erklirren ließ.

„Es wird kaum möglich sein, Nowossilsky, daß Sie Anker lichten können und die hohe See erreichen in diesem Wetter,“ sagte ein alter Offizier in der Admiralsuniform, der in der Mitte des Tisches saß. „Warten Sie bis morgen.“

„Wir würden höchstens das Tageslicht zum Gewinn haben, Excellenz, und dafür kostbare Zeit verlieren,“ entgegnete ein Mann von kühnem seemännischem Aussehen, der Commandant der vierten Flotten-Division, Contre-Admiral Nowossilsky. „Sie kennen unsere Stürme und wissen, daß sie ihre Zeit haben müssen. Die englisch-französische Flotte könnte leicht Nachricht erhalten haben und aus dem sichern Bosphorus herauskommen. Nachimow hätte dann das Nachsehen.“

„Nun, wie Sie wollen. Capitain Tschigiri, haben Sie die Ordre bereit?“

Der Offizier du jour reichte das Papier und Admiral Berg unterzeichnete es.

„Die PARIS und TRI SSWJATITELJA liegen bereits auf der Rhede,“ fuhr der Contre-Admiral fort. „Ich werde mich durch die BESSARABIA hinausbugsiren lassen. Wann erwarten Sie Korniloff zurück?“

„Morgen. Sie werden die BESSARABIA commandiren, ihm entgegen zu fahren.“

„Nun, ich hoffe, daß er nicht mehr zur rechten Zeit ankommt und uns Andern auch Etwas übrig läßt. Er hat jetzt bereits drei Dampfer den Türken genommen, während wir kaum das Bugsprinet aus dem Nest gesteckt haben. Doch wie steht es mit dem Passagier, Excellenz, den Sie mir mitgeben wollten? Die Zeit drängt.“

„Haben Sie den Engländer hier, Rogula?“

Der zweite Hafen-Commandant, an den die Frage gerichtet war, sah zur Gruppe an der Thür. „Der Gefangene soll vortreten.“

Maubridge trat mit finstern Blick bis zu dem Tisch und stützte die Hand darauf. „Wer von den Herren,“ fragte er, ohne die Anrede abzuwarten, „ist Fürst Menschikoff? ich wünsche ihn zu sprechen.“

Der greise Offizier winkte.

„Der Fürst ist abwesend. Ich bin Admiral Berg, der Obercommandant der Festung, und Sie werden sich mit mir begnügen müssen.“

„Dann lege ich Protest bei Ihnen ein im Namen der britischen Nation, wegen der unwürdigen Behandlung und rechtswidrigen Haft, die mir hier geworden ist. Ich werde mich bei unserm Gesandten in Petersburg beschweren.“

Der Admiral schien die Phrase nicht zu beachten.

„Sie heißen?“

„Edward Maubridge, Baronet.“

„Nach dem Bericht des Capitain Juschkin sind Sie am 6. auf dem türkischen Dampfboot DJERID gefangen genommen worden auf dem Wege nach Sinope. Man hat bei Ihnen Briefe an die türkischen Befehlshaber in Anatolien und selbst an Schamyl gefunden, die beweisen, daß Sie mit den Feinden Rußlands in Verbindung stehen.“

„Ich bin Engländer und habe Niemand Rechenschaft zu geben, wohin ich gehe und mit wem ich in Verbindung stehe. England ist bei Ihrem Kriege eine neutrale Macht.“

Der Admiral lächelte.

„Wie man's nehmen will! Ich habe jedoch nicht Zeit, mich mit Ihnen in eine politische Controverse einzulassen. Ich will Sie trotz jener Verbindungen als Reisenden gelten lassen, und wir werden Sie an den Ort schaffen, wohin Sie gehen wollten. Sie haben sich demnach nur über eine Haft zu beklagen, die durch die Umstände geboten war. Unser Geschwader geht in einer Stunde nach Sinope ab und wird Sie dort mit Ihren Dienern an's Land setzen. Treten Sie ab.“

„Einen Augenblick, mein Herr—ich will Alles vergessen, aber ich kann diese Stadt nicht verlassen ohne mein Kind! Lassen Sie mein Kind holen mit seiner Wärterin.“

„Ihr Kind?—Meinetwegen. Doch sehe ich Nichts von einem Kinde in Ihrem Paß erwähnt. Was ist damit, Capitain Juschkin?“

Der Capitain der BESSARABIA trat vor.

„Ein griechisches Weib, Excellenz, ist nach dem Gefecht eines Knaben genesen, den Popa Alexanowitsch in seine Pflege nahm, da die Frau starb.“

„Welches Recht haben Sie an dem Kinde?“

„Es ist das meine, die Verstorbene war Lady Diona Maubridge.“

„Lügner!“ gellte es durch den Saal von den Lippen eines bleichen Mannes, der im Haufen der Umstehenden bis jetzt mit athemloser Spannung dem Verhör und der Verhandlung beigewohnt hatte, das Auge voll Haß keinen Moment von dem Briten abwendend. „Lügner! Beweise Dein Anrecht an Diona Grivas, die Du gemordet, Dein Recht, das Du selbst mit Füßen getreten und verläugnet hast!“

Der Baronet stand bleich—ihm gegenüber der Bruder und Rächer des toten Mädchens, Gregor Caraiskakis.

„Euer Excellenz,“ sagte der Grieche und Schmerz und Zorn erstickten fast seine Stimme, als er sich zu dem Admiral wandte, „wenn der Dienst, den ich Ihnen geleistet, wenn Eifer und Treue für die Sache Rußlands eine Anerkennung verdienen, so gewähren Sie mir Gerechtigkeit gegen diesen Mann. Zwei Mal entführte er meine Schwester durch heuchlerische Künste und entehrte sie, indem er durch ein bübisches Spiel mit der Arglosen sie glauben machte, sie sei seine angetraute Gattin. Als ich ihr Recht von ihm forderte, läugnete er es, und Diona Grivas, die Schwester der Caraiskakis, wurde durch seinen Trug zu seiner Maitresse erniedrigt. In diesem Augenblick erfahre ich, der Bruder, aus seinem Munde, dessen Spur ich bis Varna verfolgte, den Tod der Unglücklichen und ich segne ihn, denn er deckt ihre und unsere Schande. Aber das Kind, das Kind aus dem Blute meiner Schwester, soll der falsche Engländer nimmer besitzen, und sollte ich es ihm mit dem Leben entreißen!“

Die verächtlichen drohenden Blicke der Offiziere ringsum, hafteten auf dem Briten, der bleich und trotzig im Kreise umher schaute.

„Das Kind ist mein, ich nehme das Recht des Vaters und Engländers in Anspruch!“

„Herr Caraiskakis,“ sagte der Admiral ernst, indem er sich erhob, „wir sind Ihnen verpflichtet durch den Dienst, den Sie uns erwiesen haben, indem Sie keine Gefahr scheuten, um Admiral Nachimow und dann uns Nachricht zu bringen von dem verrätherischen Unternehmen des türkischen Geschwaders. Wir möchten Ihnen gern Gerechtigkeit gewähren an diesem Mann, doch—das Recht eines Vaters ist ein heiliges, und als solcher kam er in unsere Gewalt.“

„Einen Augenblick, Excellenz,“ unterbrach der Vice-Admiral Rogula den Greis.

„Wenn ich Capitain-Lieutenant Juschkin recht verstanden habe, erfolgte die Entbindung des Mädchens erst nach der Wegnahme des Schiffs?“

„So ist es,“ bestätigte der Capitain.

„Dann, mein Herr,“ sagte mit Würde der Admiral, „ist das Kind unter russischer Flagge geboren und genießt russischen Schutz, bis Ihre Ansprüche bewiesen sind, was durch den Tod der Mutter unmöglich werden dürfte.“

Der Baronet stampfte mit dem Fuße auf. „Ich will mein Kind!“

Ein Sturmstoß erschütterte das Gebäude, daß es in seinen Grundfesten zu erbeben schien.

„Hören Sie die Stimme des Allmächtigen, Herr,“ sprach streng der Greis, „der mit seinem Sturmwind über jene Wogen fährt, denen bald Ihr Leben anvertraut sein wird, und bereuen Sie Ihre Handlungsweise.—Fort mit ihm, und Sie, Nowossilsky, zu Schiffe, zu Schiffe, damit Sie die hohe See erreichen, ehe der Sturm nach Süden umsetzt!“

Er reichte dem Contre-Admiral die Hand und die Schiffs-Offiziere verließen eilig den Saal und die Admiralität. Knirschend fügte sich der stolze Brite in die Befehle, da einige deutliche Winke ihn belehrten, daß er sonst mit Gewalt an Bord geschleppt werden würde.

Als er am Quai stand und auf das Boot harrte, legte sich eine Hand auf seine Schulter, und sich umwendend schaute er wieder in das Haß glühende Auge des Griechen.

„Ich hoffe,“ sagte dieser mit zischendem Ton, „wir werden uns wieder begegnen, wo Sie nicht unterm Schutz der Gefangenschaft stehen. Holen Sie Ihr Kind, Mylord, wenn Sie den Muth dazu haben!“

„Ich werde es holen! Goddam!“ Er sprang in's Boot und die dunklen Wellen trennten die Gegner.

Während der ausbrechende Sturm bereits das Land und Meer peitschte, remorquirte die BESSARABIA das Admiralschiff GROßFÜRST CONSTANTIN aus der Bucht, auf deren Höhe die beiden anderen Linienschiffe es erwarteten. Eine Stunde darauf waren die Anker gelichtet und das Geschwader stand unter Sturmsegeln glücklich hinaus in See.

3. Sinope.

Die russische Pontus-Flotte hatte bisher ungehindert auf dem Schwarzen Meere und bis dicht an die rumelischen und anatolischen Küsten gekreuzt, und bereits mehrere türkische Dampfschiffe, darunter noch während der von Omer-Pascha dem russischen Oberbefehlshaber in den Fürstenthümern gestellten Frist den MEDARI TIDJARET, genommen. Die türkisch-egyptische Flotte ankerete während dessen noch im Bosphorus in der Bucht von Beykos. Das französisch-englische Geschwader war am 8. und 9. vor Constantinopel eingetroffen, wobei wieder verschiedene kleine Scenen von Rivalität zwischen den beiden Nationen stattgefunden hatten. Ihre mächtigen Schiffe lagen jetzt vom Eingang des Goldenen Horns bis Bujukdere hinauf an dem europäischen Ufer des Bosphorus und ihre Mannschaften füllten die Straßen von Constantinopel, wobei das anständige und freundliche Benehmen der französischen Matrosen einen grellen Gegensatz gegen das brutale und rohe Treiben der englischen Seeleute bildete, die auf den Straßen Schlägereien mit den türkischen Wachen angingen, Weiber insultirten, die Bevölkerung verhöhnten und sich so viehisch betranken, daß täglich Abends die Gassen in Galata und Tophana voll Sinnloser lagen, die sich im Koth wälzten. Es blieb zuletzt dem Seraskier Nichts übrig, als der Befehl an sämtliche Wachen, jeden Morgen die betrunkenen Matrosen von den Straßen aufzulesen und sie in großen Booten an Bord des englischen Wachtschiffes abzuliefern. Die Feindseligkeiten in Asien zwischen Russen und Türken hatten unterdeß einen ausgedehnteren Gang und größere Bedeutung gewonnen, so daß die Unterstützung der beiderseitigen Flotten nöthig wurde.

Am 28. October hatte Selim-Pascha, der Oberbefehlshaber der türkischen Truppen in Anatolien, das Fort Nikolajowst (Scheffekil), den ersten russischen Posten an der südlichsten Spitze der Küste von Kaukasien, zwischen Batum und Redutkale, überfallen und nach siebenstündigem hartem Kampf genommen. Der Posten war nur durch die großen Proviantvorräthe von Bedeutung, welche hier lagerten. Der Commandant der Truppen in Grusien, Oberst Karganow, versuchte zwar denselben wieder zu nehmen, wurde jedoch zurückgedrängt. Der Verlust auf beiden Seiten war erheblich. Die türkische Armee überschritt hierauf auch an anderen Punkten die russische Gränze und nahm einige kleine Posten weg, bis Fürst Bariatinsky, der Chef des Generalstabes der zweiten activen Armee,⁽³⁻³¹⁾ dem Feinde in einer vorteilhaften Stellung bei

Gümri⁽³⁻³²⁾ am 14. November eine bedeutende Niederlage beibrachte, bei welcher circa 1000 Türken zu Gefangenen gemacht wurden. Bald darauf, am 26., erfocht Fürst Andronikoff einen zweiten glänzenden Sieg über das türkische Corps, das Achalzik (Akiska) eingenommen hatte und die Festung belagerte. Die Türken verloren hier an 5000 Mann, 12 Kanonen, 7 Fahnen, die ganze Bagage und große Munitionsvorräthe. Es ist eine bekannte Sache, daß die tscherkessischen Stämme in ihrem Kampfe gegen Rußland seit Jahren im Stillen von England unterstützt wurden.

Bei Beginn der orientalischen Verwickelungen war daher eines der ersten Mittel, was die sogenannte neutrale Intervention in's Auge faßte, die Aufreizung Schamyl's zu einem Angriff gegen die russischen Forts an der abchasischen Küste und die ganze Stellung am Kaukasus. Man hoffte dabei offenbar auf einen Aufstand aller mingrelischen Stämme, um damit eine Schutzwehr für Anatolien zu erlangen. Die Politik der Westmächte, die bis zum letzten Augenblicke den Schein einer abwartenden und ausgleichenden Stellung zu bewahren suchte, schob natürlich bei Verfolgung dieser Intrigue das türkische Cabinet vor. Es wurde im Divan eine Expedition an die abchasische Küste beschlossen, um den Bergvölkern Geld, Waffen und Truppen zuzuführen, und alsbald in's Werk gesetzt. Mit dem Commando des Geschwaders ward, auf die Einwirkung des Kapudan Pascha, dieses zweiten Führers der Kriegspartei, der 61jährige Osman-Pascha betraut. Derselbe empfahl sich wenigstens durch einen 42jährigen Seediens, indem er schon 21 Jahre im Dienste Mehemed Ali's gestanden, bei Navarin eine Brigg, beim Bombardement von St. Jean d'Acre ein Linienschiff commandirt hatte und seit 10 Jahren den Titel eines Admirals führte. Die Erfahrung indeß hat gelehrt, daß auch jetzt eben noch wie früher die türkische Marine trotz der in England gebauten Schiffe keineswegs den Ruf verdient, den man ihr mit Gewalt gegenüber der russischen beizulegen versuchte. Mit wenigen Ausnahmen hat die Türkei nie gute Seeoffiziere erzeugt, und das Commando sich stets in unfähigen Händen befunden. Eben so wenig sind die Türken tüchtige Seeleute und die türkische Flotte war bis zum Beginn des Krieges zum großen Theil mit griechischen Matrosen bemannt, die bei der allgemeinen fanatischen Stimmung unter der griechischen Bevölkerung ihren Dienst verließen, so daß nur eine ziemlich undisciplinirte zusammengeraffte Mannschaft auf derselben zurückblieb. Noch trauriger war es auf der egyptischen Flotte bestellt, die mit Ausnahme der Dampfschiffe aus so jämmerlichen, alten und morschen Fahrzeugen bestand, daß beim Auslaufen dieser Hilfsescadre aus Alexandrien im Sommer das Admiralschiff alsbald gesunken war, und die Flagge schleunig auf einem zweiten Schiffe aufgehißt werden mußte.

Das Geschwader, mit dem Osman-Pascha in der ersten Hälfte des Novembers Befehl erhielt, unter Segel zu gehen, bestand aus 7 Fregatten von 74, 60, 52, 56, 50, 38 und 42 Kanonen, 2 Corvetten, 1 Sloop und 2 Transportschiffen. Es hatte über 5000 Mann Landtruppen unter Commando Mustapha-Pascha's, zur Ausschiffung an der tscherkessischen Küste, an Bord, so wie 20 Millionen Piaster in englischem Golde, nebst bedeutenden Vorräthen von Waffen und Munition. Mehrere englische Offiziere und Ingenieure, so wie eine Anzahl politischer Flüchtlinge, befanden sich auf den Schiffen.

Dies war die wichtige Nachricht der russischen Agenten in Constantinopel, welche Caraiskakis von Varna aus, indem er ein auf der Höhe der Bucht kreuzendes Schiff erreichte, dem Geschwader des Vice-Admirals Nachimow, des Commandirenden der fünften Flotten-Division, und von diesem mit der Bessarabia nach Ssewastopol überbracht hatte.

Am 24. erblickte Vice-Admiral Nachimow, in der Aufsuchung des türkischen Geschwaders begriffen, dasselbe im Hafen von Sinope, wohin sich Osman-Pascha, der am 16. von Trapezunt abgesegelt war, zurückgezogen hatte, theils um Schutz vor den Stürmen zu suchen, theils um abzuwarten, daß die an der abchasischen Küste kreuzenden russischen Schiffe sich zurückzögen. Die Türken glaubten sich auf der Rhede von Sinope vollkommen sicher vor jedem Angriff.

Am folgenden Tage verhinderte ein heftiger Sturm aus Westen den Admiral, sich Sinope zu nähern, und er sandte sofort die BESSARABIA nach Ssewastopol mit der Nachricht ab, indem er mit den Linienschiffen KAISERIN MARIA von 120, TSCHEMESME und ROßTIßLAW von 84 Kanonen und den Fregatten KAGUL und KULEWTSCHI die Rhede blockierte.

Die Stadt Sinope, im Alterthum berühmt und als Geburtsort des Philosophen Diogenes bekannt, liegt auf einer weit in's Meer vorspringenden Landzunge, die einen sichern Hafen bildet. Von ihren berühmten Tempeln, Lyceen und Porticis ist Nichts mehr zu sehen, aber die großen Fundgruben alterthümlicher Reste sind die Mauern, welche die ärmlich erbaute neue Stadt und die Citadelle umgeben. Letztere scheint ein byzantinisches Werk zu sein und ihre Mauern bestehen ganz aus Bruchstücken von Säulen, Friesen und Kapitälern etc., bunt durcheinander. Die Stadt zählt etwa 10,000 Einwohner.

Die türkische Escadre war bogenförmig längs dem Ufer aufgestellt, mit seitwärts ausgeworfenen Wurf-Ankern, um bei jedem Winde eine Linie bilden zu können. Am Ufer waren, den Zwischenräumen der Schiffe gegenüber, doch ziemlich ungeschickt, fünf Batterieen errichtet.

In der Nacht zum 28. traf der Contre-Admiral Novossilski mit seiner Abtheilung bei dem blokirenden Geschwader ein. Dasselbe bestand nunmehr aus 6 Linienschiffen und 2 Fregatten.

Am 28. machte der Vice-Admiral Nachimow seine Dispositionen, um beim ersten günstigen Winde den Feind anzugreifen. Dies sollte in zwei Colonnen geschehen, deren rechte der Admiral führen wollte. Sein Flaggenschiff war die KAISERIN MARIA; die Schiffe GROßFÜRST CONSTANTIN und TSCHEMESME sollten ihm folgen. Die linke Angriffscolonne unter Befehl des Contre-Admirals Novossilski bestand aus den Schiffen PARIS, TRI SSWJATITALJA und ROßTIßLAW.

Die Fregatten KAGUL und KULEWTSCHI sollten unter Segel auf der Rhede bleiben, um, falls einige feindliche Schiffe sich durch die Flucht zu retten versuchen wollten, sie daran zu verhindern.

Die Russen ersehnten eifrig den günstigen Wind, während die Türken unter dem Schutz der Batterieen an die Unmöglichkeit eines Angriffs zu glauben schienen.

Endlich am Morgen des 30., Mittwoch, setzte der Wind um und es trat ein leichter günstiger Ost-Nord-Ost ein. Um 10 Uhr Morgens gab der Admiral das Zeichen, sich zum Kampfe fertig zu machen.

Am Tage vorher war Sir Maubridge mit seinen beiden Dienern durch ein Boot in der Nähe der Stadt an's Land gesetzt worden.

Während sich die beiden Colonnen unter Leesegeln dem Feinde näherten, herrschte so starker Nebel und Regen, daß die feindlichen Schiffe kaum in der Entfernung einer halben Stunde deutlich sichtbar waren.

Die KAISERIN MARIA ging auf ungefähr 250 Faden weit an zwei türkische Fregatten heran, deren eine von 74 Kanonen die Flagge des Bahrieliwaki (Vice-Admiral) Osman-Pascha zeigte und hinter deren Spiegel am Ufer sich eine Bat-

terie von 12 Kanonen befand, und warf in dieser Entfernung Anker und Wurfanker.

Zugleich legte sich auf dem linken Flügel das Flaggenschiff des Contre-Admirals Novossilski, PARIS, noch näher an den Feind und die anderen Schiffe nahmen ihre ihnen angewiesene Stellung ein, der TSCHEMESME aus dem äußersten rechten, der TRI SSWJATITELJA auf dem linken Flügel.

Die russischen Schiffe hatten kaum Anker geworfen, so begannen die türkischen Battereien und Fregatten ihr Feuer.

Admiral Nachimow hatte mit seinen Offizieren auf der Schanze der MARIA seinen Platz genommen und beobachtete mit dem Fernrohr die beginnende Schlacht. Die Kugeln der Battereien, namentlich die des Forts von Sinope, thaten dem Masten- und Spierenwerk des Schiffes großen Schaden, und auch auf dem CONSTANTIN bemerkte man deutlich denselben Übelstand.

„Lassen Sie die Geschütze der obern Batterie zunächst gegen das Kastell richten, Capitain Budischtschew,“ befahl der Admiral, „wir müssen dasselbe zum Schweigen bringen, sonst behalten wir keine Stenge an Bord. Mit den Fregatten wollen wir alsdann schon fertig werden.“—

Lieutenant Roßtißlaw führte den Befehl auf dem ersten Deck. An seinen Geschützen arbeiteten die später durch ihren Heldentod so berühmt gewordenen Matrosen Bolotnikow, Schewtschenko und Koschka mit ihren Kameraden, alle bis zum Gürtel entblößt, auf den ersten Wink zum Beginn des Feuers harrend.

Der Capitain ging selbst durch die Battereien und ordnete die Richtung der Geschütze, während die türkischen Kugeln durch das Takelwerk piffen und hin und wieder in die Wände des Schiffes prasselten. Nachdem Alles geordnet war, erfolgte der Befehl zur Eröffnung des Feuers, und von diesem Augenblick an spie die MARIA ohne Unterbrechung ihre Breitseiten gegen das Ufer.

„Sehen Sie den CONSTANTIN an, Excellenz,“ bemerkte Budischtschew, „wie er mit der Batterie dort umspringt; wahrhaftig, Capitain Rakowskoi rasirt sie, ehe die Türken drei Mal zum Laden kommen.“

In der That war fünf Minuten nachher die batterie völlig demontirt und das Linienschiff konnte unbehindert seine Bombenkanonen des untern Decks gegen die gegenüberstehende Fregatte wenden.

„Das Feuer auf dem linken Flügel scheint heftig,“ sagte der Admiral; „der ROßTIßLAW scheint von den kleinen Schiffen, die sich an ihn gehangen, und den Battereien zu leiden. Geben Sie dem KAGUL das Signal, sich anzuschließen.“

„Die Bomben der PARIS haben die Stadt in Brand geschossen, ich sehe eine Feuersäule aufsteigen,“ meldete der Lieutenant Birjulew.

„In welchem Theil?“

„Nach den Minarets ist es das türkische Viertel.“

„Ha!—was ist das? *Tscherti tjebie by wsiali!* da geht sie wahrhaftig in die Höh!“

Ein donnerndes Geprassel überdröhnte das Brüllen der Kanonen—die Fregatte, welche dem CONSTANTIN gegenüber gestanden, flog in die Luft, ihre Trümmer fielen weit ringsum und entzündeten die Flamme an einer zweiten Stelle der Türkenstadt. Lustig arbeiteten die Kanonen auf den drei Decks der Maria, dichter Pulverdampf hüllte sie in fast undurchdringlichen Nebel, daß kaum die Mannschaften der Geschütze neben einander sich sehen konnten. Nur der ermunternde Zuruf der Offiziere, das Ächzen der Verwundeten unterbrach die stille Arbeit an den Kanonen. Da prasselte es durch das obere Deck und eine Bombe schlug mitten zwischen die batterie. „Nieder! zu Boden!“

Der Ruf des Lieutenants wurde nur von Wenigen vernommen, die, gewohnt an blinden augenblicklichen Gehorsam, sich auf das Deck warfen. Einer der Matrosen des nächsten Geschützes aber war, mit dem Rücken gegen den Offizier gekehrt, eben mit der Visirung seiner Kanone beschäftigt und hörte den Befehl, oder achtete der Gefahr nicht.

Lieutenant Roßtißlaw, im Begriff, sich niederzuwerfen, bemerkte den Mann. Im selben Augenblick auch erfaßte er ihn bei den Beinen und riß ihn schwer zu Boden, daß der Matrose hart mit dem Schädel gegen das Geschützrad schlug und sein Gesicht sich mit Blut bedeckte. Im nächsten Moment platzte die Bombe und ihre Tod und Verderben bringenden Splitter sprühten umher.

Zehn verstümmelte Leichen deckten den Boden, als der Offizier wieder in die Höhe sprang, schweres Ächzen belehrte ihn, daß noch Mehrere verwundet worden. „Der Teufel hole die Kugel, sie kostet uns ein Dutzend der besten Leute! Was, auch mein braver Schwetschenko?—Warum hörtest Du nicht auf meinen Befehl, Sukiensyn!(3-33)“

„Hollah, Euer Gnaden,“ sagte der Matrose, den der Lieutenant eben bedauerte und welcher derselbe war, den er zu Boden gerissen, „die Bombe hat mir Nichts gethan, Euer Gnaden haben mich nur etwas unsanft angepackt. Aber jetzt weiß ich warum, und *schorte wos mi*, wenn ich’s Euer Gnaden vergesse!“

Ein Adjutant des Admirals sprang die Leiter herunter.

„Vielen Verlust, Roßtißlaw, von der Bombe?“

„Zehn todt, sechs verwundet!“

„Teufel, das wird den Alten ärgern! An’s Werk, Jungens, und richten Sie die Geschütze jetzt gegen das Admiralschiff. Wir müssen die Flagge haben!“

Die Kanonen donnerten, die Männer arbeiteten, von Blut, Dampf, Staub und Schweiß bedeckt, wie die Teufel ausschauend, wie die Teufel thätig in diesem Meer von Donner und Flammen.

Eine neue Explosion erfolgte: die türkische Fregatte, welche der PARIS gegenüberlag, ging in die Luft. Die See weit umher war von Trümmern, Leichen und Schwimmenden bedeckt.

„Die Wurf-Ankertae sind durchschossen,“ ließ der im Vorderkastell commandirende Offizier der MARIA dem Capitain melden. „Das Schiff fällt ab.“

„Auf der Barkasse den Wurfanker! Herunter mit dem Kabeltau!“

Unter dem heftigsten Feuer wurde das Schiff wieder festgelegt. Der TRI SSWJATITELJA war in gleicher Verlegenheit gewesen.

Eine Stunde hatte das Feuer in voller Heftigkeit gedauert, als es auf türkischer Seite zu ermatten begann. Die Boote der Schiffe, die noch See halten konnten, bedeckten, mit Flüchtenden gefüllt, den Raum nach dem Ufer. Hunderte warfen sich in’s Wasser, um schwimmend ihre Rettung zu versuchen.

Um 2 Uhr hörte das Feuer von den türkischen Fahrzeugen fast ganz auf; drei Fregatten, darunter die des türkischen Admirals, standen in Flammen, und von den zwei durch die Kugeln durchbohrten und gesunkenen Transportschiffen waren nur die Masten sichtbar. Eine der Corvetten war gleichfalls von den herbeigekommenen Fregatten KAGUL und KULEWTSCHI in Grund gebohrt, die andere Corvette und die Sloop kampfunfähig. Die drei Schiffe hatten dem ROßTIßLAW arg zugesetzt.

Um 21 Uhr gab Admiral Nachimow das Signal, das Feuer einzustellen. Zugleich wurde Lieutenant Birjulew mit der Parlamentairflagge nach der Stadt gesandt, um den türkischen Behörden anzuzeigen, daß, wenn noch ein Schuß von den Batterien oder vom Ufer aus fallen sollte, der Admiral von Grund auf die Stadt zerstören und abbrennen werde.

Der Offizier verweilte fast eine Stunde unbehindert am Ufer, ohne eine obrigkeitliche Person auffinden zu können. Ein panischer Schrecken hatte sich der Moslems bemächtigt und die türkische Bevölkerung sich sämtlich in die nächsten Dörfer geflüchtet.

Während die Schlacht im Hafen von Sinope wüthete, hatte sich auf der See jenseits der einbuchtenden Landzunge eine andere Kampfszene ereignet.

Am 29., sobald der General-Adjutant, Vice-Admiral Korniloff, den die BESARABIA aufgesucht hatte, mit seinem Dampfgeschwader, bestehend aus den Dampfschiffen ODESSA, KRIMM und CHERSONES, in Ssewastopol eingetroffen und die Schiffe zum Auslaufen wieder bereit waren, ging er zur Escadre Nachimow's ab. Admiral Korniloff befand sich auf der ODESSA. Am 30., bald nach 12 Uhr, bemerkte man auf dem Dampfer, der sich bereits der anatolischen Küste genähert hatte, über die Landzunge von Sinope hinweg, daß die Schlacht begonnen, und die Dampfschiffe beschleunigten alsbald ihren Lauf so sehr als möglich, um die Rhede zu erreichen. Als sie am Vorgebirge von Sinope vorübergingen, wurde ihnen die türkische Dampffregatte TAİF, von 20 Kanonen, sichtbar, die, auf dem linken Flügel der türkischen Stellung postirt, weniger gelitten und bereits vor Beginn des Kampfes geheizt hatte und jetzt bemüht war, durch die Flucht der allgemeinen Vernichtung zu entgehen.

Der Vice-Admiral Korniloff befahl alsbald, seine Flagge aufzuziehen und dem türkischen Dampfschiffe, das der hohen See zu steuerte, den Cours abzuschneiden. Der TAİF, obschon er fast drei Mal stärker war, als die ODESSA, änderte jedoch, sobald er das russische Manövre gewahr wurde, seine frühere Richtung und lief längs dem Ufer hin. Als das Dampfschiff ODESSA sich bis auf Kanonenschußweite genähert, eröffnete es das Feuer aus dem langen Neunpfünder auf seinem Vordertheil.

„Bei Gott,“ sagte der Admiral, „die Schurken werden den Kampf nicht annehmen, sondern verlassen sich auf ihre stärkere Maschine. Wir müssen zu dem letzten Mittel greifen, sie zum Fechten zu zwingen. Lassen Sie die Enterhaken bereit machen, Capitain Stanißlaw, und die nöthige Mannschaft an die Schanzverkleidungen treten. Wir wollen versuchen, ihn im Vorbeikommen anzulaufen, die Enterhaken an seinen Bord zu werfen und ihm dabei eine Salve zu geben.“

In wenigen Augenblicken waren die Vorbereitungen getroffen und die Schiffe näherten sich rasch einander, denn der Capitain des TAİF sah ein, daß er dem russischen Dampfer nicht ausweichen könne, ohne auf die Klippen des Ufers zu gerathen. Die Besorgniß einer Enterung oder eines Zusammenstoßes war dagegen eine weit geringere, da, wie erwähnt, das türkische Schiff noch ein Mal so groß war wie die ODESSA, und nur in dem Kampfe mit allen drei Dampfern Gefahr lag, der beim Gelingen einer Enterung unvermeidlich gewesen wäre.

Die Mannschaften beider Schiffe standen auf den Decks, die Türken mit Rudern und Stangen bewaffnet, um das feindliche Schiff abzuhalten. Auf den Radkästen und an den Seiten der ODESSA waren die Enterer postirt, Capitain Stanißlaw auf der Brücke über der Maschine, um die Commando's für die Bewegungen zu geben. „Was thun Sie hier, mein Herr?“ sagte einer der Offiziere zu einem Manne in einem der grauen russischen Militair-Capots und darunter in Civilkleidung, der, das Glas am Auge, einen Säbel in der Faust, am Bogspriet des Dampfers auf einer der gefährdetsten Stellen sich hielt. „Sie gehören nicht zur Equipage und setzen sich hier unnütz der Gefahr aus.“

Der Angeredete verwandte kein Auge von dem heranbrausenden Gegner. „Bitte, lassen Sie mich hier,“ sagte er dringend, »ich habe von dem Admiral die Erlaubniß erhalten, den Kampf mitzufechten, und bin begierig, Ihnen zu zeigen, daß mein Volk die Gefahren seiner Beschützer zu theilen wünscht.“

Es war keine Zeit zu langem Streit, denn die Schiffe waren etwa nur noch 20– 30 Faden weit aus einander, und Gregor Caraiskakis—denn er war es, der an der Brustwehr stand, und welcher, nach dem er in Sebastopol verschiedene Verfügungen über das Kind seiner Schwester getroffen hatte, auf seine ausdrückliche Bitte auf dem Schiff des Vice-Admirals aufgenommen worden war, um seinem Gegner nach Sinope zu folgen—behielt seinen Platz.

Während der TAÏF in grader Linie seinen Lauf fortsetzte, schoß die ODESSA in einem spitzen Winkel gegen ihn heran. In der Entfernung von etwa einer halben Seemeile eilten die beiden andern Dampfschiffe herbei.

Es war die Absicht des Admirals, das Bogspriet des kleinen Dampfers womöglich in den Radkasten der türkischen Fregatte aufzurennen, die Enterhaken zu werfen und die Türken so im Kampf festzuhalten, bis die beiden andern Dampfer herankommen konnten.

Auf dem türkischen Schiff war diese Absicht offenbar erkannt, denn auch dort füllten sich die Radkästen und alle höheren Stellen mit Männern.

Die ODESSA schoß wie ein schnaubendes Kampfroß heran und ihr Vordertheil berührte beinahe die Flanke des TAÏF, als dieser im selben Augenblick wendete, so daß der Vordertheil des russischen Schiffes an den Radkästen vorüberschoß und nur das hohe Hinterkastell der Fregatte traf. Die Enterhaken wurden zwar geworfen, fanden hier aber wenig Halt, und ein kurzer Kampf entspann sich auf den Decks, während der Dampfer von dem Aufstoß sich langsam herumschwenkte und seitwärts der Fregatte legte.

Einige der russischen Matrosen versuchten an der höheren Brüstung des türkischen Schiffes empor zu klettern, wurden aber zurückgeworfen oder in's Wasser gestürzt. Unter denen, welche vergeblich sich damit abmühten, befand sich auch Caraiskakis. Er hatte mit der Linken sich an eine der herabhängenden Bootketten festgeklammert und war im Begriff, sich über den feindlichen Bord zu schwingen, als ein donnerndes Krachen verkündete, daß die Odessa die vier kleinen Kanonen gelöst, die ihre Breitseite bildeten. Die Schwere der Geschütze war zu gering, um selbst in dieser Nähe eine gefährliche Wirkung auf die Fregatte auszuüben, der Rückstoß der Salve bewirkte jedoch, daß die Schiffe von einander prallten und einige Ketten der geworfenen Enterhaken sprangen, während andere von dem türkischen Schiffsvolk gelöst wurden. Zugleich schoß die Fregatte mit aller Kraft der Maschinen vorwärts und war im nächsten Augenblick schon mehrere Schritte an der ODESSA vorbei.

Ein wilder Ruf des Schreckens ertönte von den Lippen Derer, die noch an dem türkischen Schiff hingen und vergeblich jetzt wieder an den eigenen Bord zu gelangen suchten. Einige ließen sofort los und vertrauten sich den Wellen an, Andere wurden von den Türken heruntergestoßen.

Caraiskakis, der zu spät die Schanze des russischen Schiffes unter seinen Füßen weichen fühlte, wurde, ehe er noch einen Entschluß fassen konnte, hart von einem Türken bedroht, gegen den er sich, so gut er es in dieser Lage vermochte, mit dem Säbel vertheidigte.

Schon wollte er den schwankenden Halt aufgeben und sich gleichfalls in's Meer werfen, als er sich von hinten am Kragen ergriffen und von einer kräftigen Faust emporgehoben und über Bord geschwungen fühlte. Im nächsten Augen-

blick, als er sich emporraffte, starrte er seinem Besieger in's Antlitz, der ruhig die Moslems von dem Gefangenen zurückwehrte—es war Sir Maubridge.

Die ODESSA verlor mehrere Minuten mit dem Auflesen ihrer Leute und dem Wenden. Als sie die Verfolgung des TAÏF wieder aufnahm, war dieser bereits eine ziemliche Strecke entfernt, und obschon die Maschine auf's Höchste angespannt wurde, zeigte es sich doch bald, daß der Lauf der Fregatte zu überlegen war, um ein Einholen möglich zu machen. Sobald dieselbe daher außer Schußweite gekommen, befahl der Admiral, die Jagd einzustellen, und die drei Dampfer wandten sich eilig der Richtung von Sinope zu, um dort ihren Theil am Kampfe zu nehmen.

Aber sie kamen hier zu spät.

Auf der Rhede von Sinope war die Schlacht beendet. Die eintreffenden Dampfer KRIMM und CHERSONES erhielten sofort die Ordre, die russischen Schiffe aus der Schußweite der noch kampffähigen Uferbatterien zu bugsiren für den Fall, daß es dem Feinde einfallen sollte, in der Nacht sein Feuer zu erneuern. Die ODESSA aber wurde beordert, die türkische Fregatte DAMIETTE, welche am wenigsten von den Kugeln gelitten hatte, in Besitz zu nehmen und vom Ufer fortzuführen.

Dies geschah ohne Widerstand. Man fand auf der Fregatte kaum noch 100 Mann der Besatzung und etwa 50 Verwundete. Der Commandeur und die Offiziere hatten das Schiff schon im Anfange der Schlacht verlassen, indem sie sich mit sämtlichen Ruderbooten in schimpflicher Flucht an's Ufer retteten.

Mehrere der türkischen Schiffe standen noch in vollen Flammen und gewährten in dem einsinkenden Dunkel des Abends ein furchtbar schönes Schauspiel, indem sie aus den glühend gewordenen Geschützen ihre Kugeln weit hinaus über die Rhede versendeten. Als das Feuer die Pulverkammern erreichte, flogen sie endlich in die Luft und die brennenden Trümmer verbreiteten sich über die am Ufer entlang liegende Türkenstadt, so daß diese auf's Neue in Brand gerieth. Gegen Mitternacht stand der ganze, von einer steinernen Mauer umgebene Raum in Flammen; die Griechenstadt blieb jedoch von dem Feuer verschont.

Am 1. December bei Tagesanbruch waren von den 12 Fahrzeugen, aus denen die türkische Escadre bestanden hatte, auf der Rhede nur noch die Fregatte DAMIETTE im Schlepptau der ODESSA, die Sloop und die zweite Corvette ganz zerschossen auf dem Strande am Südufer der Bucht zu erblicken. Nach aufmerksamer Besichtigung erwies es sich, daß die DAMIETTE 17 Kugeln unter der Wasserlinie erhalten hatte; der ganze Rumpf unter dem Wasser, die Masten und die Takelage waren in dem Grade beschädigt, daß ohne bedeutende Reparaturen, die viel Zeit gekostet hätten, es unmöglich gewesen wäre, sie bis Sebastopol zu bringen. Es wurde demnach befohlen, sie an's Ufer zu werfen und gleichfalls in Brand zu stecken.

Mit gleichem Befehl bemächtigten sich die Boote der Fregatte KAGUL der Sloop und der Corvette. Die mit dem Auftrag betrauten Offiziere fanden auf der Sloop den Commandanten der türkischen Escadre, den Bahriolivaki (Vice-Admiral) Osman-Pascha, den Capitain der Fregatte RAPHAEL, den Commandeur der Sloop und 80 Matrosen. Osman-Pascha war bald nach der Eröffnung des Feuers am rechten Bein verwundet worden, indem eine Kugel den Knochen zerschmetterte. Das Admiralschiff war das zweite, das von den Bomben der Russen in Brand geschossen worden, und die zügellose Mannschaft hatte sich alsbald in die Boote geworfen, indem sie ihren Admiral obenein ausplünderte, ihn seiner Uhr und seiner Kleidung beraubten und ihn hilflos und entblößt auf

dem Deck liegen ließ. Ein Boot der Sloop, das der brennenden Fregatte zu Hilfe eilte, hatte ihn aufgenommen.

Die türkischen Offiziere wurden auf das Dampfschiff ODESSA, die gefangenen Mannschaften auf das Schiff TSCHESME gebracht. Am Abend des 1. Decembers fand sich auf der Rhede von Sinope kein türkisches Fahrzeug mehr auf dem Wasser. Die Beschädigungen der russischen Schiffe beschränkten sich größtentheils auf die Masten und die Takelage; am meisten hatten in ihrer Armierung die Schiffe KAISERIN MARIA, TRI-SSWJATITELJA, GROßFÜRST CONSTANTIN und ROßTIßLAW gelitten. Die Mannschaften gingen trotz der Ermüdung des Kampfes eilig an die Ausbesserung.

Am 2. December lichtete die Escadre des Vice-Admirals Nachimow Anker und verließ die Rhede von Sinope, indem die beschädigten Fahrzeuge von den Dampfern bugsirt wurden.

Schon am 4. langten die drei am schwersten beschädigten Schiffe auf der Rhede von Sebastopol an.

Der TAIF brachte die Kunde von der Vernichtung des türkischen Geschwaders nach Constantinopel und der Schrecken und die Verwirrung über die unerwartete Botschaft waren um so größer, als Niemand an die Möglichkeit eines solchen Schlages geglaubt hatte. Von den zehn Fregatten und sechs Corvetten der türkischen Flotte waren sechs und zwei vernichtet, und die Moslems begannen zum ersten Male bedenklich zu werden über den vielgepriesenen Schutz der Westmächte. Im Räume des TAIF langte in Fesseln Gregor Caraiskakis, der einzige Gefangene, wieder in Constantinopel an.

Das Blut Schamyl's.

Es war ein trüber December-Abend, das Sternengewölbe durch düstere Schneewolken verhüllt, die der Wind am hin und wieder mit mattem Glanz durchbrechenden Mond vorüberpeitschte—als durch eine lange straßenähnliche Lichtung am Saume eines der ungeheuren Urwälder, welche noch große Flächen der Ukraine und Volhyniens bedecken und die Sümpfe von Rokitno und Mozyr genannt werden, ein auf polnische Art bespannter dreispänniger Schlitten über die Schneedecke flog. Eine dürftige Spur zeigte allein an, daß die Reisenden noch auf einem gangbaren Wege sich befanden, obschon dieser wenig genug benutzt werden mochte und meilenweit den Fahrenden kein lebendes Wesen begegnet war.

Im Schlitten saßen zwei Personen, ein alter Mann von straffer militärischer Haltung mit noch jugendlich feurigem Blick trotz des weißen Haars, das unter der dicken Pelzmütze hervorquoll, neben einem jungen Mädchen von liebreizendem Antlitz, so weit aus den Krägen, Tüchern und Hüllen, mit denen sie sich gegen die Kälte geschützt hatte, dieses zu schauen war. Das Gespräch zwischen Beiden war längst verstummt, theils wegen der Unfreundlichkeit der Witterung, theils weil sie schon lange mit einander gefahren und kein Gegenstand zur Unterhaltung nahe lag.

Auf dem Vordersitz des Schlittens neben dem Postillon saß ein Diener, ein Mann von mittleren Jahren und kühnem verständigem Aussehen in der polnischen Tracht, die weiße barankenbesetzte Mütze über die Ohren gezogen.

„Das Wetter will mir wenig gefallen, Herr Graf,“ sagte, sich umwendend, der Diener; „ehe eine Viertelstunde vergeht, werden wir volles Schneetreiben sehen, und dieser Wald scheint kein Ende zu nehmen.“

„Hast Du den Postillon gefragt, wie weit wir noch bis zum Schloß des Fürsten haben?“

„Volle drei Stunden. Wir werden vor eilf Uhr in keinem Fall ankommen, wenn—wir überhaupt ankommen.“

„Wie meinst Du das, Bogislaw?“

Der Diener schwieg einige Augenblicke, dann sagte er auf Deutsch:

„Die Schneefälle sind gefährlich in diesen Wäldern, Herr Graf, auch wäre es leicht, daß wir auf Wölfe stoßen könnten. Die ganze vorige Woche war harter Frost und das bringt die Bestien von den Karpathen herauf und aus den Sümpfen her.“

Graf Lubomirski—der Reisende im Schlitten war der alte Offizier, dem wir in der ersten Scene unseres Buchs und dessen Namen wir zuletzt in Petersburg begegnet sind—beugte sich besorgt vorwärts.

„Ich habe selbst schon bedauert,“ sagte er in der gleichen Sprache, von der er wußte, daß sie der jungen Dame an seiner Seite nicht geläufig war, „nicht in Owruzc geblieben zu sein. Doch hatte ich dem Fürsten zu heute meine Ankunft angezeigt, um morgen mit ihm das heilige Christfest zu begehen. Es bleibt uns Nichts übrig, als so rasch wie möglich vorwärts zu kommen. Frage den Postillon, ob es denn keinen Halteplatz giebt bis zum Schloß des Fürsten?“

Nach einer kurzen Unterredung berichtete Bogislaw, daß zwar ein Gehöft, ein Krug für die Holzfäller, eine Meile weiter seitab im Walde liege, doch sei es besser nach der Meinung des Postillons, den geraden Weg zu verfolgen.

„Was fürchten Sie, Oheim?“ fragte die junge Dame. „Sollten wir uns vielleicht verirrt haben?“

„Nein, mein Kind,“ beruhigte der Graf. „Es ist kein Grund zur Besorgniß vorhanden, der Weg führt geradeaus durch die Lichtung und ist kaum zu verfehlen.“

Ein furchtbarer Windstoß, der die riesigen Stämme zu entwurzeln schien, strafte seine Betheuerung der Sicherheit Lügen. Er schien das Signal zu sein zum Beginn des Unwetters, denn alsbald entluden sich die Wolken in einem dichten Schneegestöber und binnen wenigen Minuten waren die Reisenden und ihr Fuhrwerk in einen dichten weißen Mantel eingehüllt. Die Flocken fielen so dicht, daß man rechts und links die dunkle Baumwand nicht zu sehen vermochte. Man mußte den Lauf der Pferde ihrem Instinct überlassen.

Das tolle Wetter dauerte ungefähr eine halbe Stunde, von einzelnen heftigen Windstößen unterbrochen, dann begann es nachzulassen und sich aufzuklären—es verzog sich so rasch, wie es gekommen war. Trotz aller Anstrengungen der Pferde hatten die Reisenden während des Wetters doch nur geringe Fortschritte gemacht und das Schlimmste von Allem war, daß nach kurzer Zeit der Postillon erklärte, er sei nicht mehr ganz sicher, ob sie auch noch auf dem rechten Wege wären, da das Schneegestöber jede Spur eines solchen tief bedeckt hatte.

Vor ihnen breitete sich im Mondenschein, der wieder klar und hell vom Himmel strahlte, noch immer eine Lichtung aus, doch war es fraglich, ob es die rechte sei.

Dem Zweifel und der Berathung wurde ein kurzes Ende gemacht—ein entfernter, klagender, heulender Ton ließ sich hören, bei dessen erstem Laut die

ermüdeten Pferde die Ohren spitzten und ohne Antrieb von Zügel und Peitsche sofort sich wieder in Galopp setzten.

„Haben Sie gehört, Oheim?“ fragte die Dame. „Wir sind den Wohnungen nahe, das war das Heulen eines Hundes.“

Der Graf antwortete nicht, aber er nahm unter der Decke des Schlittens zwei dort gesicherte Jagdgewehre hervor und reichte das eine dem Diener.

„Ehe zehn Minuten vergehen, werden wir die Bestien auf dem Halse haben,“ sagte dieser, diesmal auf Polnisch.

„Um Gott, Oheim, was giebt es?“

„Nichts von Bedeutung, Wanda; einige Wölfe, die vielleicht auf unsere Spur kommen. Wir werden sie mit blutigen Köpfen zurückschicken.“

Die Dame war eine Polin, und obschon in Warschau erzogen, kannte sie doch durch Erzählungen hinreichend die Gefahren der Wälder ihres Vaterlandes.

„Wir sind verloren, Onkel, wenn uns die Wölfe in dieser Wildniß erreichen!“

Gleich als sollte ihre Furcht bestätigt werden, erscholl dicht zur Seite des Schlittens, der am Waldrande dahinflog, ein durchdringendes Geheul und ein dunkler Körper schoß plötzlich aus dem Schatten der Bäume über die helle Fläche des Schnees und sprang dem linken Handpferde an die Kehle. Im nächsten Augenblick erfolgte ein Knall und der Wolf stürzte todt zurück: Bogislaw war beim Anblick der Gefahr vom Schlitten gesprungen und hatte dem Wolf den Kopf zerschmettert. „Vorwärts! vorwärts!“ rief er, indem er sich schnell wie der Gedanke auf seinen Sitz zurückschwang, und die Pferde, die scheuend vor dem unerwarteten Angriff kaum einen Augenblick angehalten hatten, jagten auf's Neue davon.

Ein lautes Geheul erklang jetzt hinter ihnen d'rein, und als der Graf sich umwandte, sah er in der Entfernung von einigen Hundert Schritten eine dunkle bewegliche Masse sich auf der Schneefläche hinter ihnen her wälzen. Feurige hüpfende Punkte glühten gleich Johanniskäfern aus dem dunklen Knäuel.

„Lade schnell das Gewehr, Bogislaw, indeß ich sie in Respect halte,“ befahl der Graf. „Ich habe so manches Mal in längst vergangenen Zeiten meine Flinte auf die Bestien im Bialowizer Walde abgefeuert, daß ich wohl auch heute noch mein Ziel halten werde.“

Die Gräfin Wanda barg ihr Gesicht in dem Pelzcapuchon, das ihren Kopf bedeckte, um die Gefahr nicht zu sehen. Wenige Augenblicke darauf knallte neben ihrem Ohr die Büchse des Oheims und ein Schmerzensgeheul aus dem Rudel, das sich auf etwa hundert Schritt schon dem Schlitten genähert hatte, verkündete ihr, daß ein Verfolger weniger war.

„Sie werden einige Minuten anhalten, um ihren Gefährten zu verzehren,“ sagte der Diener. „Ich kenne das Geschmeiß und habe oft mit ihm zu thun gehabt, als ich noch Büchsenspanner und Jäger beim seligen Grafen war!“

Die Voraussage bestätigte sich; nach kurzer Zeit waren die Wölfe wieder auf der Fährte des Schlittens und jagten kaum fünfzig Ellen entfernt hinter ihm d'rein. Noch zwei Mal schoß der Graf mit gleichem Erfolg das Gewehr ab, das der Jäger ihm reichte, aber der Fall der getroffenen Wölfe vermochte jetzt nur wenig Augenblicke die Verfolger aufzuhalten und zurückzuscheuchen.

Während die Männer die Blicke und ihre Aufmerksamkeit nach jenen gewandt hielten, schrie plötzlich die junge Gräfin laut auf: „Jesus Maria, ich sehe Licht!“

Wie ein electricischer Schlag durchfuhr der Rettungsstrahl, die Gefährdeten.

„Es ist das Schloß oder ein Gehöft, in einer Viertelstunde sind wir dort. Hölle und Teufel, was ist das?“

Der Diener Bogislaw, der es rief, beugte sich vorwärts.

„Die Bestie hat das Pferd dennoch verletzt—es stürzt—herunter, Postillon! rasch, rasch! schneide die Stränge los, ehe sie uns einholen, es gilt Tod und Leben!“

Er hatte den Zitternden fast mit Gewalt hinabgestoßen und ihm das Messer in die Hand gedrückt, während er selbst bemüht war, die Zugstränge des Handpferdes zu lösen, das, an einer Halsarterie verletzt, nur, von der Furcht getrieben, so lange ausgehalten hatte und jetzt zusammengestürzt war und wild um sich schlug.

„Den Vordersten, Herr Graf, den Vordersten!“

Wieder knallte die Büchse und der Leitwolf stürzte zusammen, aber an ihm vorbei jagte die Meute, denn sie wußte, daß in wenigen Minuten ihr die Beute entgangen sein würde. Rechts und links am Schlitten vorüber sprangen zwei große Wölfe und einer derselben am Vordersitz empor. Die wie feurige Kugeln glühenden Augen, der weit geöffnete Rachen mit der lechzenden Zunge, aus dem der giftige heiße Athem dampfte, waren schrecklich anzuschauen.

Laut auf klang der Schrei des gefährdeten Mädchens, während der Greis mit dem Büchsenlauf die Bestien vom Rücken des Schlittens zurückzuhalten suchte.

In diesem Augenblick war es den Beiden gelungen, die Stränge abzuschneiden und im selben Moment, als sie sich von der hemmenden Last befreit fühlten, sprangen die beiden Pferde vorwärts und rissen dabei den noch an ihrem Vorderzeug beschäftigten Postillon zu Boden. Bogislaw hatte kaum Zeit, sich auf die Deichsel zu schwingen und festzuklammern, als der Schlitten zwei schwere Rucke erhielt, wie über hindernde Körper hinschnellend, daß die Insitzenden fast herausgeschleudert wurden, und dann wieder über die Fläche dahin sauste. Zugleich gellte ein wilder Angst- und Schmerzensruf, dem alsbald das wüthende Geheul der Bestien antwortete.

Die ganze Sache war so gedankenschnell vor sich gegangen, daß erst jetzt der Graf und Bogislaw den Wolf bemerkten, der sich halb erschrocken noch immer an den Schlitten festklammerte, ohne jedoch durch die rasche Fahrt und seine hängende Lage zu einem Angriff kommen zu können. Die Faust des früheren Jägers, noch mit dem langen Messer bewaffnet, fuhr im Nu zum Rachen der Bestie und man hörte das Knirschen des Stahls an dem harten Kiefer und den Zähnen; der Wolf ließ los und stürzte rücklings in den Schnee.

Die beiden Pferde jagten wie toll dem rasch sich nähernden Lichtschein entgegen. Es dauerte eine Weile, ehe es dem tapferen Diener gelang, mit den Zügeln, die er zum Glück um die linke Hand geschlungen gehabt, ihrer wieder Herr zu werden. Jetzt erst erholte sich die junge Dame so weit von dem Entsetzen der eben erlebten grausigen Scene, um zu bemerken, daß eine der Personen auf dem Schlitten fehlte.

„Um Gotteswillen, Oheim, Bogislaw—der Postillon?“

Die beiden Männer antworteten nicht und Bogislaw peitschte nur wüthend auf die Pferde. Das bebende Mädchen brach in einen Thränenstrom aus; das Zurückbleiben der Wölfe, ihr Geheul und Bellen gaben ihr die Ahnung, welchem entsetzlichen Opfer sie die einstweilige Rettung verdankten.

Aber diese sollte vollständig werden; denn von jenem Lichtschein aus, den sie in der Ferne gesehen, und der, wie sie näher kommend schon bemerken konnten, aus einem Gehöft mitten im Walde kam, bewegten sich mehrere Feuer über die dunkle Fläche, Kienfackeln, von Menschen getragen, und lautes Geschrei und Rufen verkündete die Nähe von Helfern in der Noth.

Einige Augenblicke darauf waren sie in der Mitte einer Gruppe von Männern wilden Aussehens, die mit brennenden Kiensplittern, Stangen und Äxten bewaffnet, herbeikamen, Bewohner des düsteren Waldes, die auf das wiederholte Schießen sich von dem wärmenden Heerd in der elenden Waldherberge losgemacht hatten, an deren Hofthor jetzt der Schlitten hielt.

Wenige Worte genügten, um das schreckliche Ereigniß zu melden; das entfernte Heulen der Bestien, die sich außer dem Lichtkreise der Fackeln hielten, verkündete ihre Wuth, daß ihnen der größte Theil ihrer Beute entgangen war.

Es war offenbar ganz nutzlos, Menschenleben zu gefährden in einem Versuch, ob der arme Postillon noch zu retten sei. Ehe der Schlitten noch den dritten Theil des Weges von der verhängnißvollen Stelle bis zum schützenden Hause zurückgelegt hatte, mußte jedes Glied von ihm in tausend Stücke zerrissen sein.

Dennoch, als der Graf mit seines Dieners Hilfe kaum die noch immer zitternde Dame in den großen Raum getragen, welcher die Flur und Küche des ärmlichen Gebäudes bildete, und sie am Heerde niedergelassen hatte, wandte er sich auf ihre Bitte sogleich an die Leute, die mit stumpfer Neugier umherstanden, nahm eine Hand voll Silber aus seiner Börse und bot es ihnen mit der Aufforderung, sich mit Fackeln und Waffen aufzumachen, um wenigstens die Reste des Verunglückten zu suchen.

Als die Männer das Silber sahen, welches der Graf mit so unvorsichtiger Freigebigkeit ausstreute, waren sie alsbald zu dem Gange bereit und machten sich, drei an der Zahl, mit frischen Kienspännen und ihren Äxten auf den Weg. Nur der Wirth des Hauses, eine grobe vierschrötige Gestalt mit all' dem finstertückischen Ansehen der niedersten Slavenrace, blieb im Hause bei den unerwarteten Gästen.

Erst jetzt kamen diese dazu, sich in dem Raume umzusehen, der ihnen zu einer Zufluchtsstätte diente.

Die Hütte, ein mit Sumpfbinsen gedecktes einstöckiges Gebäude von Lehm und Holz, bot das traurigste Bild von Dürftigkeit, Unordnung und Schmutz, wie man es in den polnischen Provinzen so häufig findet. Sie war ausnehmend lang, der größte Theil für Pferde, Rinder- und Schweineheerden eingerichtet, welche die Hirten der Gegend hierhin zur Sicherung gegen die Kälte und Raubthiere trieben. Für diese und die Holzschläger, welche die riesigen Buchen und Eichen des Waldes fällten, ein wüstes wildes Geschlecht von Leibeigenen, war ein Theil des Hauses zum Krug⁽⁴⁻³⁴⁾ eingerichtet. Ein halbverfallener Bretterzaun umgab das Hauptgebäude und ein oder zwei ähnliche für die Aufbewahrung der Futtermittel. Der Raum, welcher die Küche bildete, nahm den größten Theil des einen Flügels des Gebäudes ein und war rechts und links von Verschlügen oder, wenn man sie so nennen will, Gemächern begränzt.

In dem großen Kamin brannten riesige Kloben von Holz und verbreiteten Licht und Wärme, was um so nöthiger war, als der traurige Zustand der Wände durch zahllose klaffende Spalten dem Luftzuge freien Eintritt sicherte. Diese träge Vernachlässigung inmitten aller Hilfsquellen und alles Materials ist eine charakteristische Eigenschaft der polnischen Race. Während der Deutsche mit dem zehnten Theil der Arbeit, die Jener darauf verwendet, das Holz zum Brennen herbeizuschaffen, das Haus dauernd in festen wohnlichen Stand setzen würde, läßt der Pole ruhig seine Hütte verfallen, bis ihr gänzlicher Einsturz ihn endlich zwingt, eine neue zu bauen. Wie in den unteren Ständen, so herrscht auch in den oberen eine gleiche Vernachlässigung, ein gleichgültiges Verkommenlassen und von Ordnungssinn ist keine Spur in dem Volke. In dieser Be-

ziehung unterscheidet sich scharf der polnische und russische Charakter. In einem großen Kessel auf dem Feuer kochte das Abendbrod der Gesellschaft, Speck und Grütze, und zwei Frauenzimmer, Mutter und Tochter, waren dabei beschäftigt und bequemten sich erst auf eine handgreifliche Ermahnung des Vaters zum Dienst der Dame.

Jener war, wie erwähnt, ein finster und trotzig blickender Mann von robusten Formen, der volle Typus des verkommenen Volkes, im schmutzigen Schafpelz, die fettglänzende Mütze bis über die Ohren heruntergezogen. Dennoch lag bei aller Wildheit und Rohheit seines Wesens eine gewisse kriechende Höflichkeit gegen den vornehmen Gast darin, ein Belauern jeder Bewegung, die derselbe machte.

Bogislaw hatte aus dem Schlitten die Decken und Mäntel herbeigeschafft und in den durch einen starken Holzverschlag von der Küche getrennten Räume gebracht, der das Ende des Hauses bildete und der von den Weibern auf das Verlangen des Dieners schnell von einigem alten Geräth und Holz gereinigt worden war, denn hier war man wenigstens entfernter von dem Schmutz der Thiere auf der anderen Seite. An ein Weiterkommen in dieser Nacht war nicht zu denken gewesen, da die Pferde zum Tode erschöpft durch den rasenden Lauf sich zeigten und sie nach der Versicherung des Wirthes von der rechten Straße ab und auf einen Nebenweg gerathen waren, von dem aus man im Dunkel der Nacht unter zwei Stunden das Schloß des Fürsten Lubienski nicht zu erreichen vermocht hätte, selbst wenn man der Gefahr durch die umherstreifenden Wölfe hätte trotzen wollen.

Es blieb demnach nur übrig, den Tag hier, so gut es gehen wollte, zu erwarten. Während die junge Gräfin am Feuer sich wärmte, und Bogislaw aus den im Gepäck befindlichen Vorräthen Thee kochte, wobei das glänzende Silbergeschirr wieder die gierige Aufmerksamkeit der Hüttenbewohner erregte, suchte der Graf von dem Manne Nachrichten über die Bewohner der Gegend, die Ansichten und die Stimmung des Volkes zu erhalten, stieß aber auf ein hartnäckiges Ausweichen, von dem er nicht ermitteln konnte, ob es Trotz und Verstellung oder angeborene Stupidität war, so daß er endlich die unnütze Mühe aufgab.

Nach einer Stunde etwa kehrten die ausgeschickten Männer zurück—es waren zwei Söhne des Wirths und ein fremder Holzschläger—und brachten die Nachricht, daß man von dem unglücklichen Postillon nur traurige Knochen- und Kleiderreste gefunden hatte, so vollständig war von den Wölfen das gräßliche Werk gethan. „Aber die Büchse? ich verlor im letzten Kampf das Gewehr und es muß sich auf dem Platz gefunden haben?“ fragte Bogislaw. Die Männer schauten einander verlegen an, verneinten aber insgesamt die Frage. Einer meinte, die Wölfe würden die Büchse vielleicht unter den Schnee gestampft haben, oder sie sei später vom Schlitten gefallen und man werde sie morgen bei Tageslicht leichter finden. Dieser Meinung trat auch der Graf bei, obschon sein Diener bedenklich den Kopf schüttelte und erklärte, er wisse ganz gewiß, das er das Gewehr bei dem augenblicklichen Halt, den das Stürzen des Pferdes nothwendig gemacht, verloren habe.

Die Männer setzten sich in einen Winkel der Küche zusammen, ihr Abendbrod zu verzehren, zu dem der Graf eine Flasche Rum aus seinem Vorrath gefügt, und schienen von der Gegenwart der vornehmen Gäste bedrückt, denn sie sprachen wenig und nur flüsternd unter einander. Dagegen bemerkte Bogislaw mißtrauisch, daß hin und wieder Einer oder der Andere auf einen Wink des

Wirths das Haus verließ, und draußen eine Unterredung mit ihm zu pflegen schien.

So war eine zweite Stunde vergangen, und die Reisenden machten sich bereit, ihr improvisirtes Nachtlager aus Pelzen und Mänteln einzunehmen, als plötzlich am Eingang des Gehöftes ein Ruf erscholl und Pferde hörbar wurden. Mit finstern Gesicht fuhr der Wirth empor und zur Thür: „*Niech cie, djabli wezma!*“ (4-35) ich kann keine Leute mehr beherbergen, sie müssen weiter!“ aber schon waren auch der Graf und sein Diener an die Thür getreten, und vor derselben, in die Mäntel gehüllt, hielten zu Pferde zwei Militairs, ein Ulanen-Offizier mit seiner Ordonnanz. Der Erstere, ein noch junger Mann von hoher, schlanker Figur mit edlem, stolzem Gesicht sprang sogleich vom Roß, indem er den Zügel einem der Männer zuwarf und mühsam in polnischer Sprache befahl, ihm behilflich zu sein, seinen Begleiter aus dem Sattel zu heben, der bei einem Sturz den Fuß gebrochen habe. Vergeblich erklärte mürrisch der Wirth, er könne keine Herberge mehr geben, man möge weiterreiten; der Offizier, an den Umgang mit dem Volk gewöhnt, kümmerte sich wenig darum und drohte mit dem Kantschuh, der statt der Reitgerte an seiner Faust hing. Zugleich erklärte der Graf menschenfreundlich, daß er gern sich jede Unbequemlichkeit gefallen lassen werde, um Hilfe zu schaffen und die Reiter nicht dem auf's Neue drohenden Schneewetter auszusetzen, und wenige Worte, aber derbe Püffe des Jägers Bogislaw brachten den Wirth und seine Söhne alsbald dazu, Hand anzulegen und den Soldaten in den Küchenraum zu tragen, wo er auf einem von Stroh bereiteten Lager niedergelegt wurde.

Nachdem er die Pferde sicher untergebracht gesehen und den Schnee vom Mantel geschüttelt, folgte der Offizier gleichfalls und begrüßte höflich und erstaunt die junge Dame, die sich bereits mit dem Leidenden zu schaffen gemacht und ihn mit einer frischen Tasse Thee erquickt hatte. Auf die Einladung des Grafen nahm der Offizier am Feuer Platz und es entspann sich alsbald in französischer Sprache eine Unterhaltung, in welcher sich ergab, daß der Neuangekommene, zur Garnison des Städtchens Olewsk gehörend, gleichfalls auf dem Wege zu dem Schloß des Fürsten Lubinski begriffen war, um auf die Einladung des reichen Grundbesitzers mit einigen bereits vorausgegangenen Kameraden die Festtage dort zuzubringen. Der Dienst hatte ihn verhindert, eher als am späten Nachmittag aufzubrechen, das Schneewetter ihn gleichfalls im Walde betroffen, und ein Sturz über eine Baumwurzel seinen Burschen so unglücklich vom Pferde geworfen, daß derselbe den Fuß gebrochen hatte und der Offizier gezwungen war, nachdem er ihn mühsam wieder in den Sattel gebracht, ihn langsam weiter zu geleiten, bis er in die Nähe des ihm vom Ansehen bekannten Kruges gekommen war.

Mit Verwunderung hörte zugleich der Graf, daß dieser gar nicht weit ab von der Straße zum Schloß des Fürsten und deren Vereinigung mit dem Wege von Olewsk gelegen sei und daß sie morgen in Zeit von einer starken Stunde an ihr Ziel gelangen könnten. Die Wirthsleute des Krugs hatten sie daher absichtlich getäuscht.

Obschon der fremde Offizier seinen Namen nicht genannt hatte, zeigte ihn doch das ganze Gespräch als Mann von Bildung und Erziehung und eine zufällige Bemerkung ergab, daß er erst seit etwa drei Monaten hier in Garnison stand. Ein Zug von Ernst, ja Schwermuth, der über das ganze Wesen des jungen Mannes ausgegossen war, erhöhte das Interesse, das seine männliche Schönheit erregte. Nur die Begeisterung, mit der er des Kaisers erwähnte, machte die Polen mißtrauisch und zurückhaltend.

Nach einer längeren Unterhaltung mußte man endlich an die Ruhe für die Nacht denken, da die junge Dame offenbar sehr erschöpft war. Der Wirth schlug vor, daß der junge Offizier den Verschlag zur Linken der Küche einnehmen sollte; da dieser jedoch von Schmutz aller Art strotzte, erklärte Jener, daß er es vorzöge, in seinen Mantel gehüllt, die Nacht am Heerdefeuer zuzubringen, wobei ihm der Jäger Bogislaw Gesellschaft leisten wollte.

Diese Anordnung schien dem Eigenthümer des Hauses wenig zu behagen, und er gab sich mehrfach Mühe, den Fremden die Kammer oder den mit Streu und Heu gefüllten Boden anzupreisen, der über den größten Theil des Gebäudes lief. Als er endlich sah, daß sie auf ihrem Willen bestanden, fügte er sich mürrisch und trieb die Weiber in die Kammer, während er, wie er sagte, mit seinen Söhnen und dem fremden Holzhauer die Nacht im Pferdestall zubringen wollte.

Es war Etwas in dem Wesen der Familie, was dem aufmerksamen Diener nicht gefiel und sein Mißtrauen erregte. Dennoch lag kein Grund vor, dasselbe zu äußern, und nachdem er für sich und den Offizier, so gut es ging, zu beiden Seiten des Heerdes ein Lager bereitet, und alle Andern den Raum verlassen hatten, streckten sich Beide zur Ruhe nieder.

In wenig Minuten war der junge Offizier im festen Schlaf, Bogislaw aber blieb, seine Pfeife rauchend, auf dem Lager wach.

Ein eigentümliches Geräusch hatte seinen Verdacht auf's Neue erregt; ihm war, als hätte er einen Reiter vorsichtig den Hofraum verlassen und draußen, davonjagen hören.

Bald darauf öffnete sich leise die Thür der Kammer und die Wirthin des Hauses streckte vorsichtig den Kopf heraus, um nach den Schläfern zu lauschen. Sie schreckte eilig zurück, als sie die glänzenden Augen Bogislaw's auf sich gerichtet sah.

Noch immer hatte sich Nichts ereignet, was genügend gewesen wäre, den Verdacht des Jägers zu rechtfertigen, und dennoch wurde derselbe von Minute zu Minute stärker, bis Bogislaw endlich beschloß, sich auf jeden Fall Überzeugung zu verschaffen. Die Gluth des Heerdes warf nur ein mattes Licht über den weiten Raum, und da sein Lager sich im tiefen Schatten des Vorsprunges befand, gelang es ihm leicht, seinen Plan auszuführen. Indem er den weiten Pelz scheinbar zusammengeballt liegen ließ, als ruhe ein Körper darunter, wand er sich geschickt daraus hervor und erreichte die Leiter, die an der linken Seitenwand zum offenen Eingang des Bodenraumes führte. Diese stieg er mit katzen gleicher Vorsicht hinan, und war gleich darauf im Dunkel des Raumes verschwunden.

Zur selben Zeit saßen in dem entgegengesetzten Flügel des Gebäudes am Ende des Stalles, der an fünfzig kräftige ukrainer Pferde, außer denen der Fremden, enthielt, der Wirth mit einem seiner Söhne und dem Holzfäller um eine dürftige Lampe in eifrigem Gespräch. Den zweiten Sohn hätte der Blick eines Lauschers vergeblich gesucht.

„Ich sage Dir, Stenko,“ sprach der Bauer, „Deine Vorsicht wird Alles verderben. Warum den Segen, den uns die heilige Mutter von Czenstochau in unserer Armuth geschickt, erst mit den Anderen theilen? Der Kranke zählt nicht, und mit den Dreien wären wir allein fertig geworden.“

„Du redest, wie Du's verstehst, *sobaczy synu!*“(4-36) entgegnete der Wirth. „Der Teufel könnte sein Spiel haben und Einer entkommen und dann wären wir Alle verloren. Überdies sind sie bewaffnet und würden sich scharf wehren. Die

Freunde, die Jarkow herbeiholt, werden mit der Heiligen Hilfe hier sein, ehe der Tag graut, und dann liegen die Edelleute grad im tiefsten Schlaf. Auch brauchen wir Jene, um den Schlitten und die Pferde hinweg zu führen, damit wir Alle zu Hause getroffen werden und kein Verdacht auf uns fällt.“

„Es war gut, Vater,“ meinte der junge Bursche, „daß wir die Büchse bei Seite gebracht haben. Die Narren glauben sie dort unterm Schnee, während sie hier wohl aufgehoben ist.“

Er brachte das Gewehr zum Vorschein, das er unter der Streu verborgen hatte, und besah es von allen Seiten.

„Verflucht, daß wir's nicht brauchen können,“ grollte der Alte. „Es ist eines von den neuen Dingern, wie sie die Jäger des Herrn haben, ohne Schloß und Stein, aber unsereins versteht damit nicht umzugehen. Schande, daß uns der Herr die Flinten weggenommen, und uns bloß die Äxte und Messer zu unserer Verteidigung gelassen hat.“

„Eine Axt ist ein schönes Ding,“ meinte der Andere, „wo sie hinschlägt, trifft sie sicher. Die Brüder sagen, der russische Kaiser habe es befohlen, daß die Armen keine Flinten mehr besitzen sollen. Hei! was war es für ein ander Leben, als wir vor vier Jahren Büchse und Säbel hatten und die Schlösser der Edelleute plünderten mit unsern Brüdern in Galizien, und die Köpfe der stolzen Herrn einschlugen, als wäre der Donner des Himmels über sie gekommen!“

„Du warst ein wilder Teufel, Jankowitsch, es war gut, daß sie Dich nicht fingen. Sie hätten Dich an den ersten Baum aufgeknüpft.“

„Ei, ich weiß, daß Du nicht besser warst, als Du bei den Weißmützen stand'st unter Uminski. Boris hat mir's oft genug erzählt.“

„*Tysia, c byci ma'c mordowato!* (4-37) Sollten wir unser Leben denn für die Edelleute opfern, wenn es dabei nicht Etwas zu plündern gegeben hätte? Ein Herr ist wie der andere und drüben in Rußland haben sie's wahrlich noch besser als wir hier. Müssen wir nicht Holz fällen und das Vieh hüten in den Sümpfen Jahr aus, Jahr ein? und haben die Wölfe oder Bären ein Stück zerrissen, muß es unser Rücken nicht entgelten? Ich habe mir sagen lassen, drüben aus Weißrußland ließen viele Herren ihre Leibeigene lernen, zu was sie Geschick haben, und sie kamen in den großen Städten zu Ehren und Reichthum. Wo ist dies je einem der Unsern geschehen? Ich war ein Mal mit dem Herrn in Kiew, um Pferde zum Markt zu treiben, und hab's wohl gemerkt. Die Bauern des Kaisers drüben sind reiche Leute gegen uns!“

„Ob Boris mit dem Jungen kommen wird?“

„Warum sollt er nicht? Ein solcher Fang findet sich selten, und er läßt einen Freund nicht im Stich, wenn er auf seine Faust und sein Messer rechnet. Reich mir die Wot-kaflasche, Michael.“

Der Branntwein machte die Runde.

„Nun legt Euch auf's Ohr und schlaft,“ sagte der Wirth, „vor der zweiten Hahnenkräh' können die Burschen unmöglich hier sein, und ich wüßte nicht, weswegen wir den Schlaf verlieren sollten. Wir haben morgen in der Frühe viel zu thun, um alle Spuren zu tilgen und das Gut fort zu schaffen. Jarkow wird uns schon wecken, wenn er kommt.“

Er warf sich auf die Streu und die beiden Andern folgten alsbald seinem Beispiel. Das Feuer des Heerdes war im Verlöschen, der Raum fast dunkel, als eine Hand leise die Schulter des jungen Offiziers schüttelte und dieser, an rasches Erwachen gewöhnt, auffuhr und im selben Augenblick nach dem unter dem Mantel neben ihm ruhenden Säbel griff.

Doch die Hand legte sich rasch auf seinen Mund und eine Stimme flüsterte an seinem Ohr:

„Stille, es gilt unser Leben!“ Der Offizier erkannte im Halbdunkel den Jäger Bogislaw, der sich lang an seine Seite kauerte. „Ich sehe, Sie sind von rechter Soldatenart,“ flüsterte dieser, „im Augenblick munter und die Hand an den Waffen. Wir werden sie brauchen! Bleiben Sie still auf Ihrem Lager und hören Sie mich an, denn jede Bewegung könnte uns zu früh verrathen, ich traue den Weibern da drinnen nicht.“

Der Offizier that, wie der Jäger verlangte, und horchte aufmerksam auf die Mittheilung desselben.

„Wir sind einer Bande jener mörderischen Schurken in die Hände gefallen,“ sagte Bogislaw, „die bei dem Aufstande von 49 an der galizischen Gränze raubten und plünderten. Der Wirth hat seinen Sohn nach anderen Genossen ausgeschickt, uns zu bewältigen. Wie viele ihrer kommen werden, weiß ich nicht. Ich habe sie belauscht und erfahren, daß wir Zeit zu unsern Vorbereitungen haben. Sie gedenken uns erst im Morgenschlaf zu überraschen.“

„Es soll den Schuften nicht gelingen,“ sagte der junge Mann. „Sie werden sich blutige Köpfe holen. Aber was hindert uns, ihnen zuvorzukommen? Wir sind Drei gegen Drei und gut bewaffnet. Sie vermögen nicht, uns aufzuhalten.“

„Sie vergessen den Wald und die Wölfe. Ohne Führer würden wir uns schwerlich bei Nacht zurechtfinden und den Mördern vielleicht in die Hände laufen. Auch hindern uns die Gräfin und der arme Bursche dort an der Flucht, der jetzt im Wundfieber stöhnt und den wir doch nicht ihrem Messer überlassen können.“

„Aber was ist zu thun?—wir wollen den Grafen wecken.“

„Noch nicht, Herr. Wir müssen erst unsern Vertheidigungsplan entwerfen. Ich weiß nicht, ob die Weiber da drinnen schlafen, und jede Bewegung könnte uns verrathen. Ich sehe, Sie haben Ihre Sattelpistolen bei sich.“

„Sie sind geladen und auch die meines Burschen. Aber wir haben keine Patronen bei uns.“

„Thut Nichts. Drinnen beim Grafen liegt Pulverhorn und Kugelbeutel, und die Jagdflinte des Herrn. Meine Büchse haben die Schurken gestohlen, aber sie nützt ihnen nicht, und da sie weiter kein Schießgewehr haben, sind wir im Vortheil. Ich denke, wir lassen den Grafen und die junge Gräfin noch ein Paar Stunden ruhen und halten abwechselnd Wache. Bis dahin können wir überlegen, was wir am besten thun. Nehmen Sie die erste Wache, Herr, und wecken Sie mich in zwei Stunden, oder wenn Sie das geringste verdächtige Geräusch hören. Vielleicht kommt mir im Schlaf ein guter Gedanke.“

Er schlich zurück zu seinem Lager, nachdem er noch vorsichtig die Leiter abgehoben, die zum Boden führte und sie leise quer vor die Kammerthür zur Linken geschoben hatte; der Offizier, der zu seinem bedächtigen und muthigen Gefährten volles Vertrauen gefaßt, beschloß, sich ganz seiner Einsicht zu fügen. Die Pistolen im Bereich der Hand, stützte er den Kopf auf den Arm und versank in tiefes Nachsinnen. Wohin führten ihn seine Gedanken? wohin wanderte seine Phantasie?

Bilder seiner Kindheit erhoben sich umher, der mächtige Felsenhorst, auf dem der Adler nistet, wilde abenteuerliche Gestalten im blitzenden Silberpanzer—Waffen—brausende Bergströme—das Getobe des wilden Kampfes—Ströme von Blut—und der Knabe emporgehoben von den Armen eines hohen blassen Mannes mit langem dunklem Bart und blitzendem Auge!—Dann Nacht um ihn her, geröthet vom Flammenschein brennender Häuser, das wilde Geheul der

Stürmenden, blitzende Bajonette, donnernde Salven—Dampf, Rauch, Blut, Feuer—Tod und Gefahr ringsum!—Und wiederum aus der frühesten Kindheit liebliche, seltsame Bilder: Frauen, in dicke Schleier gehüllt, die Brust von dem weichen Leder des Berghirsches eng umschlossen, blitzende Steine und Geschmeide um Haar und Hals—am dunklen Felsenhang die Ziege kletternd—und von den hohen Bergwällen der Blick des spielenden Knaben hinabtauchend auf Fels und Thal und weit darüber hin die silberglänzende Fläche des weiten Meeres!

Dann kamen die Erinnerungen seiner späteren Jahre, die Erziehung im Corps zu Petersburg, das Bild der Jugendfreunde und Kameraden, die jetzt weit zerstreut waren über das unermessliche Reich—die leuchtende Gestalt des kaiserlichen Herrn, den er so oft geschaut, dem er Treue geschworen, er, der—Und nun vielleicht hier unrühmlich, ohne Namen, ohne Ruhm zu enden unter dem Beile eines Mörders; vergessen zu werden unter dem Leichenhügel des Schnees, zerrissen von den gierigen Bestien des Waldes, die seine Leiche aus der heimlichen Gruft gescharrt!

Dazwischen tauchte ein lichtiges schönes Bild auf, seit wenigen Stunden erst gekannt, und dennoch verlockend, reizend vor seinen Augen stehend—Wanda—die junge Gräfin, für die er sein Blut vergießen, die er zu retten versuchen, oder mit der er sterben sollte.

Eine wilde, energische Kraft, wie edles Blut vom Herzen strömend, schoß durch seine Adern; er fühlte, daß das dunkle schwärmerische Auge des Mädchens ihn zu jeder That und Anstrengung begeistern könne.

Die Stunden vergingen, es war Zeit, den Jäger zu wecken, und er that es. Im Augenblick war der Pole munter und bat ihn, nun seinerseits unbesorgt eine Stunde der Ruhe zu pflegen.

Aber der Geist des jungen Mannes war zu aufgereggt, als daß er Schlaf zu finden vermocht hätte. Er überließ zwar seinem Begleiter, ohne sich einzumischen, alle Vorbereitungen, doch schaute er ihnen wach und aufmerksam von seinem Lager aus zu.

Bogislaw horchte erst aufmerksam an dem Eingang, der zu der Kammer führte, in der die Weiber schliefen. Dann untersuchte er sorgfältig die Hausthür.

Sie war zum Glück ziemlich fest, aber ohne Verschuß, als daß ein ziemlich starker Querbaum in Haspen vor dieselbe gelegt werden konnte.

Die Thüren beider Kammern öffneten sich zur Küche, sie konnten demnach verrammelt werden.

Es blieb noch der Eingang von der Bodenluke her.

Die Dispositionen des Jägers waren schnell getroffen. Er hing den großen hölzernen Riegelbaum vor die Thür und begann vor der Kammer der Frauen von den in der Küche aufgethürmten großen Holzstücken einen förmlichen Wall zu bauen, der bald halbe Mannshöhe erreicht hatte und die Bretter der Thür festhielt.

Darauf schob er ein neues Scheit in das Feuer und fachte dieses wieder an.

„Es wird eben so gut sein,“ sagte er leise nach allen diesen Vorbereitungen, „wenn wir meine Herrschaft schlafen lassen, bis die Gefahr wirklich erscheint. Der Graf ist ein alter Soldat und wird auf dem Platz sein.“

Die Uhr des Offiziers zeigte die vierte Stunde, als draußen ein leises Geräusch sich hören ließ und Bogislaw seinem Gefährten winkte.

„Sie kommen! machen wir uns bereit, sie zu empfangen, und möge die heilige Jungfrau uns schützen. Halten Sie die Bodenluke im Auge, ich werde die Thür nehmen. Nieder mit Jedem, der herein zu dringen wagt!“

Jeder von ihnen hatte ein Paar der Cavallerie-Pistolen an sich genommen; der Offizier faßte an der Wand, gegenüber der Bodenluke, Posten, der Jäger an der Thür, an deren beiden Seiten zwei kleine Fensterchen, wie sie in den polnischen Hütten üblich sind, sich befanden, eben groß genug, um Licht und Luft hereinzulassen, aber zu eng, um zu einem Einsteigen, wenigstens bei einiger Vorsicht der Vertheidigenden, Gelegenheit zu geben. Beide waren von Außen mit Läden verschlossen, die kleinen Fensterscheiben zerbrochen und mit Papier ausgeflickt.

Auch die Öffnung des Bodenraumes war zum Glück nur so groß, daß man gebückt durch sie passiren konnte. Da mit der Seitenwand der Küche der Boden aufhörte und der Raum über derselben bis zu den Dachsparren frei war, lag der Zugang in der Wand ziemlich hoch, von der Erde aus mindestens in doppelter Mannshöhe, die Luke war jedoch offen und ohne Thür.

Der Jäger hatte absichtlich nur spärlich das Feuer wieder aufgefrischt und ein schwaches Licht verbreitete sich über den Raum, das jedoch stark genug war, um den im Innern Befindlichen den nöthigen Überblick zu gewähren.

„Wenn ich nur wüßte,“ flüsterte der Diener, „wie Viele ihrer sind! Es ist zu dunkel draußen, um sie zu zählen und ich darf es nicht wagen, sie nochmals wie vorhin zu belauern.“

Das Geräusch hatte sich verstärkt, man konnte deutlich hören, daß mehrere Personen, jedoch vorsichtig, in das Gehöft eintraten und an dem Hause entlang schlichen. Der unter den Sohlen ihrer Stiefeln knisternde Schnee verrieth sie. Dann war Alles wieder still.

Die kühnen Wächter harrten. Ihre Mäntel lagen auf den verlassenen Lagerstätten, so daß sie in dem matten Lichte in einiger Entfernung leicht ein fremdes Auge täuschen konnten. Sie selbst standen in den dunklen Schatten verborgen, so daß sie nicht leicht bemerkt werden konnten.

Wiederum knisterte der Schnee und leise Schritte mehrerer Männer schlichen heran und hielten an der Thür des Hauses still.

Zugleich ließ sich ein leichtes Geräusch auf dem Boden vernehmen. Wenige Augenblicke darauf erschien den scharfen Augen des jungen Mannes ein Gesicht in dem dunklen Raume, eine Gestalt wurde erkennbar—der Wirth des Hauses—und der Offizier konnte sehen, daß seine Hand mit einem kurzen schweren Beil bewaffnet war. Die andere tastete nach der Leiter umher.

Sie suchte vergeblich. Der Kopf des Mannes bog sich vor aus der Luke, um zu schauen, ob sie nicht an Ort und Stelle sei. Das Blut des jungen Ulanen fieberte, seine Hand spannte sich um den Kolben der Pistole. Aber er fühlte, daß Ruhe und Vorsicht hier mehr galt, als Muth und Tapferkeit.

„*Przeklećcie!* Die Hundssöhne haben richtig die Leiter weggenommen,“ flüsterte oben eine Stimme. „Bleibe Du hier, die Weiber sollen uns öffnen. Ich sehe, die Beiden liegen am Feuer.“

Der Kopf verschwand. Wiederum war eine lange Pause. Dann hörte der Jäger an das Fenster der Kammer klopfen und eines der Weiber aufstehen und herankommen. Es folgte ein kurzes Flüstern, darauf machte die Frau den Versuch, ihre Thür zu öffnen, und als sie dies zu ihrer Verwunderung nicht konnte und die Verrammelung bemerkte, theilte sie dies eilig den Männern draußen mit.

Ein wilder Fluch—dann eine kurze Berathung folgten.

Gleich darauf erschien der Wirth auf's Neue oben an der Bodenluke, schaute sich um und schickte sich dann an, herabzuklettern.

Der Augenblick des Handelns war gekommen.

„Zurück da! bleibe dort oben oder ich schicke Dir eine Kugel durch den Kopf!“

„Mögen die Teufel Deine Mutter quälen! Bin ich Herr in meinem Hause oder nicht?—Setzt die Leiter an, ich muß hinunter!“

„Bleibe, wo Du bist, Schurke,“ sagte ruhig der Jäger, „wir wissen, was Du willst und welche Gesellschaft Du bei Dir hast. So wahr ich an Gott und die Heiligen glaube, Jeder, der diesen Raum vor vollem Tageslicht betritt, ist ein Kind des Todes! Also troll Dich und laß uns in Frieden.“

„Ist's so gemeint, Hundssohn?—Her mit der Leiter, Michael, wir wollen doch sehen, ob sie, die wir von den Wölfen gerettet, uns aus dem eigenen Hause zu jagen wagen.“

Eine zweite Gestalt wurde sichtbar und schob eine Leiter durch die Luke. Der Krugwirth half.

„Jetzt hinunter, Michael; ich will sie von Deinen Pferden zerreißen lassen, wenn sie es wagen, Dir ein Haar zu krümmen. Hinunter, Junge, sag ich!“

Der junge Mann setzte den Fuß auf die erste Stufe der Leiter, ein Dritter zeigte sich hinter ihnen.

Ruhig und kaltblütig hob der Offizier, der bis jetzt im Schatten gestanden und sich bei seiner geringen Kenntniß des Polnischen nicht in die Verhandlung gemischt hatte, die Pistole; im nächsten Moment fiel der Schuß, der junge Bauer öffnete die Arme, stieß einen Schrei aus und stürzte schwer von der Höhe der Leiter herab auf die Tenne des Küchenflurs. Gleichzeitig mit dem Schuß war mit einem raschen Sprung der Jäger von der Thür her unter der Luke und entriß mit kräftigem Griff die Leiter den Händen, die sie oben fest hielten und die im Schreck über die rasche That sich öffneten.

„Verfluchte, Ihr habt mein Kind erschossen!“

Die kurze, schwere Axt, von der Hand des Vaters geschleudert, flog durch die Luft, aber Bogislaw war außer dem Bereich seiner Hand und der Offizier machte eine rasche Seitenbewegung, daß sie unschädlich an ihm vorbeisauste und an die Kammerthür zur Rechten schlug, die eben rasch von innen geöffnet wurde. Der Graf, seine Pistolen in der Hand, erschien in derselben, hinter ihm, bleich, verstört, aus dem tiefen Schlaf geweckt, die Gräfin Wanda.

Zugleich erscholl das Gekreis der Weiber in der Kammer, wildes Lärmen der Männer draußen, die ihr Werk verrathen sahen, und ihre Axtschläge donnerten gegen Thür und Läden.

Stenko, der Wirth, war im Begriff, in seiner Wuth hinabzuspringen, als sich bedächtig der Arm des jungen Offiziers mit der zweiten Pistole hob und nach ihm zielte. „Zurück!“

Der Dritte, der mit dem Kneipenwirth auf dem Boden war, riß diesen von der Luke zurück:

„Hinunter zu den Andern!“ Sie verschwanden.

Die Gräfin in der Thür der Kammer wies zitternd, erregt aus den blutenden Mann, der sich am Boden krümmte.

„Um Gotteswillen, ein Mord! was ist geschehen?“

Mit der Hochherzigkeit weiblicher Natur flog sie zu dem Verwundeten, ihm Hilfe zu leisten.

„Was bedeutet das Alles, Bogislaw?“ fragte der Graf. „Werden wir angegriffen?“

„Mein Verdacht hat sich bestätigt,“ sagte der Jäger rasch und kurz. „Wir sind in diesem Hause in einer Falle und der Wirth hat seine Mordgenossen herbeigerufen. Wahren Sie uns den Rücken dort dem Boden zu, Herr Graf! Hierher, Herr Lieutenant!“

Die kräftigen Abschläge draußen zerschmetterten die Läden der Fenster und donnerten gegen die zum Glück starke Thür. Stenko hatte den Genossen die Gewißheit gebracht, daß sie entdeckt waren, und ihre Wuth versuchte einen allgemeinen heftigen Angriff.

Der junge Offizier war an das Fenster zur Rechten gesprungen. Durch die zerbrochenen Scheiben langte eben ein Arm nach dem Riegel, um ihn aus den Haspen zu heben.

„Sparen Sie den Schuß. Den Säbel, den Säbel!“

Der Offizier hatte bereits die Pistole fallen lassen und die eindringende Faust gefaßt. Aber die Kraft derselben, die ihn zugleich packte, war stärker als die seine, sie zog seinen linken Arm aus dem Fenster fast bis an die Schulter hinaus und zwei, drei Hände faßten draußen an den Arm. Er war in einer völlig wehrlosen Lage.

In dem Augenblick entriß eine Hand der seinen den blanken Säbel und die Klinge fuhr dicht an seinem Kopf vorbei durch das Fenster auf die Gegner. Der Stoß, den der alte Graf geführt hatte, mußte getroffen haben, denn ein wilder Aufschrei erscholl, der Arm des Offiziers wurde losgelassen und schnell zog er ihn zurück. Zugleich knallte aus dem andern Fenster ein zweiter Pistolenschuß und die Vorsicht und Ruhe des Jägers war Bürge, daß er ihn nicht ohne sicheres Ziel abgefeuert hatte. Die wilden Verwünschungen, das Schmerzensgestöhn draußen bewiesen, daß der Angriff blutig empfangen worden—die Tobenden zogen sich eilig zurück aus dem Bereich der Schußwaffen.

Jetzt erst gewann der Diener Bogislaw Zeit, seinen Herrn näher von den Vorgängen zu unterrichten. Die Männer fühlten, daß sie eilig ihre weiteren Vorbereitungen zu treffen hatten, da offenbar der Angriff wiederholt werden würde.

Bogislaw sprang zur Kammer, um aus dem Gepäck seines Herrn die Pulverflasche zu holen und neu zu laden.

„*Przekle, cie!* ich kann sie nirgends finden, die Weiber müssen sie gestohlen haben, als sie in der Kammer handthierten. Doch haben wir noch Ihre Flinte und Pistolen, Herr Graf, sie sind geladen. Wer nimmt den Posten in der Kammer ein, um zu verhindern, daß die Schurken hier durch das Fenster brechen?“

Es war die wenigst gefährdete Stelle; Aller Augen wandten sich auf die Gräfin, die in stillem Gebet noch immer an der vorigen Stelle knieete. Das Gebet galt einem Todten. Der kräftige, jugendliche Körper des Verwundeten hatte wild gegen den Tod gekämpft, den die innerliche Verblutung rasch herbeiführte, denn die Kugel hatte quer durch die obere Brust geschlagen, und während des Kampfes an den Fenstern streckte sich zuckend der Leib und lag dann still und starr.

Der Oheim hob das Mädchen empor und führte sie halb tragend zu der Kammer. Es war keine Zeit zu Erörterungen und zur Schonung der Gefühle. Er konnte sie nur kurz bedeuten, daß sie auf das geschlossene Fenster achten und, wenn es erbrochen würde, um Hilfe rufen solle.

Dann trugen Bogislaw und der Offizier den von dem Kampf aus seinem Fieberschlaf erwachten Soldaten an die Wand gegenüber der Bodenluke und befahlen ihm, fest diese im Auge zu behalten.

Der Jäger stand schon wieder auf seinem Posten und recognoscirte durch eines der zerbrochenen Fenster. Die Räuber hatten sich zurückgezogen und

waren unsichtbar. Die Nacht lag noch immer finster um das Haus, nur durch die weiße Fläche des Schnees gemildert. Auf ihr nahe dem zweiten Fenster erkannte man eine dunkle Gestalt regungslos ausgestreckt: die Vertheidigung hatte bereits ein zweites Menschenleben gekostet.

So verging eine längere Zeit, während der nur wenige Worte gewechselt wurden. Es schien fast, als ob die Banditen das Grauen des Morgens abwarten wollten, um ihre Gegner besser zu sehen. Die Weiber in der Kammer, die mehrfach versucht hatten, die Thür zu öffnen, waren seit einiger Zeit ganz still geworden. Dagegen vernahm das scharfe Ohr des Jägers ein Geräusch, gleich dem eines vorsichtigen Arbeitens an einer Wand, und traf danach seine Vorbereitungen.

Plötzlich donnerten wüthende Axtschläge an die Eingangspforte und zugleich suchten ähnliche aus dem Innern der Kammer die Thür derselben zu sprengen; in wenigen Augenblicken flog sie in Stücke.

Aber Bogislaw hatte Ähnliches erwartet, die Thür splitterte, aber öffnete sich nicht, denn vor ihr bis zu Manneshöhe lagen jetzt eine Masse schwerer Gegenstände aufgehäuft, die aller Anstrengung des Fortdrängens spotteten.

Durch die Zwischenräume der Verschanzung streckte mit der ganzen Kaltblütigkeit eines alten Soldaten der Graf sein Jagdgewehr und zielte auf die beiden dunklen Gestalten, die hier den Eingang zu erzwingen suchten, aber der Hahn fuhr nieder auf das Piston, ohne daß ein Schuß erfolgte. Er warf die Flinte zu Boden und drückte eine der Pistolen durch die Öffnung ab—der Erfolg war derselbe. Dem Stoß eines durch die Öffnung funkelnden langen Messers entging er nur durch eine rasche Seitenbewegung.

Ein Schrei der Dame verkündete auch auf ihrem Posten Gefahr—der Offizier war mit einem Sprunge an ihrer Seite und sah die Gestalt eines Mannes, bemüht, durch die enge Fensteröffnung einzubrechen. Einige Stöße des Säbels trieben ihn zurück—fast gleichzeitig knallte der Schuß des Jägers durch ein Fenster und wiederum brach einer der Banditen zusammen und schleppte sich stöhnend zur Seite. Zum zweiten Male wichen die Räuber, doch dies Mal nur aus dem Bereich der Fenster und eine kurze heftige Berathung wurde gepflogen.

„Wir müssen zu Ende kommen,“ sagte der Krugwirth unter gräulichen Verwünschungen, „der Tag graut und es darf Keiner leben von ihnen, sonst sind wir verloren. Mein Michael ist erschossen, Stephanowitsch todt, Boris verwundet, wir müssen Rache haben, und sollte es unser letztes Blut kosten. D’rauf, Kameraden!“

Er wollte auf’s Neue an die Thür, doch Boris, der Verwundete, riß ihn zurück.

„Zum Boden! Die Garben hinunter und dann über sie her, ich und Sarko halten die Thür.“ Die Mörder begriffen, sie eilten zum Ausgang, der in den Ställen zum Boden führte.

„Es sind ihrer noch immer sechs mit dem Kerl, den ich gezeichnet,“ sagte ärgerlich der Jäger. „Der Bursche wandte sich gerade um und bekam die Kugel nur in’s Fleisch.—Doch, Herr, jetzt, glaub ich, wird es Ernst und gilt es, für’s Leben zu fechten!“

Graf Lubomirski hatte das Gewehr und die Pistolen untersucht. Eine aus den Läufen tropfende Feuchtigkeit belehrte ihn, daß die Weiber die Gelegenheit benutzt haben mußten, bei dem Aufschlagen des Nachtlagers in der Kammer Wasser in die Läufe zu gießen, wobei sie zugleich die Pulverflasche stahlen. Er bewaffnete sich mit dem Säbel des armen Ulanen, der machtlos dem Kampfe

zusehen mußte. „Das Tageslicht dämmert herauf,“ sagte der Offizier; „wenn wir uns noch eine Stunde zu halten vermögen, kann ein Zufall uns Rettung bringen. Sie werden es nicht wagen, den vollen Tag abzuwarten—“

Der Ruf des Soldaten unterbrach ihn—er zeigte zur Bodenluke. Sie war gefüllt mit einem großen Bunde von Schilf und Schobenstreu, von denen der Boden voll lag; während das Bund von unsichtbarer Hand herabgestoßen wurde, drängten sich von der Seite bereits ein zweites und drittes schützend vor die Öffnung.

Rasch fuhr die Pistole des Offiziers in die Höhe, der Schuß krachte und man hörte die Kugel klatschen, aber ein wildes Hohngelächter belehrte sie, daß die Räuber das Mittel gefunden, den Schuß unschädlich zu machen, und daß die Kugel nicht durch den dicken elastischen Schirm der Garbe zu dringen vermocht hatte. Wiederum, rasch hintereinander, fielen zwei Bunde herunter und andere drängten sich oben.

Die Gefahr war dringend, Alle begriffen den Plan der Elenden und dessen sicheres Gelingen. Noch einige Bunde und die Räuber konnten sich unbesorgt herabstürzen und, während sie selbst ihre Aufmerksamkeit theilen mußten, sie im Handgemenge angreifen.

Da, während der junge Soldat wie schützend vor die halb ohnmächtig in der Thür der Kammer knieende Dame trat, die Faust fester um den Säbelgriff gespannt, durchfuhr ein glücklicher Gedanke des Jägers Seele. Im Nu war er zum Heerde gesprungen, sein Fuß stieß die noch glühende Asche auseinander und seine Hand suchte einen halb verkohlten Brand. Im nächsten Augenblick war ein Busch der trockenen Schoben darum gewunden, ein Schwung, durch die Luft setzte die improvisirte Fackel in vollen Brand, und noch ehe die nächste Garbe den Boden erreichte, flog sie in die geöffnete Luke. Rascher, als das Wort es zu erzählen vermag, folgte ein zweiter, gleicher Brand, und der wilde Fluch ihrer Feinde verkündete, daß das unerwartete Auskunftsmittel seinen Zweck erreicht hatte. Flammen knisterten in der Luke auf, ehe eine halbe Minute verging, schlug schon die volle Lohe empor—das Feuer hatte die Schoben und das Gestreu, das die Banditen gerade um die Luke gehäuft, erfaßt, und vergeblich waren alle Anstrengungen, die Flamme zu ersticken, die wie eine züngelnde Schlange durch die trockenen Vorräthe des Bodens hin lohete. Kaum daß sie Zeit hatten, sich eilig über denselben zurückzuflüchten bis zu dem Ausgang, der in die Ställe führte, so füllte schon Qualm und Dampf den langen Raum und hatte die Flamme an vielen Stellen ihren Weg zum Schobendach gefunden, dessen feuchte Schneedecke vor der überflüssigen Nahrung findenden Gluth von Unten her schmolz. Während die Mörder noch flohen, war Bogislaw, die Andern zu Hilfe rufend, schon beschäftigt, die heruntergeworfenen, Streugarben fortzuräumen, damit die aus der Luke sprühenden Funken diese nicht entzünden möchten. Es gelang, sie rasch bei Seite zu schaffen.

Der frische Morgenwind hatte unterdeß das Feuer immer weiter verbreitet und nach kaum einer Viertelstunde stand fast das ganze Dach des langen Gebäudes trotz der Nässe in offenen Flammen. Die Verwirrung und der Lärm waren groß, denn die Pferde und das Vieh, die in den Ställen untergebracht waren, rissen sich bei dem herabfallenden Feuerregen los und stürzten durch die von den Räubern offen gelassenen Thüren in's Freie. Sie sprangen im Gehöft, vor dem lodernden Brande scheuend, wild umher, oder durchbrachen die Einhegung und flohen in den Wald. Die Wuth und Verzweiflung der betrogenen Mörder, die sich jetzt verloren achten konnten, da der Brand Aufmerksamkeit erregen mußte und ihnen zugleich die Beute entriß, war groß. Bei dem immer

mehr sich verbreitenden Morgenlicht konnten die Belagerten schauen, wie sie umhertobten zwischen den stampfenden Pferden, nicht an Rettung denkend, rathlos und nur herüber drohend zu den Verwegenen, die ihrer Überzahl so glücklich getrotzt.

Aber deren eigene Lage wurde jetzt auch immer gefährdeter und verzweifelter.

Obschon der mit Streu gefüllte Boden, wie wir bereits bemerkt haben, nicht über den Küchenflur weglief, sondern mit einer Wand abschloß, so war doch diese zu schwach und selbst brennbar, um lange das Feuer aufzuhalten, und auch der Dachstuhl über der Küche gerieth bereits in Flammen, so daß nur wenige Augenblicke noch ohne Lebensgefahr in dem Raume zu verweilen war.

Unter diesen Umständen gab es nur einen Entschluß, den: mit gewaffneter Hand sich Bahn durch die Gegner zu brechen. Die Ausführung war natürlich um so schwieriger, als die drei Männer, wenn auch kühn und tapfer, doch jetzt ohne Feuerwaffen, einer doppelten Anzahl zur Wuth gebrachter Feinde gegenüber standen und noch die Dame und den armen Kranken zu schützen hatten. Der Augenblicke der Überlegung waren nur wenige gewährt, aber jetzt bei hellem Tageslicht übersah der Adlerblick des jungen Soldaten die Gefahr und erkannte rasch den einzigen Ausweg, der Hoffnung ließ. Gerade über dem Hause, nahe am Eingange des Gehöfts, lag ein halb offenes Schuppengebäude, in dem auch der Schlitten der Reisenden untergebracht war. Konnte man dieses erreichen, so vermochte man wenigstens, sich mit größerer Sicherheit weiter zu vertheidigen.

Der Plan war bald gemacht, wenige Worte genügten zur Verständigung. Der Offizier und das junge Mädchen erklärten mit Festigkeit, daß sie den armen Soldaten den Flammen nicht zur Beute lassen wollten. So wurde dieser denn aufgerichtet und die junge zarte Gräfin schlang selbst seinen Arm um ihren Nacken und stützte ihn, daß er auf dem gesunden Fuß und einem improvisirten Stock sich langsam fortbewegen konnte. Zur Linken des Paares trat der alte Graf, mit dem Säbel des Soldaten bewaffnet, zur Rechten der Dame der Offizier—sein ernster, entschlossener Blick sagte, daß nur der Tod die Bahn zu ihr öffnen werde. Der Jäger Bogislaw stand an der Thür, die Hand am schirmenden Holzriegel, die Büchse des Grafen zur Seite, das Messer, das die Kehle des Wolfes durchschnitten, im Gürtel.

Ein donnerndes Krachen beschleunigte ihren Entschluß—hinter ihnen brach bereits ein Theil des Daches zusammen und die Trümmer begruben die Leiche des jungen Räubers.

Wilder Jubel der Männer und Weiber erscholl draußen, sie glaubten die Reisenden verloren—

Bogislaw riß den Riegel hinweg, die Thür flog auf, über die Schwelle sprangen der alte und der junge Soldat, von gleicher Energie beseelt—hinter ihnen d'rein schwankte das Mädchen mit dem Kranken und der Jäger mit hochgeschwungener Büchse deckte ihnen den Rücken.

Das offene Gebäude, das sie zu ihrer Zuflucht ersehen, war kaum vierzig Schritt von dem brennenden Hause entfernt—dennoch aber war der kurze Weg ein wilder Kampf für das Leben.

Einen Augenblick lang blieben die Räuber bestürzt über den kühnen Streich, dann, auf Slenko's, des Wirthes, gellenden Ruf stürzten sie von allen Seiten herbei und machten einen wüthenden Angriff auf die kleine Schaar. Der Wirth selbst sprang auf den Offizier los und führte einen furchtbaren Schlag mit der Axt nach ihm, der den Säbel, mit dem dieser parirte, mitten durchbrach, wäh-

rend ein Anderer sich zwischen den Offizier und seine Schutzbefohlene stürzte und diese von ihrem Begleiter riß, der vergebens einen Schlag mit dem Stock nach ihm führte und zu Boden geworfen wurde. Der Mann, den seine Genossen Boris genannt hatten und der an der linken Schulter verwundet war, hatte bereits mit einem Gefährten den Grafen angegriffen und Bogislaw, der Jäger, wehrte sich tapfer mit dem Kolben gegen die beiden letzten Feinde.

Von allen Dreien vertheidigte sich der Graf mit dem besten Glück, denn ein scharfer Hieb seiner alten einst kampfgeübten Faust hatte im ersten Augenblick schon den rechten Arm seines zweiten Bedrängers gelähmt und seine scharfen Hiebe und Stöße hielten den riesigen Räuber Boris in Entfernung.

„Zum Teufel,“ rief der Graf, „das Gesicht kenn ich!—Will ein Pole seinen Obersten morden, unter dem er bei Grochow und Ostrolenka gekämpft hat?“

„*Niech cie, djabli wezma,*“(4-38) fluchte der Bandit, einen kräftigen Streich führend. „Ich habe Dich längst erkannt, aber Verderben über Euch Edelleute, die Ihr uns zu unserm Unglück verlockt habt! Nieder mit Dir, alter Rebell!“

Er unterlief den Greis und umschlang ihn, Beide rangen wüthend gegen einander, der Eine geschwächt durch die Zahl seiner Jahre, der Andere durch die Wunde. Weiter hin schlug sich noch immer Bogislaw mit den beiden Männern.

Der Offizier, als seine Waffe zersplitterte, hatte sie von sich geworfen und sich auf seinen Angreifer gestürzt und ihn umfaßt. Auch dieser ließ das Beil fallen und rang mit ihm. Ein Todesschrei hielt die fliehende Gräfin auf—sie sah, wie das Beil des jungen Räubers, welcher sie von dem Soldaten gerissen, den Kopf des Gefallenen spaltete, und sank, die Augen vor dem grauenhaften Anblick mit den Händen verhüllend, in die Kniee. Im nächsten Augenblick war der blutige Mensch an ihrer Seite und schwang die noch tiefende Axt.

Ein Blick zur Seite hatte dem jungen Offizier die Gefahr gezeigt, in der die Dame schwebte. Mit einer wüthenden Anspannung jeder Muskelfaser schleuderte er in gewaltiger Kraft den starken Wirth von sich und war mit einem Sprunge, gleich dem Tiger, der sein Junges vertheidigt, in der Gräfin Nähe. Seine Linke fing den Stiel der Mordaxt auf und hielt sie fest im gewaltigen Griff, indeß die Rechte in die im Kampf aufgerissene Uniform faßte und mit Gewalt einen Gegenstand losriß, der darunter um den Hals geschlungen zu hängen schien. Im nächsten Augenblick flog eine kleine stählerne Scheide auf den Schnee und eine kaum handlange blaugraue Klinge tauchte sich im kräftigen Stoß bis an die haltende Faust in das Herzblut des Räubers, daß dieser lang den Boden maaß. Wie ein Sturmwind hatte der junge Mann die Gräfin erfaßt und sie halb schleifend zu dem Schuppen getragen, vor dessen Eingang er jetzt wie ein Cherub mit seiner kurzen unzureichenden Waffe stand.

Es war der zweite Sohn des Wirths gewesen, den sein Dolchmesser von gewundener alterthümlicher Form zu Tode getroffen—heulend, wie der grimmige Wolf seiner Wälder, stürzte der Vater auf ihn zu, rücksichtslos gegen das eigene Leben.

„*Przekle, ty!* Du hast meine Söhne gemordet, Du mußt sterben!“ Der Stoß des Dolches streifte seine Wange und riß sie blutig, aber er achtete der Wunde nicht, und im nächsten Moment hatte er den jungen Mann gefaßt und zu Boden geworfen. Er knieete auf seiner Brust, bestrebt, die Faust der haltenden Hand zu entreißen, die sich bemühte, das lange Mordmesser, mit dem sie jetzt bewaffnet war, von sich abzuwehren. Alle Furien des Hasses und der Wuth triumphirten in den flammenden Augen, in den fletschenden Zähnen. Die losgerungene Faust holte weit aus zum Todesstoße—„*Main! Djemala-Din!* Retten Sie

Herrn Djemala-Din!“ eine fremde Stimme in jüdischem Dialekt dicht neben den kämpfenden rief die Worte.

Das Messer des Wirthes fuhr nieder—eine rasche Bewegung des jungen Offiziers wendete den Stoß, die spitzige Klinge durchbohrte nur den linken Unterarm—im nächsten Augenblicke spritzte Blut und Gehirn über den Liegenden und mit zerschmettertem Schädel stürzte der Pole über sein Opfer weg. Ein Fußstoß warf die blutige Leiche bei Seite und eine kräftige Hand half dem so unerwartet Geretteten empor. Neben ihm standen zwei fremde Männer im weiten jüdischen Talar, unter dem eine seltsame fremde Tracht hervorschimmerte, Beide lange, mit Silber und Elfenbein eingelegte Pistolen in den Händen, von denen die eine noch von dem eben gethanenen Schuß dampfte. Starke gebogene Nasen unter dunkel blitzenden Augen, schwarze sorgfältig gepflegte Bärte zierten beide Gesichter von fremdartigem, aber majestätischem Schnitt—einige Schritte hinter ihnen stand ein dritter Mann, gleichfalls in jüdischer Tracht, deren Berechtigung jedoch seine Physiognomie und die Angst und Furcht, die sich auf ihr ausprägten, deutlich verkündete. Die Augen der Männer waren fragend, freudig, begeistert auf den jungen Mann gerichtet.

„Bist Du wirklich Djemala-Din, des großen Imams Sohn?“ Die Frage ward in einer Sprache an ihn gerichtet, die das Ohr des jungen Mannes seit 16 Jahren nur selten und ausnahmsweise vernommen; dennoch schlugen diese Klänge, in denen er die ersten Laute gestammelt, die Erinnerungen der Knabenzeit bewahrt hatte, wohlthuend und verständlich an sein Ohr und er antwortete sogleich in ihnen: „Schamyl ist mein Vater!—aber seht!—helft!“—er eilte trotz der Wunde dem treuen Jäger zu, der hart bedrängt war—im Nu standen die seltsamen Fremden an seiner Seite und stürzten auf die noch kämpfenden Räuber, die bei der unerwarteten Verstärkung zu entrinnen suchten. Aber nur dem kühnen Boris gelang die Flucht, indem er sich auf eines der Pferde warf und in dem Gluthregen des einfallenden Daches auf jenem das Thor und den Wald gewann; die andern Drei, von denen zwei verwundet waren, wurden nach kurzem Widerstand überwältigt, zu Boden geworfen und gebunden. Die beiden Weiber schienen sich schon während des wilden Kampfes geflüchtet zu haben.—Auch der Graf und der Jäger bluteten aus leichten Wunden und athmeten dankend auf über die unverhoffte Rettung.

Während der Graf mit des Offiziers und des Juden Hilfe das von den Schrecken des Abends und der Nacht tief erschütterte Mädchen aus der gefährdenden Nähe des brennenden Gehöfts geleiteten, war Bogislaw mit den beiden Fremden beschäftigt, die von den Flammen wildgewordenen Thiere abzuwehren, und wenigstens den Schlitten der Reisenden aus dem Brande zu retten. Auch das gelang nur mit Mühe, alles Andere war verloren und unter den Trümmern des zusammenstürzenden Hauses begraben. Da bereits auch die Schuppen und dürftigen Nebengebäude von den Flammen ergriffen wurden, mußte man die gefangenen Räuber herausschleppen und an die nächsten Bäume binden.

Die Gräfin war zu einem in der Nähe des Gehöfts auf dem vorbeiführenden einsamen Wege angebandenen Gefähr der Fremden gebracht und in den Schlitten gehoben worden. Erst jetzt bemerkte sie, daß ihr Retter verwundet war und das Blut stark aus seinem Arm hervordrang und ihn zu entkräften drohte. Während sie ihr Tuch fest um die Wunde schlang und die Blutung zu stillen suchte, kamen auch der Jäger und die Fremden herbei. Die Letzteren stürzten sich sogleich auf den Offizier, küßten den verwundeten Arm und übernahmen das Geschäft des Verbindens der Wunde, in dem sie geschickt und erfahren schienen. Dann auch kamen der Graf und der Jäger an die Reihe.

Während dessen fand eine kurze Berathung statt, was man zunächst beginnen wolle. Der Offizier hatte einige Worte mit den Fremden in ihrer unbekanntesten Sprache gewechselt und führte darauf den Grafen bei Seite.

„Mein Herr,“ sagte er, »das Schicksal hat uns seltsam zusammengeführt und schwere Gefahren gemeinschaftlich bestehen lassen. Der glückliche Zufall unserer Rettung ist mir selbst noch unklar, aber ich habe eine Bitte an Ihre Ehre, es ist die, wenn Sie das Schloß des Fürsten mit jenem Gespann, das ich zu Ihrer Disposition stelle, erreichen, Sie in der dort versammelten Gesellschaft nicht näher der beiden Männer erwähnen, die unsere Rettung bewirkt haben, und die hier mit mir zurückbleiben werden.“

„Sie müssen mit uns gehen,“ entgegnete bestimmt der Graf. „Sie bedürfen von uns Allen zuerst besserer Hilfe, und mein Jäger und unsere fremden Retter können hier zurückbleiben, bis wir Beistand senden können, der vielleicht schon auf dem Wege ist, da man sicher den Brand bemerkt hat.“

„Es ist unmöglich, Herr! ich habe mit diesen Männern zu sprechen.“

„So sind sie Ihnen bekannt? ich hörte Sie in fremder Sprache mit ihnen reden und einen Namen, der mir nicht unbekannt ist. Sie sind...“

„Ich bin Djemala-Din, des Imam Schamyl ältester Sohn und russischer Offizier.“

Sie waren noch diesen Sommer im Cadettencorps zu Petersburg? Verzeihen Sie die Frage.“

„So ist es!“

„Dann kennen wir Sie schon lange, nicht bloß durch Ihr unglückliches Schicksal, das Sie in die Hände Ihrer Feinde geliefert, sondern auch durch die Freundlichkeit und den Schutz, den Sie meinem Enkel, dem einzigen Kinde meiner einzigen Tochter, erwiesen haben. Der Knabe—Michael von Lasaroff ist sein Name—war mit Ihnen in dem Corps und hat uns oft von Ihnen geschrieben.“

Er reichte ihm mit sichtlicher Freude die Hand. Der junge Mann nahm sie zögernd und mit einem Erröthen an, das sein vom Blutverlust bleiches Gesicht färbte.

„Ich kenne den Knaben und liebe ihn,“ sagte er, „aber Sie irren, mein Herr, wenn Sie sagen, daß ein unglückliches Schicksal mich in die Hände von Feinden geführt hat. Der Czar ist mir ein Vater gewesen, dem ich mehr verdanke, als meinem Erzeuger in den Schluchten des Elbrus, und nie wird meine Treue und Dankbarkeit für ihn enden.“

Er sprach dies mit einer Festigkeit und Energie, die offenbar den bestimmten Entschluß eines kräftigen Herzens zeigen und jede weitere Berührung dieses Gegenstandes zurückweisen sollte.

„Mißverstehen Sie mich nicht, Herr Graf,“ fuhr er fort, »wenn ich Sie dennoch bitte, von meiner Zusammenkunft mit jenen Männern, von der Sie der Zufall zum Zeugen gemacht, zu schweigen. Ich spreche zu einem Manne von Ehre, und sage Ihnen daher unverhohlen, daß es Leute meines Volkes sind, die mein Vater mit einer Botschaft an mich gesandt zu haben scheint. Das Weitere weiß ich selbst noch nicht—doch ist es oft geschehen, auch in Petersburg, daß ich auf ähnliche Weise Kunde erhielt von meiner entfernten Familie. Aber es könnte mir und Jenen nur von Gefahr sein, wenn unsere Zusammenkunft argwöhnischen Spähern bekannt würde.“

Der Graf reichte ihm nochmals die Hand.

„Nehmen Sie mein Wort, Herr Lieutenant, für unser Aller Vorsicht. Bogislaw, mein Diener, ist ein treuer Mann und wird Sie nicht geniren, indem ich ihn hier

zu Ihrem Beistande zurücklasse. Nach der Versicherung des Juden, der Ihre Freunde hergeführt, können wir in einer Stunde im Schlosse meines Freundes sein und Ihnen alle Hilfe senden. Dort sprechen wir mehr von Ihnen.“

Die weiteren Anordnungen waren rasch getroffen. Der Jude sollte mit seinem Schlitten, der nur Raum für zwei Personen bot, den Grafen und die Dame zum Schloß des Fürsten bringen, wohin jetzt beim Tageslicht keinerlei Gefahr mehr war, und mit dem Gefähr und weiterer Hilfe zur Abholung des Offiziers und der Gefangenen zurückkehren, Bogislaw aber bis dahin bei den Letzteren bleiben.

Als der Offizier sich dem Schlitten näherte, streckte ihm die Gräfin die zierliche Hand entgegen und ihr Auge ruhte mit Innigkeit auf ihm.

„Ich höre von meinem Oheim, mein Herr,“ sagte sie, »daß Sie selbst noch andere Ansprüche auf unsere Dankbarkeit haben, als das Blut, das Sie in dieser Nacht für mich vergossen. Kommen Sie ja recht bald uns nach, Herr Djemala-Din, damit ich Ihnen besser sagen kann, als hier, wie tief wir Ihnen verpflichtet sind.“

Der junge Offizier beugte sich erröthend über die Hand und küßte sie; der Graf empfahl ihm noch besonders, auf seine Wunde Acht zu haben, und dahin flog der Schlitten.

Es war eine seltsame Gruppe, die sich jetzt um die dampfenden Trümmer des Hauses versammelt hatte, deren noch fortglühender Brand Schutz gewährte gegen die Kälte des Wintermorgens.—Auf einem halb verkohlten Balken saß—in den zurückgelassenen Pelz des Juden gehüllt—der junge Offizier, bleich von dem Blutverlust und der Aufregung seines Innern, vor ihm auf dem Boden kauerten die kräftigen Gestalten der beiden Tschetschenen, der Boten des mächtigen Häuptlings, seines Vaters. In einiger Entfernung hatte sich der Jäger Bogislaw eine warme Stelle gesucht, und bewachte mit finstern Blick die drei gebundenen Polen, die Flinte für jeden Angriff neu geladen zwischen den Knien, da er an der Leiche des Wirthes das gestohlene Pulverhorn wiedergefunden hatte. Dicht daneben lagen die Körper der drei im letzten Kampf Erschlagenen, während die beiden Andern unter den Trümmern des Hauses begraben waren. Über dem Allen wölbte sich der jetzt ungetrübte blaue Winterhimmel, so heiter und rein, als ahnte er nicht, welche Kunde von Schrecken und Mord der dunkel qualmende Rauch ihm zuführte.

„Du hast uns gesagt, o Herr,“ begann der Älteste der Tschetschenen, „daß Du Djemala-Din, der älteste Sohn und Erbe des heiligen Mannes bist, der das Volk der Mürbiden beherrscht und zum Kampf führt gegen die Feinde seiner Freiheit. Kannst Du uns ein Zeichen geben, an dem wir erkennen mögen, daß Der, welcher das Gewand unserer Feinde trägt, wirklich vom Blute Schamyl's stammt?“

Der junge Mann zog ruhig den kleinen Dolch hervor, mit dem er das Herz des Räubers durchbohrt, und zeigte ihn den Beiden. Auf der blaugrauen Klinge war ein Spruch des Korans eingegraben.

„Das ist das Einzige, was mein Vater mir gab, ehe er sich von der Felsenwand Achulgo's in den Strom warf, der ihn aus der Gewalt seiner Feinde trug.“

Die beiden Tscherkessen empfingen mit Ehrfurcht das Zeichen, besichtigten es genau und drückten es dann an Brust und Stirn.

„Wir sehen die Chiffre des Imam,“ sagte der vorige Redner, „und glauben Dir, o Jüngling. Djemala-Din, Sohn des unbesieglichen Fürsten des Kaukasus, nimm den Gruß Muhrad Ben Hassan's und Ali's, des Ossethen.“

Sie neigten Beide knieend das Haupt vor dem jungen Mann und führten seine linke Hand an Stirn und Brust.

Nach dieser Ceremonie zog der Ältere der Boten aus dem Futter seines Rokkes ein mit seidnem Band umwickeltes Schreiben, küßte dasselbe und legte es in die Hand des jungen Mannes.

„Der Imam,“ fuhr er fort, „hat zu zweien seiner Tapferen gesprochen: ›Es ist Zeit, daß der Erstgeborene meines Saamens kehre in das Land seiner Väter und an der Seite seiner Brüder stehe in dem großen Kampfe, der sich bereitet. Geht und bringt ihn vor mein Angesicht.‹—Deine Diener sind zur großen Stadt Odessa gekommen, wo dem Imam ein treuer Mann lebt, der über der Hoffnung der Tschetschenzen stets ein offenes Auge gehalten. Von ihm erhielten wir Kunde, daß der Czar der Moskows Dich von seinem Antlitz gewiesen und in dieses Land der Wälder geschickt hat. Die Männer des Elbrus bargen sich in fremde Tracht und wandten sich nach Kiew, wohin uns Briefe wurden an vertraute Männer aus jenem verachteten Volk, das bestimmt ist, Handel zu treiben über die ganze Welt. So kamen wir gestern heimlich zu der Stadt, in der Du lebst mit Deinen Kriegern. Aber wir hörten, daß Du sie verlassen, und säumten nicht, uns aufzumachen, lange, ehe die Schatten der Nacht gewichen waren, um Dir nachzufolgen und keinen Augenblick zu verlieren. Der Prophet hat es gnädig gewollt, daß der Flammenschein dieses Hauses uns vom Pfade ab zur Stätte gerufen hat, wo der Sohn des Fürsten in Noth war. Wir segnen den Propheten, daß er uns erlaubte, Djemala-Din aus der Hand der Mörder zu erretten, die seiner Tapferkeit zu Viele waren.“

Der Offizier reichte bei der Erzählung Beiden die Hand.

„Ich danke Euch, meine Edlen, und werde dieser Stunde nimmer vergessen, komme auch, was da wolle!“

Er nahm das Schreiben seines Vaters, löste das Band und entfaltete es. Dasselbe war in russischer und türkischer Sprache abgefaßt; während er las, bedeckte eine düstere Falte die männlich freie Stirn.

„Mein Vater schreibt mir,“ sagte er endlich finster, „daß ich seinen Boten folgen solle, sobald ich dieses Schreiben erblickt, bei Tag und Nacht. Mein Vater vergaß, daß sein Wort verpfändet ist dem großen Czaren dieses Reiches.“

„Der Imam hat Nichts vergessen,“ entgegnete der Mürdite, „aber der Geist hat ihm verkündet, daß die Zeit um sei, da sein Sohn als Geißel dienen mußte dem fremden Herrn, und daß er das Recht habe, ihn an seine Seite zu rufen.“

„Dann möge mein Vater seinen Erstgeborenen zurückfordern von dem Czaren.“

„Es ist nicht die Zeit und Gelegenheit dazu. Große Dinge bereiten sich im Osten und die Herrschaft der Moskowiten an den Küsten unsers gesegneten Meeres ist ihrem Ende nahe. Dein Vater befiehlt, und es ist an Djemala-Din, zu gehorchen.“

„Wenn der Fürst der Mürditen auch sein Wort gelöst glaubt,“ sagte der junge Mann ernst, „so möge er doch bedenken, daß Djemala-Din dem Czaren das seine als Krieger verpfändet hat, und daß er es nur als gelöst erachten kann, wenn der Czar selbst ihn seines Schwures entläßt. Ich wiederhole es, mein Vater möge mich von seinem Feinde zurückfordern, wie er mich ihm als Geißel gegeben, und Djemala-Din wird dem Willen seines Erzeugers freudig gehorchen. Er kann nicht, wie ein Dieb in der Nacht, sich aus diesem Reiche stehlen, oder wie ein feiger Verräther seinen Posten verlassen.“

Ali sprang vom Boden empor:

„Beim Barte Schamyl's!“ rief er wild, „Du wirst uns folgen zur Stelle, wie uns der Imam befohlen. Hier ist Gold, hier ist ein Kleid für Dich, auf Dein Haupt komme die Gefahr, wenn Du Dich weigerst!“

Der russische Offizier hatte sich gleichfalls erhoben und riß das blutige Tuch des Verbandes von seinem Arm.

„Beim Blute Schamyl's, das aus diesen Adern rinnt, und das ein höherer Schwur ist, denn der Deine! ich werde nicht gehen, bis der Kaiser, dem mein Schwur verpfändet ist, mich selber freigegeben. Bringe dies Wahrzeichen meinem Vater und sage ihm, sein Sohn sei bereit, alle Bande zu zerreißen, die sechszehn lange Jahre hier geknüpft, und in sein Haus zurückzukehren, aber nimmer wolle er seine Ehre opfern als flüchtiger Verräther!“

Der Tschetschenze hatte zornsprühend die Hand an den Handjar im Gürtel gelegt, wie, als wolle er seine Drohung mit der Waffe durchsetzen, doch sein Gefährte Muhrad Ben Hassan legte die Hand aus seinen Arm.

„Halte ein, o Ali, mein Bruder,“ sagte er, „denn der Prophet verbietet Zorn und Streit unter den Kindern eines Volkes. Du aber, Jüngling, sage uns, welcher Eid Dich bindet?“

„Ich schwor dem Kaiser der Moskowiten Treue und Gehorsam als Soldat.“

„So thust Du Recht, Dich zu weigern, denn der Koran sagt, das ein freier Eid ein heilig' Ding sein müsse dem Gläubigen, auch gegen den Feind. Der Imam wußte nicht, daß Du schon der Fahne des schwarzen Czaren geschworen. Er wird traurig sein, daß sein Auge den Sohn nicht sieht, aber er wird ein Mittel finden, ihn aus der Knechtschaft zu lösen. Lebe wohl, Sohn unsers Fürstentammes—denn mein Ohr vernimmt das Nahen fremder Männer und Rosse, und man soll uns nicht in Deiner Nähe finden. Möge der Prophet Dich schützen, bis wir uns wiedersehen in den Schluchten des Elbrus.“

Er legte die Hand an Haupt und Brust im morgenländischen Gruß und barg das blutige Tuch in seinem Gewande. Dann verließ er mit Ali den jungen Mann und setzte sich entfernt neben den Jäger.

Sein scharfes Gehör hatte den Bergbewohner nicht getäuscht, ehe eine Viertelstunde verging, nahten Menschen und Gefähr von der Seite her, wohin der Schlitten des Juden den Grafen und seine schöne Nichte geführt hatte. Sie waren auf dem Wege bereits Leuten vom Schlosse begegnet, die der Fürst auf den Schein des Brandes ausgeschickt hatte. Der Graf sandte mit ihnen den Schlitten des Juden zurück und hatte in einem solchen vom Schlosse die Fahrt dahin fortgesetzt.

Djemala-Din verweilte so lange auf der Brandstätte, bis die verkleideten Tschetschenzen mit dem Juden ihren Rückweg angetreten hatten und seinen Blicken entschwunden waren. Nicht sein Herz begleitete sie zur fernen Heimath—es flog den nächsten Stunden entgegen, nach einer anderen Seite hin. Mit dem wackeren Jäger sprengte er gleich darauf, den Schmerz der Wunde nicht achtend, auf den vom Schloß gekommenen Pferden dahin, den Reitern und ihren Gefährten überlassend, die Gefangenen nachzubringen.

Das heilige Weihnachtsfest war vorüber—die Gäste hatten das Schloß des Fürsten verlassen, nur Graf Lubomirski mit seiner Nichte war bei dem alten Freunde, und Lieutenant Djemala-Din bei dem gastfreien Schloßherrn gezwungen zurückgeblieben, da seine Wunde durch die Kälte des Wintermorgens und den scharfen Ritt verschlimmert worden, so daß ein heftiges Wundfieber eingetreten war und er mehrere Tage danieder gelegen hatte.

Das alterthümliche Schloß des Fürsten, noch zur Zeit August's des Starken erbaut, lag mitten im Walde, entfernt fast von der Civilisation und dem Verkehr der Welt; nur ein Mal verließ es alljährlich der Eigenthümer, um in Warschau oder Moskau einige Wochen zuzubringen. Er beobachtete streng diese Besuche,

um sich dort den Gewalthabern zu zeigen und so jeden Verdacht gegen sich zu entfernen, da er, als einer der Führer des Aufstandes von 1831, nur durch die Gnade des Kaisers Amnestie und die Erlaubniß erhalten hatte, auf seinen Gütern in Volhynien zu leben. Aus diesem Grunde und mit der dem hohen polnischen Adel eigenen unbeschränkten Gastfreiheit, selbst gegen den Unwillkommenen, ja, den Gegner, unterhielt er auch fortlaufenden Verkehr mit den Offizieren der nächsten Garnisonstädte, die bei jeder Gelegenheit heitere Gäste auf dem fürstlichen Schlosse waren.

Die kleine Gesellschaft war in der alterthümlichen, ziemlich großen Speisehalle im Parterre des Schlosses versammelt. Die dunkle eichene Täfelung der Wände, die Stuckatur an der Decke, die Waffen und Jagdtrophäen an den vier Wänden und die beiden großen stubenartigen Kamine an den Enden der Halle gaben ihr ein ehrwürdiges alterthümliches Ansehen. Unter den Waffengruppen befanden sich selbst mehrere slavische Rüstungen früherer Jahrhunderte, als die Zeit der Erbauung datirte, und eine Menge Trophäen und türkischer Waffen aus der Heldenschlacht Sobieski's vor dem erretteten Wien.

Eine große eichene Tafel in der Mitte der Halle lief fast die Hälfte derselben entlang. Sie war jedoch jetzt, der Abend dämmerte bereits, noch unbenutzt, und von den Anstalten für die Abendmahlzeit noch Nichts zu bemerken. In den beiden Kaminen dagegen flammte und brannte es lustig von mächtigen Eichenkloben, eine angenehme behagliche Wärme durch den weiten Raum verbreitend. Von Zeit zu Zeit hob einer der Diener, die am Eingang der Halle sich aufhielten, den großen, den Zugang verschließenden türkischen Teppich, schlich mit leisem katzenähnlichem Tritt durch das Gemach und schürte das Feuer, oder verrichtete irgend eine andere Hilfsleistung. Das Gespräch in den beiden Gruppen, die den Saal belebten, wurde französisch geführt, und sein Gang daher nicht durch das Kommen der Diener unterbrochen. Am Kamin zunächst des Einganges saßen der Graf und sein Wirth, Letzterer ein hoher Fünfziger mit weißem Haar und klugem aufgewecktem Gesicht. Beide waren im Schachspiel begriffen, während dessen sie sich in langen Pausen unterhielten. „Sie haben mir selbst zugestanden, lieber Graf,“ sagte der Fürst, „daß in dem Augenblick der Gefahr, als Sie mit dem Schurken Boris kämpften, nach dem ich vergeblich habe fahnden lassen, die Verwünschung des Soldaten gegen Sie, seinen alten Führer von Grochow und Ostrolenka her, Sie überrascht, ja, fast gelähmt hat. Doch ich wiederhole es Ihnen, dies war nicht die Stimme eines einzelnen Mannes, es ist leider die Stimme des Volkes! Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, sie zu prüfen und hauptsächlich durch die Resultate, die ich da fand, bin ich zu anderen Ansichten in der Politik bekehrt worden. Die Revolution von 1831 hat dem Volk selbst wie dem Adel nur verderbliche Folgen gebracht. Der gemeine Mann, dem eine einfache, aber scharfe Auffassung selbst auf seiner niedrigen Kulturstufe nicht abzustreiten ist, meint, er habe sein Blut nur für den Ehrgeiz des Adels vergossen, im besten Fall Nichts zu hoffen gehabt und sei jetzt schlimmer daran denn zuvor. Er giebt—und Sie wissen selbst, nicht mit Unrecht—dem Adel die Schuld, daß wir unterlagen und ist, grade heraus, der ewigen Aufreizungen müde, die es hindern, an sein materielles Wohl zu denken. Dem Volk, lieber Freund, ist es ziemlich gleich, ob der Czar sein Herr heißt, namentlich wen es in dem einen Herrn einen Schutz gegen die Vorrechte der vielen findet. Wir sehen das schlagende Beispiel an den Kronbauern in Rußland. Die Leute revoltirten dort und ließen sich todtschlagen, weil der Kaiser sie nicht kaufen wollte oder konnte. Das wahre Element zur Fanatisirung der Massen war nicht das Nationalgefühl, die russische Tyrannei, die kein Jota

härter war, als sie's früher hatten, sondern die Religion, die Kirche. Wo diese Hand in Hand mit der politischen Propaganda ging, waren große Erregungen und Erfolge gesichert.“

„Und ist der katholische Glaube weniger gefährdet in der Gegenwart, droht die orthodoxe Kirche weniger mächtig wie vor zwanzig Jahren? Sind nicht vielmehr grade ihre Übergriffe und Forderungen ein Fundament dieses Krieges, welcher bestimmt ist, Europa eine andere Gestalt zu geben?“

Lubienski lächelte bedächtig.

„Ich weiß wirklich nicht, Graf, ob ich annehmen soll, daß ein Mann wie Sie, der tief in das Räderwerk des politischen Getriebes und der socialen Entwicklung geschaut zu haben scheint, für einen der Hauptfactoren blind gewesen sein sollte?“

„Wie meinen Sie das, Fürst?“

„Ich meine, daß seit zwanzig Jahren sich ein wesentliches Element der Volkserregung geändert hat, der Glauben an das Heilige. Unsere Revolutionaire seit 1789 haben ihr eifrigstes Bemühen darauf gerichtet gehalten, die religiöse Gläubigkeit und Ehrfurcht im Volke mit Füßen zu treten und zu vernichten. Der Liberalismus hat geglaubt, zu seinem Halt zunächst die Geister von den Fesseln der Religion befreien, seine sogenannte Aufklärung in die Herzen der Jugend pflanzen zu müssen. Was ist seit 1830 von den Propaganden in Paris und London anders geschehen, als schonungslose Maltraitirung der religiösen Gefühle der Völker? Die heranwachsende Generation lohnt dies Bestreben. Mit der Religiosität des Volkes schwindet unbedingt auch das Nationalgefühl. In Spanien, wo man die Kirche ihrer Güter und Würden beraubt hat, wird kein Heldenkampf mehr stattfinden wie 1809, als die Priester das Kreuz in der Hand dem Volke voran gingen. Was macht die Unzahl der Rebellionen in Frankreich, die Nichts geschafft haben, als augenblickliche Gewalt—als nur die erlangte Unfähigkeit einer gewaltigen höheren Idee? Woran scheiterten die Bewegungen von 48 in Polen, Ungarn, Deutschland, Italien?—Doch nur daran, daß es an einer erhebenden Idee fehlte, welche gemeinsam die Masse belebte. Alle Ihre Revolutionen und Revolutiönchen sind im Grunde nur tausend einzelne Intriguenspiele und Kämpfe der einzelnen individuellen Interessen geworden. Die Fähigkeit zur Revolution haben unsere Revolutionaire selbst erstickt.“

„Sie haben nicht ganz Unrecht, Fürst,“ entgegnete nachdenkend der Graf, „aber wie wollen Sie diese Theorie auf ein Volk wie das unsere anwenden, dessen Masse die geistige Selbstständigkeit fehlt?“

„Um so mehr, lieber Graf. Glauben Sie wirklich, daß die Herabwürdigung der Kirche in Rom, die Vertreibung des Papstes, die österreichische und französische Occupation des Kirchenstaates so spurlos an der Masse des Volkes, an dem Priesterthum und selbst an den Gebildeteren vorübergegangen sind?—Ich nicht!—Die Heiligkeit, das Ansehen unserer Kirche hat grade durch die liberalen Revolutionen in den durch und durch katholischen Ländern überall verloren. Sie werden schwerlich mehr die Geistlichkeit an der Spitze einer polnischen oder französischen Revolution sehen! Grade durch das religiöse Princip und das streng von Oben herab aufrecht erhaltene Ansehen der orthodoxen griechischen Kirche ist Rußland stark, und wir werden vielleicht Gelegenheit haben, Wunder von Aufopferungsfähigkeit der Massen diesem Kriege zu schauen, wenn das eintritt, was Sie mir mit solcher Bestimmtheit angekündigt haben, die Aufnahme des Krieges gegen Rußland durch Frankreich und England.“

„Die religiöse Apathie kann aber immer nur ein einzelner Grund sein.“

„Sie haben Recht, aber ein wichtiger. Der Liberalismus hat das Volk selbst denken gemacht. Das Denken führt den Zweifel herbei und ist der Tod jedes Enthusiasmus, dessen Mutter allein das Gefühl ist. Man will jetzt einen Nutzen sehen, theils individuell, theils im Ganzen. Man traut den Leuten nicht recht, die sich an die Spitze stellen. Unsere Polen, grade heraus gesagt, trauen dem polnischen Adel nicht mehr, sie haben keine Lust mehr, um unseres Ehrgeizes, unserer Interessen willen das zu opfern, was sie sicher haben.“

„Pfui, Fürst, so gäbe es keinen Nationalstolz, kein Volksgefühl mehr!“

„Die Revolutionaire in Paris arbeiten ja grade darauf hin, dies auszurotten in der allgemeinen Gleichmacherei. Ich gehe aber keineswegs so weit, das zu behaupten, namentlich in unserem Falle nicht. So lange es Haß und Liebe giebt in der Welt, so lange Sprachen und Gewohnheiten die Völker scheiden, wird es auch ein Nationalgefühl, einen nationalen Ehrgeiz geben. Aber er muß richtig verstanden und geleitet werden. Seien wir aufrichtig, Freund. Sie sagen mir: in diesem Krieg, der sich bereitet, und der nach Ihren Intentionen ein europäischer werden soll—ist die günstige Gelegenheit gekommen, die Selbstständigkeit unserer Nation wieder zu erlangen. Ungarn und Italien sollen sich gleichfalls erheben, Frankreich und England werden uns unterstützen. Aber, mein Freund, wollen wir etwa selbstständig oder, wie Sie es nennen, frei werden—leerer Name, der reiche Mann ist es überall!—um uns von Intriguanten und Ehrgeizigen unserer eigenen Klasse dominiren zu lassen? Selbst damit einverstanden, welche Aussicht auf Erfolg haben wir? Frankreich und England machen wahrhaftig keinen Krieg um unserer Nationalität willen. England will einfach das in Asien und am Bosphorus für seine eigenen Interessen immer gefährlicher werdende Rußland schwächen, und der Kaiser Napoleon hat eine alte Scharte und persönliche Beleidigung auszuwetzen und außerdem durch einen solchen Krieg Gelegenheit, seine sehr schwankende Position als Eindringling unter den Fürsten Europa's zu einer befestigten und mächtigen zu machen, so wie sich Heer und Land durch gloire und Interesse zu sichern. Er hat denselben Ehrgeiz wie sein Oheim, nur ist er schlauer und versteht seine Zeit. An eine Unterstützung Polens und Ungarns um ihrer selbst willen, denkt keine der beiden Mächte. Man wird uns wieder als Soldaten brauchen, als Legionaire, ja als Rebellen, aber man bekümmert sich um unser Geschick grade so wenig, wie das Recht des Sultans in Wahrheit die Ursache des Krieges ist. Sie versprechen einen europäischen Krieg—ich zweifle daran. Er wird einfach ein Turnier einiger Herausforderer sein—die in ihrem Interesse nicht gefährdeten Staaten werden sich frei halten und dafür sorgen, daß das freilich vielleicht etwas blutige Turnier nicht zu sehr überhand nimmt, sondern in den soliden Gränzen einiger Abzäpfung bleibt.—Ich wiederhole Ihnen meine aufrichtige Meinung, jede revolutionaire Schilderhebung Polens gegen Rußland bei diesem Kriege würde zwecklos, nutzlos und ein Unglück für unser Vaterland sein!“

„Ich finde Sie so verändert und umgewandelt in all Ihren Gefühlen und Ansichten,“ sagte der Graf finster, „daß ich kaum wage, fortzufahren. Sie, einer der kühnsten und bewährtesten Führer der polnischen Armee, der hundert Mal sein Leben im Freiheitskampfe wagte—Sie geben Polen, unser Polen auf?“

Der Fürst sah ihn groß an.

„Wer sagt Ihnen das, Kamerad? was giebt Ihnen das Recht zu zweifeln, daß ein Lubienski sein Vaterland geringer liebe, wie Sie? Mein Weg, mein Hoffen und Wünschen sind nur andere geworden, wie die Ihren. Nicht in Rußlands Fall, sondern in Rußlands Sieg sehe ich die Hoffnung unseres Volkes. Wer ein echter Pole ist, sollte nicht mit den Franzosen, den Engländern und Deutschen

gegen den Czaren fechten, sondern mit ihm—so allein gelingt zuletzt die Gründung eines großen sarmatischen Reiches, eines Walles und Sieges gegen das Germanenthum, das uns gefährlicher und verhaßter ist, als das stammverwandte Rußland.“

Der Graf ihm gegenüber athmete tief auf bei dieser Erklärung, es war, als sei ihm eine Bergeslast vom Herzen gefallen.

„Das also ist Ihre Meinung, Fürst?“ sagte er nachdenklich und reichte dem alten Freunde die Hand. „Mir war in der That ganz Angst um Ihr polnisches Herz geworden bei den Sophismen, mit denen Sie die Revolution bekämpften. Zwar, Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit, ist unser Ziel und Zweck nicht derselbe; denn ich arbeite und wirke für die Befreiung aller Völker vom Joche der Bevorrechteten, und die Erhebung unsers Vaterlandes ist mir nur ein Glied in dieser Kette. Sie aber wollen seine Erhebung als einziges Ziel und durch die Benutzung der Macht, die es unterdrückt. Ich müßte kein Sohn Polens sein, wenn ich nicht auch auf Ihrem Wege ihm den Sieg wünschte.—Schach Ihrem König!“—er that einen raschen Zug in dem vernachlässigten Spiel.

Der Fürst lachte.

„Ich nehme dafür Ihren Springer und stelle die Ordnung wieder her. Halten Sie sich an das Reelle, auch im Plänemachen, lieber Graf, prüfen Sie das Erreichbare und die Mittel dazu. Ohne Winkelzug, die Propaganda in Paris, oder wer sonst Ihnen die Mission an einen alten Freund gegeben, hat sich getäuscht. Ich sehe in einer selbständigen neuen Schilderhebung Polens kein Glück, würde mich unter keinen Umständen ihr anschließen und ihr sogar entgegentreten. Die Ansichten meiner jüngern Jahre haben zwanzig Jahre vollständig umgewandelt. Uns fehlen alle Aussichten auf Erfolg, ja selbst die Männer; denn dem Prahler Miroslawski werden Sie doch wohl keine Rolle zugebracht haben. Unsere alten Freunde aber sind todt und zerstreut. Bem's Grab ist zur Schmach unserer Nation auf dem türkischen Friedhofe zu Kutahija⁽⁴⁻³⁹⁾ mit dem Turban geschmückt, Graf Pac ruht wenigstens auf christlichem Kirchhof zu Smyrna. Wo die Nordstürme sich am rothen Felsen von Helgoland brechen, schläft unser Freund Pra,dzynski; Chlopicki, der uns in's Unglück gebracht, hat das Ende seines Ehrgeizes in der Gruft eines Freundes bei Kralau gefunden. Szembeck und Chlapowski sind getreue preußische Unterthanen und gründen Familienfideikomnisse, Krasinski macht's wie ich, Skrzynecki trauert in Brüssel, Chrzanowski, Dembinski, Rybinski und Dwernicki ließen Sie als gebrochene Greise in Paris—wen wollen Sie noch? Geächtet und zerstreut über die Erde hat uns die Revolution—ich will mein Haupt wenigstens im Vaterlande zur Ruhe legen. Ich habe mich mit der Gewalt versöhnt und wiederhole Ihnen, nur in ihr blüht die Hoffnung unsers Vaterlandes.“

„Und Ihr Sohn?“

„Er ist Offizier in des Kaisers Garde mit meiner Bewilligung und denkt wie ich.“

Der alte Propagandist erhob sich finster, doch sein Wirth zog ihn freundlich wieder auf den Sessel zurück.

„Ich habe absichtlich vermieden, mit Ihren Plänen näher bekannt zu werden. Sind wir auch verschiedener Ansicht geworden, so ändert das doch Nichts an der Freundschaft der alten Schlachtgefährten. Bedenken Sie, daß Ihr einziges Kind sich gleichfalls einem Russen verband, Ihr Enkel russische Erziehung genossen hat. Machen Sie den Frieden, den Sie scheinbar mit der Regierung geschlossen, zu einem wirklichen, und wenden Sie die großen Mittel und Quellen, die Ihnen zu Gebote zu stehen scheinen, dazu an, mit Rußlands Hilfe in diesem

Kriege ein neues Slavenreich erstehen zu lassen, das von der Donau bis zur Ostsee reicht.“

Der Graf hatte das Haupt sinnend in die Hand gestützt.

„Der Gedanke ist uns nicht neu und, wie ich hier die Verhältnisse finde, über die unsere Agenten uns vielfach getäuscht—Adel und Volk gegen eine Revolution! wohl einer ernstern Überlegung werth.—Vielleicht, Fürst, daß unsere Wege dennoch zusammentreffen!—Lassen Sie uns weiter spielen.“

Am andern Ende der Halle, so entfernt, um nicht zu stören und nicht gestört zu werden, wurde eine Propaganda in verführerischerer Form betrieben, als unter den beiden alten Herren. Gräfin Wanda saß dort, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, am Ruhebett, auf dem der junge Offizier, Schamyl's Sohn, noch bleich und angegriffen, den Arm in der Binde, lehnte, aus einem Buch der Dame vorlesend.

Gräfin Wanda hatte sich von der überstandenen Angst und Gefahr rasch erholt, der elastische schwungreiche Geist, der den Polinnen inne wohnt, hatte sie leicht darüber hingetragen. Ein Eindruck jedoch schien stärkere Wurzel in ihrem Gemüth, ja, selbst in ihrem Herzen gefaßt zu haben: die Theilnahme für ihren Retter vor dem Beil des Mörders, und das romaneske seltsame Schicksal, des jungen Mannes diene nur dazu, den Werth der ritterlichen That noch zu erhöhen. Während ein deutsches Mädchen die Gefühle des regen Interesses und der Theilnahme in der unbewußten Verschämtheit werdender Liebe schüchtern und zurückhaltend gemacht hätten, lag ein solches Gebahren dem Wesen der Polin fern. Ohne Ziererei und Zurückhaltung, aber eben so entfernt von Unweiblichkeit und Unzartheit gab sie sich frei und ungezwungen ihren Empfindungen hin und zeigte ganz offen den Vorzug, den sie dem jungen Mann vor seinen Gefährten gab. Sobald er das Krankenlager wieder verlassen hatte und im Gesellschaftssaal erschienen war, hielt sie sich unbefangen in seiner Nähe, und zeigte ihm durch alle jene zarten Aufmerksamkeiten ihren Dank, durch die ein weibliches Wesen so wohl des Herzens Empfinden auszudrücken versteht. Die junge Gräfin war der volle Typus der eigenthümlichen polnischen Frauenschönheit. Von kaum die Mittelgröße erreichender Gestalt war ihr Gliederbau voll und zierlich gerundet. Das Gesicht zwischen den schwarzen Locken zeigte ein längliches Oval en face wie im Profil, und jene volle Bildung von Nase und Mund, jene matte seidenartige Farbe, die den polnischen Damen so eigenthümlich ist. Die sarmatischen braunen und beweglichen Augen, deren Farbe mit der Seelenregung ein lichter und tieferes Dunkel anzunehmen scheint, belebten dies Gesicht. Die kleine Hand und der zierliche Fuß sind National-schönheiten der Polinnen.

„Sie sind ermüdet, Herr Lieutenant,“ sagte die Gräfin—„brechen Sie ab und fahren Sie morgen in der Lectüre fort. Lassen Sie uns plaudern und erzählen Sie mir von Ihrer Heimath.“

„Was können die Erinnerungen eines Knaben von einem wilden, traurigen, öden Lande, die ihm ohnehin nur dunkel vorschweben, Gräfin Zerbona interessiren?“

„Liegt nicht in dem Charakter und Kampf unserer beiden Völker eine gewisse Ähnlichkeit? Haben sie nicht einen gemeinsamen Feind, gegen den sie für ihre Freiheit kämpfen? Sind die Söhne beider Länder nicht geborene Krieger—hängen sie nicht mit jeder Fiber ihrer Seele und ihrer Hoffnungen an der Heimath, für die sie so oft ihr Herzblut vergossen haben?“

Das aufsteigende dunkle Blut färbte die Stirn des jungen Offiziers, die Gräfin bemerkte zu spät, daß sie ihn verletzt, und legte ihre Hand freundlich auf die seine.

„Wir Beide, Herr Djemala-Din,“ sagte sie, „dürfen uns nicht mißverstehen. Sie haben nicht selbst ihren Weg gewählt, und wenn Sie auch gewiß gleiche Liebe zu dem Lande, das Sie geboren, hegen, wie ich zu dem meinen, muß es Ihnen doch ferner stehen, da sich nur wenige Erinnerungen daran knüpfen, da Sie sein Leiden und Kämpfen nicht selbst geschaut. Mein Volk ist ein gebeugtes, besiegt, ach—bei aller Begeisterung im Herzen fühle ich es tief!—unwiederbringlich gebrochenes—das Ihre ein unbezwungenes freies, im Heldenkampf begriffen, um die theuersten Güter und siegreich unter der tapferen Hand Ihres Vaters! Sie brauchen nicht seine Freiheit zu wünschen und zu beweinen, denn es hat sie nie verloren!“

Der junge Mann lächelte trübe.

„Wissen Sie auch, Gräfin, was die Freiheit in einem Lande, wie das meine ist? wissen Sie auch, was Freiheit im Orient bedeutet?“

Sie sah ihn groß an.

„Frei ist das Volk, das nicht das schimpfliche Joch eines anderen trägt, das nur dem selbst gewählten Führer gehorcht. Frei ist das Volk, wo Jeder sein Recht hat, wo das Recht eines Jeden geehrt und nicht von Fremden mit Füßen getreten wird; wo Sprache, Gewohnheit und Glaube Eigenthum des Volkes sind; wo die Einrichtungen seiner Väter ihm ungekränkt geblieben; wo der Bewohner nicht der Slave des Unterdrückers ist, sondern wo er sein Blut und seinen Schweiß für den eigenen Heerd vergießt!“

„Wissen Sie auch, Gräfin, daß wir dennoch einen fremden Oberherrn haben—den Sultan in Constantinopel?“

„Der ist fern—nur ein Schatten!“

„Aber er nennt sich unsern Herrn—auch der Czar wohnt in Petersburg. Ich habe wenig Erinnerungen an meine Heimath, und doch könnte ich Sie mit dem Wenigen widerlegen. Der Mächtige, der Reiche, Gräfin, herrscht überall, auf den Höhen des Kuban, wie in den Steppen Ihres eigenen Vaterlandes, wo—wie uns die Geschichte lehrt—der Bauer der unterdrückte Slave des Edelmannes war. Der Fanatismus schwingt in meiner Heimath seine Geißel blutiger als irgendwo und verfolgt seine Gegner. Dort giebt es Edle und Knechte, wie hier, und die Kluft zwischen Beiden ist noch schärfer. Halten Sie das Volk für frei, das seine eigenen Töchter und Söhne an seine sogenannten Oberherren in Stambul als Slaven verkauft, ihren Lüsten zu dienen und ihren Befehlen zu gehorchen? Glauben Sie wirklich türkische Despotie leichter als die Herrschaft des russischen Kaisers? sollten wir wirklich für die Eine kämpfen, gegen den Anderen?“

„Spricht *Das* der Fürstenson eines freien Volkes?“

„Er spricht es, Gräfin—sein Vater gab ihn fort, und sechszehn lange Jahre hat er keine Heimath gehabt, als das Haus des Kaisers, kein Eigenthum, als das Kleid des Czaren.“

„Und wenn Schamyl, Ihr Vater, Sie wieder forderte, wenn er Sie rief zum Kampfe an seine Seite?“

Der junge Mann sah sie finster an.

„Er that es—jene Männer, die uns Beide gerettet, waren seine Boten!“

„Und darf ich wissen, was Schamyl's Sohn dem Ruf eines freien Volkes erwiedert hat?“

„Der Offizier antwortete, was seine Pflicht war—der Fürstenson, was seine Ehre gebot. Herz und Seele würden ja dennoch zurückbleiben.“

„Dann ist mir eine große Freude versagt,“ lächelte Wanda, „ich träumte mir’s so schön, Sie auf jenen Felsenhöhen mir gegenüber zu wissen, wie der Adler horstend und herabstoßend auf silberumpanzertem Roß. Wie stolz wäre ich gewesen, Ihren Namen täglich zu hören, als den gefürchtetsten Helden des Gebirges.“

„Sie, Gräfin—wie meinen Sie Das?“

„Ei, nun, daß ich vergeblich harren werde, daß Djemala-Din, der kühne Führer der Mürditen, in einer wolken-umdüsterten Nacht hervorbricht über den Kuban nach unserm armen Schloß und Wanda davonführt aus der Gewalt der schmutzigen Kosaken.“

„Sie spotten meiner, Gräfin!“

„Wie, wissen Sie wirklich nicht, daß ich in den Kaukasus gehe? Sie können mir Empfehlungsbriefe geben an Ihre Vettern und Onkels, da Sie mich doch einmal nicht selbst beschützen wollen.“

„Gräfin Wanda in den Kaukasus? Ich beschwöre Sie, enden Sie den Scherz!“

„Ich scherze nicht und glaubte, mein Oheim hätte Sie davon unterrichtet. Eine so gute Polin, wie ich bin, besitze ich doch noch eine ältere Stiefschwester, die es nicht ist. Sie ist die Gattin des Obersten, Fürsten Tschestsawadse, und wohnt mit ihm im russischen Gränzgebiet am Kuban, wo er commandirt. Ich bin auf dem Wege dahin, da meine bisherigen Verhältnisse sich geändert—mein Oheim begleitet mich bis Odessa, von wo mein Schwager mich abholen läßt. Begreifen Sie nun, daß ich hoffte, von Ihnen dort zu hören?“

Der junge Tschetschenze war bleich wie der Tod geworden—seine gesunde Hand zuckte krampfhaft nach dem Herzen—sein großes dunkles Auge rollte wie irr über das Mädchen, während er sich auf dem Sopha emporgerichtet hatte.

„Sie in den Kaukasus—und ich hier?—Großer Gott, ich glaubte, Sie kehrten nach Warschau zurück!“

„Was ist Ihnen, mein Freund?—fassen Sie sich—man wird auf uns achten.“

Er blickte wild um sich.

„Was kümmert mich Ihr Oheim—was der Fürst! Ich Thor, der ich war—fort, ihnen nach, daß sie meinem Vater sagen: sein Sohn ist bereit!—Und meine Ehre—mein Eid—“

„Sie sind außer sich—was kümmert Sie ein elternloses Mädchen, das in Ihrer fernen Heimath, die Sie nicht mehr lieben, eine Zufluchtsstätte finden soll?“

„Ich, Djemala-Din, mein Vaterland nicht lieben, wo Sie sind—ich Sie nicht wiedersehen—Sie, Wanda?“ er preßte krampfhaft die Hände in einander und gegen die Brust, daß der Verband des Armes sich löste und ein purpurner Strom herausschoß—„beim Blute Schamyl’s weigerte ich meinem Vater den Gehorsam! Beim Blute Schamyl’s! Wanda, am Elbrus sehen wir uns wieder!“ und ohnmächtig sank er zurück auf das Ruhebett.

Der Aufruhr.

Während der Schlachtendonner bereits an der Donau und an den Küsten Klein-Asiens tobte, trieb die europäische Diplomatie noch immer ihr listiges Spiel, gleich als gälte es, nicht nur die Völker, sondern sich selbst zu täuschen.

Jeder Einsichtsvolle in ganz Europa fühlte und wußte, daß der Krieg zwischen den Westmächten und Rußland unvermeidlich sei, daß er das Ziel aller Einmischung und aller Intriguen, der Zweck aller Vorbereitungen war, und dennoch flogen täglich die Couriere in alle Richtungen, dennoch wurde Project auf Project, Vorschlag auf Vorschlag gehäuft für Ausgleichung und Frieden, und die Höfe von Berlin und Wien schwelgten in Vermittelungen.

Zwei Männer allein in Europa wußten, was sie wollten: der Kaiser Louis Napoleon in Paris und Lord Palmerston in London; denn auch dem Giganten des Nordens, dem Czaren Nicolaus, begannen die Ereignisse über das hochgetragene Haupt zu wachsen, sein Glück, sein Stolz und seine Diplomatie hatten ihn getäuscht. Nur das Vertrauen auf sich selbst und sein Volk und der ungebeugte Muth wankten nicht. Wir haben den Gang der politischen Verhandlungen am Schlusse unsers ersten Bandes bis zum Ende des Monats October geführt, und nehmen sie dort zu kurzem Überblick wieder auf.

Noch immer tagte die wiener Conferenz.—Die englische Regierung hatte am 1. und 2. November das österreichische und preußische Cabinet aufgefordert, daß unter Beseitigung der andern Vorschläge die Großmächte sich über einen von Lord Stratford am 21. October mit den andern Gesandten in Constantinopel aufgestellten und abesandten Notenentwurf vereinigen möchten, da man annehmen könne, daß dieser der Pforte annehmbar erscheinen werde. In der Conferenz der vier Gesandten in Wien am 3. wurde dieser Entwurf vorgelegt, der österreichische, preußische und französische Bevollmächtigte erklärten jedoch diese Vorschläge bei der veränderten Sachlage nicht mehr für geeignet und Rußland hielt nach der Kriegserklärung und Eröffnung der Feindseligkeiten zur Beendigung des Streits einen feierlichen Friedensvertrag für nöthig.

Dagegen lehnte die französische Regierung einen vom Grafen Buol am 25. October gemachten Vorschlag ab, welcher eine Verständigung zwischen Rußland und der Pforte über Wien intendirte.

Graf Buol schlug nun unterm 6. vor, daß die Conferenz eine Note entwerfen möge auf Grund der olmützer Verhandlungen. Diese Note würde die Pforte auffordern, zu verhandeln und selbst anzugeben, unter welchen Formen und Bedingungen. Zugleich müsse Waffenstillstand verlangt werden. Die englische und französische Regierung ertheilten auch bis zum 11. November ihre Genehmigung zur Abfassung einer solchen Note. Ehe es aber zu derselben kam, hatte das österreichische Cabinet die auf ein früheres Project (vom 6. October) von Rußland gemachten, von den Westmächten aber nicht genehmigten Gegenvorschläge an seinen Gesandten nach Constantinopel gesandt, mit der Instruction, sie bei der Pforte zu unterstützen.

Unterdeß that der englische Gesandte das Gleiche mit einem ihm unterm 24. October übersandten Plan seines Cabinets, dem auch Frankreich zugestimmt hatte. Reschid-Pascha erklärte, daß er vor zwei Monaten noch annehmbar gewesen, jetzt aber nicht mehr.

Man sieht hieraus, daß nicht weniger als vier Ausgleichungsprojecte in demselben Augenblick sich kreuzten:

- Die russischen Vorschläge vom 17. October von Österreich in Constantinopel abgesondert unterstützt;
- der Vorschlag des österreichischen Cabinets vom 6. November;
- der ältere von Lord Stratford (unterm 28. September und 1. October) vorgeschlagene, von den Westmächten unterm 24. October genehmigte Plan;

—der neue Entwurf von Lord Stratford bei der mißglückten Verschiebung der Feindseligkeiten unterm 21. October von Constantinopel aus gemacht.

Sie alle ergingen sich hauptsächlich über die Art und Form der Ausgleichung und schadeten natürlich einer dem andern, wie viele Köche immer den Brei verderben.

Unterdeß waren die Flotten in den Bosphorus eingelaufen und die Schlachten bei Oltenitza und Gümri geschlagen und ungünstig für die Türken ausgefallen.

Frankreich stimmte möglichst Allem und Keinem zu und wartete ruhig des Augenblicks. An Stelle des französischen Gesandten in Constantinopel, de Lacour, war General Graf Baraguay d'Hilliers seit dem 12. November gekommen.

Die englische Regierung trat nunmehr mit einem fünften Project vom 16. November auf, dem die andern Großmächte beistimmten. Die wiener Conferenz adoptirte dasselbe und die Gesandten in Constantinopel legten die neue Erfindung vor, welche die wichtige Mittheilung machte: daß der Bestand der Türkei innerhalb der ihr von den Verträgen bezeichneten Gränzen eine der nothwendigsten Bedingungen des europäischen Gleichgewichts sei! Reschid-Pascha in Angst gesetzt durch den Schrecken von Sinope—hatte nichts Eiligeres zu thun, als unter der Hand seine Zustimmung zu geben.

Aber gerade das Unglück von Sinope war der Wendepunkt, auf welchen man lauerte, um in den Augen Europa's mit einigem Anstand und Gewissen den thätigen Protector der Türkei spielen zu können. Gleich am Tage nach dem Eintreffen der Schreckenskunde—während Haufen der griechischen Bevölkerung durch die Straßen von Pera und Galata rasten mit dem Rufe: „Es lebe unser Kaiser Nicolaus!“—am 3. sandten die Vertreter Englands und Frankreichs zwei Schiffe des vereinigten Geschwaders, die RETRIBUTION und den MOGADOR nach Sinope ab, um weitere Kunde zu bringen. Sie kehrten mit der Nachricht der völligen Niederlage und etwa 150 Verwundeten—dem Rest von fast 5000 Mann, zurück. Das türkische Ministerium hatte bereits am 4. die Gesandten ersucht, die alliirte Flotte in's Schwarze Meer einlaufen zu lassen. Während dieselben auf der einen Seite sich dazu bereit erklärten, sprachen sie auf der andern wieder ihre Ansicht dahin aus, daß die Türkei das Unglück durch ihr Vorgehen selbst verschuldet habe. Man wußte ja noch nicht, wie man in Paris die Sache aufnehmen werde! Hier aber glaubte man die Zeit gekommen und eine energische Aufforderung an die englische Regierung (v. 15.) verlangte, daß die Admirale dem Commandanten von Sebastopol erklären sollten, daß jedes russische Kriegsfahrzeug durch die Flotten nach den russischen Häfen zurückzufahren genöthigt, und jeder Angriff auf türkisches Gebiet oder Truppen mit Gewalt zurückgewiesen werden würde. Wir werden später sehen, welche wichtige Klausel sich das Cabinet der Tuillerieen dabei bewahrte.

Unterdeß, da die Beschlüsse von Paris und London in Constantinopel noch nicht bekannt sein konnten, hatten die Gesandten dort nicht umhin gekonnt, auf Oesterreichs und Preußens Drängen die Verhandlungen über den letzten Vermittelungsvorschlag fortzusetzen, und der große Rath der Pforte beschloß ganz unerwarteter Weise, daß auf Grundlage der von den Gesandten proponirten Bedingungen die Friedensunterhandlungen eröffnet werden sollten. Dies geschah, wie wir später sehen werden, am 18. und 19.

Werfen wir, ehe wir weiter gehen, noch einen kurzen Blick auf die augenblickliche Stellung auf dem Kriegsschauplatze an der Donau.

Während der Czar die allgemeine Mobilmachung der Armee befohlen, war die Türkei bereits zur Aushebung des zweiten Aufgebots in Rumelien genöthigt. Der Sultan hatte erklärt, im Frühjahr selbst in's Feld ziehen zu wollen, und es wur-

den Anstalten für ein großes Lager bei Adrianopel getroffen. Aus Egypten und Syrien, aus Albanien und Bosnien strömten fortwährend Zuzüge irregulärer Truppen, die sogenannten Baschi-Bozüks, herbei und bildeten in babylonischer Verwirrung Elemente der türkischen Armee, die kaum durch die eifrigsten Bemühungen der unteren Führer, fast sämtlich polnische, ungarische und andere Renegaten und Flüchtlinge, zu einiger Ordnung und Verwendung gebracht werden konnten. Von Disciplin war natürlich fast gar nicht die Rede und man sah sich genöthigt, die regulären Truppen möglichst von diesen Freischaaren zu sondern.

Um die Mitte des December begann sich das Corps des General Dannenberg der kleinen Walachei zu nähern, und es zeigte sich deutlich, daß ein Angriff aus Kalafat beabsichtigt war.

Von Bukarest waren zwei Scharfschützen-Bataillone und die Brücken-Equipagen gegen Braila abgegangen, um die dort zwischen beiden Ufern befindlichen Donauinseln zu besetzen.

Gegen Matschin hatte am 13. ein verunglückter Angriff der Russen mit Kanonenbooten unter General Lüders stattgefunden. Desgleichen waren zwischen dem 15., 16. und 17. auch bei Silistria bereits wiederholt kleine Vorpostengefechte vorgekommen, indem das russische Feuer die türkischen Transportschiffe an der Truppenbeförderung zu den Häfen verhinderte. Die Kosakenpikets setzten wiederholt über die Donau und streiften bis in die Nähe der Festung.

Die Stellung der beiden Armeen an der Donau war demnach gegen Ende December folgende:

Das Hauptquartier des türkischen Generalissimus befand sich in Rustschuk, das fleißig verschanzt wurde. Hier concentrirte sich das Centrum des Heeres. Die Festung selbst, unter Befehl von Said-Pascha, hatte 3400 Mann Besatzung. An ihrer Südseite, noch im Bereich der Kanonen, befand sich ein befestigtes Lager mit 5000 Mann Nizam unter Mahmud-Pascha und 2000 Mann Redifs. Unmittelbar an diesem Lager campirten 4000 Arnauten unter Selim-Pascha, die Cavallerie auf der Straße von Rustschuk nach Hesargrad, wo die 29,000 starken Reserven des Centrums standen.—Den äußersten linken Flügel bei Kalafat bildeten circa 50,000 Mann, von denen 20,000 in Kalafat selbst unter Achmet-Pascha, 10,000 auf der Donauinsel Smurda postirt waren. Selim-Pascha⁽⁵⁻⁴⁰⁾ befehligte in Widdin.

Die Communication der Insel mit dieser Festung war längere Zeit durch das Treibeis behindert. Die Verbindung zwischen Rustschuk und Widdin bildeten 18,000 Mann in Lom, Rahova und Nicopolis.—Den rechten Flügel commandirte Halil-Pascha, von Silistria bis Matschin circa 45,000 Mann. Den Trajanswall von der Donau bis in's Schwarze Meer vertheidigte Ismaël-Pascha.

Die Stärke der Türken auf der weit ausgedehnten Donaulinie betrug somit circa 123,000 Mann, ohne die bei Schumla aufgestellten Reserven.

Die Russische Donauarmee war zur Zeit unbedeutend schwächer, dagegen Herr der Situation und zur Offensive bereit. Dem rechten Flügel der Türken stand jetzt General-Lieutenant Lüders in Braila mit 23,000 Mann gegenüber und bedrohete den Übergang bei Matschin. Das Centrum mit 45,000 Mann stand unter dem Oberbefehlshaber Fürsten Gortschakoff, der noch immer sein Hauptquartier in Bukarest hatte, und den linken Flügel, etwa 34,000 Mann, commandirte jetzt mit den Divisionen der Generale Fischbach und Dannenberg von Krajowa aus General-Lieutenant Anrep, der Commandant der russischen Avantgarde beim Einrücken in die Fürstenthümer. Somit betrug die russische Macht etwa 112,000 Mann. Das Einrücken des dritten Osten-Sackenschen

Corps, um die Positionen in der Moldau und der großen Walachei einzunehmen, hatte bereits begonnen.

Diese beiderseitige Situation und Machtentwicklung war offenbar nur die eines Vorspiels und konnte zu keiner wirklichen Entscheidung führen. Die russische Armee war—wenn ihr das Meer versperrt wurde—viel zu schwach, um über den Balkan gegen Constantinopel vorzudringen, denn die Erfahrungen von 1828 belehrten sie, daß ein solcher Sieg zu theuer erkaufte werde, und das türkische Heer befand sich offenbar in einem Zustande, daß es auf einer so ausgedehnten Linie auch die Defensive nur durch die große Terrainbegünstigung halten, an eine Offensive aber nicht denken konnte. Der türkische Soldat der Neuzeit ist trefflich zur Vertheidigung—schlecht und unbeholfen zum Angriff.

Wir haben bereits erwähnt, daß der große Rath der Pforte sich für die Vorlage der Gesandten ausgesprochen. Derselbe—der Divan oder die Staatskanzlei (*Menacybie-divaniie*) steht außerhalb des Ministerraths, der Regierung und des Reichsconseils, und umfaßt diejenigen obern und untern Beamten, die man *Kalamice* (von der Feder) nennt. Die im Divan sitzenden Beamten zerfallen in fünf Rangklassen, deren oberste mit dem *Ferik* (Divisionsgeneral) rangirt. Am Divan nehmen auch die Ex-minister und Würdenträger und die gerade in Constantinopel anwesenden Pascha's Theil. Er entscheidet nicht, sondern theilt bloß seine Rathschläge mit.—Der Divan hatte im October die Kriegserklärung berathen, jetzt nach dem Unglück von Sinope und den Nachrichten aus Kleinasien war er von Reschid-Pascha berufen, um über die Friedensunterhandlungen seine Meinung abzugeben.

Als Grundlagen derselben wurde von der Note der Gesandten aufgestellt:

- (1) Möglichst schnelle Räumung der Donau-Fürstenthümer.
- (2) Erneuerung der alten Verträge.
- (3) Neue Garantien für die erlassenen Firmane in Betreff der christlichen Bevölkerung an die Gesamtmächte.
- (4) Sicherung der Arrangements über die heiligen Orte in Jerusalem.
- (5) Waffenstillstand und Ernennung eines türkischen Bevollmächtigten zur Unterhandlung mit Rußland unter Mitwirkung der Mächte und in einer von diesen zu bestimmenden neutralen Stadt.
- (6) Wiederholung der Zusicherungen der Mächte bei dem Vertrage vom 13. Juli 1841 über die Integrität der Türkei.
- (7) Versprechen der Pforte, ihre innere Verwaltung den Zeitverhältnissen und den Rechten ihrer Unterthanen angemessen zu ändern.

Diese Punkte entsprachen zwar keineswegs den ursprünglichen Forderungen Rußlands, enthielten aber auch Nichts, was der Aufnahme von neuen Verhandlungen entgegengestanden hätte. Das schärfere Auge konnte darin nur die Absicht der Diplomaten, zu laviren, erblicken. Dies Mittel galt natürlich bloß den Augen der Menge, es war ein Schauspiel, was man Anstands halber aufführte, um die schwache schwankende Regierung des Sultans über die wirklichen Absichten zu täuschen. Die Rollen in dem Drama waren bereits vertheilt und die bewegenden großen Factoren: die revolutionaire Propaganda, die persönlichen Pläne des Kaisers der Franzosen, und die englische Eifersucht auf Rußland, reichten einander die Hände zum Bündniß.

Der türkische Fanatismus wurde vorläufig zum Mittel bestimmt, die geheimen Zwecke zu verfolgen und den Sultan gefügig zu machen. Es war dringend nothwendig geworden, zu einem solchen eclat zu greifen.

Der Leser hat am Schluß des ersten Bandes und in den ersten Kapiteln des gegenwärtigen einen Einblick gethan in die Intriguen des Harems und deren Wirkung auf den Gang der türkischen Politik. Der Sultan, von Anfang an ein Gegner des Krieges und eben nur durch die Einwirkungen des englischen und französischen Gesandten hin und wieder zu einem entscheidenden Entschluß gezwungen, neigte sich offenbar im Geheimen zur Verständigung mit Rußland. Unter seinen Vertrauten war der alte Chosrew-Pascha, dieser in seinem Mannesalter einst so berühmte Intriguant. Um ihn schloß sich daher jetzt auch fester die Friedenspartei.

Reschid-Pascha, dieser Mann aller Fractionen, der französirte Türke und das gefügige Werkzeug der Machthaber im entscheidenden Augenblick, zugänglich allen Eindrücken und von keinem bestimmten Entschluß und Plan geleitet, hatte auf das energische Drängen des österreichischen Internuntius, Freiherrn von Bruck, nicht vermeiden können, den großen Rath zu versammeln, um über die mehrerwähnte Vorlage der Gesandten zu verhandeln. Es war dies am 17. geschehen, und die Kriegspartei, den Seraskier und den ältesten Schwager des Sultans, Mehemed Ali, an der Spitze, rechnete mit Sicherheit auf einen Beschluß, ähnlich dem am 26. September, welcher sich für die Kriegserklärung entschied.

Baron von Ölsner hatte jedoch seine Zeit nicht verloren.

Die Sitzung am 18. war stürmisch, und der Seraskier fand einen unerwarteten Widerstand in Chosrew und seinem Anhang.

„Man wirft mir vor, daß ich ein Russenfreund sei,“ rief der alte Veteran des Kabinetts und der Schlachten. „Wohl, ich bin für den Frieden. Aber wenn mein Bart nach russischem Pulver riecht, so duftet der Eure nach französischen Salben!“

Der Divan ging auseinander, ohne zu einem Entschluß gekommen zu sein. An diesem Abend warteten die Sultana und Nausika, die Odaliske des Sultans, die Tochter des Janos, vergebens auf das Erscheinen des Großherrn.

Es war bereits zehn Uhr Abends, also etwa vier Uhr nach türkischer Zeitrechnung, als vom goldnen Horn her ein großes Kaïk seinen Weg nach Tschiragan nahm und eine ziemliche Strecke weit über den Palast hinaus anlegte. Drei in kurdische Mäntel gehüllte Personen stiegen aus und schienen von einem Offizier der schwarzen Eunuchen des Sultans am Ufer erwartet zu sein, denn—ein solcher verbeugte sich alsbald tief vor ihnen und schritt dann vor ihnen her, den Höhen zu, die sich hinter dem Palais erheben und die Gärten desselben bilden, den einzelnen Wachen ein Loosungswort zuflüsternd, das sie ungehindert passiren ließ. Der Weg führt hinter Tschiragan auf Arnaudkoi zu terrassenartig steil in die Höhe, oft geht man zwischen Felswänden, oft zwischen 30 Fuß hohen Mauern, welche die Gärten des Sultans vor jedem fremden Blick schützen. Erst auf der Höhe kann der Blick sich frei und weit entfalten und umfaßt den untern Bosphorus bis rechts nach Skutari hin und links zum Thurm von Anatoli Hissar, dem asiatischen Schloß.

Auf der Höhe dieses Berggipfels steht ein in italienischem Styl gebautes, ziemlich großes elegantes Haus. Die Stürme des Pontus und die linden Zephyre des Südens umspielen seine Mauern, und die feurige Sonne des Orients brennt in seine Jalousieen und auf seine Balkone. Es liegt auf einer der schönsten Stellen von Gottes schöner Erde und ist die Wohnung zweier Deutschen, des Obergartendirectors des Sultans und seines Substituten, beides geborene Baiern. Auch die Posten der Gehilfen und Untergärtner sind meist von jungen Deutschen bekleidet.

Das Haus steht in einem gleichfalls von einer hohen Mauer umgebenen, aber möglichst nach europäischer Art eingerichteten Garten, der unmittelbar an den des Großherrn stößt. Eine gleiche Mauer, durch welche ein einziges schmales Pförtchen führt, zu welchem nur der Obergärtner und sein Stellvertreter den Schlüssel haben, trennt sie.

In dem Augenblick, wo wir die Vier hier hinauf begleiten, lag freilich nicht der Glanz hellen Sonnenscheins, des Frühlings oder Herbstes über jener herrlichen Aussicht, aber deshalb war sie nicht minder reizend im bleichen Lichtstrahl des Mondes, der ohnehin die Eigenschaft hat, die Farben aufzuzehren, und desto großartiger die Formation und Plastik in Licht und Schatten hervortreten zu lassen. Ein weißer Reif, auf den Felsenplateau's selbst eine dünne Schneedecke, lag über dem ganzen Bilde, und der schmale Wasserspiegel, nach Stambul hin sich öffnend, glänzte—wo er aus dem Schatten der Bergwände trat—gleich einem Silberband.

Doch war es nur Einer von der Gesellschaft, der diesem herrlichen Anblick einige Augenblicke widmete, der bereits mehrfach erwähnte deutsch-französische Baron, der sich auf der Höhe des Plateau's umwandte und, seine Gefährten weiter gehen lassend, die Augen über dies Eden der Nacht schweifen ließ. Dann folgte er ihnen rasch, denn die egoistischen Gedanken des Ehrgeizes, des Interesses und der Sorge in der eigenen Brust machen den Menschen gleichgültig für die Herrlichkeiten des Allmächtigen um ihn her. Der beste Beweis in der schneidend bitteren Weise Larochefaucalds, daß der Mensch alles Erschaffene für sich erschaffen glaubt.—Das Haus mit seinen Umgebungen war still und öde, am Zugang hatte ihnen der Obergärtner selbst das Thor geöffnet, wieder geschlossen und war dort zurückgeblieben. Der Eunuch führte sie quer über den Platz zu dem Pförtchen, das sich in die Gärten des Großherrn öffnete und klopfte in eigenthümlicher Weise an dasselbe. Sogleich wurde es geöffnet, sie traten ein und fanden sich dem Tschannador-Aga gegenüber, der sie mit einer schweigenden Verbeugung empfing und vor ihnen herschritt. Die Pforte wurde von dem Eunuchen wieder geschlossen und er lehnte sich, den Säbel ziehend, außen an dieselbe, um jede Annäherung zu verhindern.

Der Aga ging vor der schweigenden Gesellschaft durch die seltsamen gewundenen Gänge des Gartens her, und sie stiegen mehrere Terrassen hinab. Obschon der Winter die Vegetation erstarrt, die Bäume entblättert hatte, konnte man im hellen Lichte des Mondes doch die eigenthümliche Ausstattung und Einrichtung des Ortes um so mehr ersehen, als das sonst so belebende Grün in den türkischen Gärten eben nur Nebensache ist, und der Baron—der zum ersten Mal diesen sonst unzugänglichen Ort betrat—benutzte die Gelegenheit zum Umschauen. Auf dem natürlichen Felsen der Bergwand waren vielfach künstliche Felsgruppen in seltsamen phantastischen Formen angebracht, große Marmorbecken fingen in der bessern Jahreszeit Cascaden von Wasser auf, oder bildeten die bei den Türken so beliebten Springbrunnen. Pagoden und wunderliche in Arabesken und Schnörkel verlaufende Thiergruppen, bunt bemalt, standen überall. Wo der Wind den Reif und Schnee von den Gängen und Rabatten hinweggefegt, sah man diese mit bunten Steinen, Muscheln und Porzellan eingefast; zahlreiche Grotten, Kiosks, Tempel, chinesische Dächer und Pavillons in den barocksten Formen mit reicher Vergoldung und Malerei waren überall ziemlich ordnungs- und geschmacklos angebracht.

Nach einem der letztern von größerem Umfange wendete die Gesellschaft die Schritte. Zwei Tschannadors hielten die Wache am Eingang, durch welchen jetzt die Fremden das Innere betraten; ähnliche dunkle Gestalten bewegten sich

um das Gebäude. Sie befanden sich hier in einem erleuchteten und von Kohlenpfannen erwärmten Vorgemach, wo sie die Mäntel ablegten und sich der Stiefel entledigten, um nach türkischer Sitte die Füße mit weichen Pantoffeln zu bekleiden.

Die beiden Begleiter des Barons zeigten sich jetzt als zwei Moslems, der Eine ein Greis mit langem grauem Bart, listigen Augen und kühn hervorspringender Nase, der Andere als ein stattlicher Mann von einigen dreißig Jahren mit geistreichen und lebendigen Zügen.

Nach kurzer Zögerung für die Toilette der Eintretenden verschwand der Aga durch den Vorhang der gegenüber liegenden Thür, erschien dann auf's Neue und gab den Harrenden den Wink, sich zu nähern. Er selbst blieb im Vorgemach zurück.

Das Gemach, in das sie traten, füllte mit Ausnahme des kleinen Vorzimmers die ganze Rundung des Pavillons. Es war von einer Krystallkrone erleuchtet und gleichfalls von silbernen Kohlenbecken durchwärmt, aus denen zugleich der leichte Duft einer wohlriechenden Essenz durch das Gemach strömte. Die Jalousiefenster waren sorgfältig mit dicken turkomanischen Teppichen verhängt, damit kein Lichtstrahl nach außen dringen konnte. Rings um die Wände liefen Divans und gegenüber der Thür ruhte auf denselben die schlaffe Gestalt des Sultans, zu seinen Füßen ein stummer Mohrenknabe auf dem Boden knieend, der das Nargileh des Großherrn in Brand erhielt und mit seinen großen braunen Augen auf jeden Wink des Gebieters lauschte. Der Sultan und der stumme Knabe waren allein in dem Gemach.

Die Hände auf die Brust gekreuzt, nahten sich die beiden Türken dem Herrscher, warfen sich in einiger Entfernung vor ihm nieder und verharrten in dieser Stellung mit zu Boden gehefteten Augen. Der Baron machte eine tiefe Verneigung und blieb in gebeugter Haltung am Eingang stehen, bis der Großherr das erste Wort gesprochen. Dieser hatte sich halb aufgerichtet auf dem Divan, das kostbare Mundstück des Rohres zur Seite gelegt und streckte beide Hände nach dem Jüngsten der Knieenden. „*Khosch dscheldin*,⁽⁵⁻⁴¹⁾ mein Bruder Halil. Ich hoffe, Eure Laune und Eure Gesundheit sind gut und Ihr werdet es dem Großherrn, Eurem Schwager, nicht nachtragen, daß er Euch noch nicht öffentlich empfangen konnte, wie es Einem gebührt, der mit einer Tochter aus dem Hause Omar's das Lager theilt.“

Halil-Pascha, der jüngere Schwager des Sultans, durch die Intriguen des Seraskiers aus Constantinopel verbannt und von jeder Betheiligung an den Staatsgeschäften entfernt, war erst vor zwei Tagen auf eine Botschaft Chosrew's, denn dieser war sein Begleiter, nach Stambul heimlich zurückgekehrt. Er war als Russenfreund bekannt, früher längere Zeit am Hofe von St. Petersburg Gesandter gewesen und hatte dort viele Auszeichnungen genossen. Er gehörte mit Chosrew zu den entschiedensten Gegnern des Krieges, und dessen Beförderer hatten ihn daher auf alle Weise vom Sultan fern gehalten; dem schlaunen alten Großwessir war es aber dennoch gelungen, ihm diese heimliche Audienz zu verschaffen.

„Möge Dein Schatten lang sein, o Zuflucht der Welt, und die Sonne Deiner Gunst neu auf den Getreuesten Deiner Diener fallen,“ antwortete ehrerbietig der Pascha, indem er, ohne die Hände des Padischah zu berühren, den Zipfel seines Rockes an Stirn und Brust führte. „Meine Gesundheit ist gut und wird noch besser sein, wenn sie sich im Strahl Deiner Nähe sonnen kann. Du bist der Herr, Du befiehlst und unser Wille ist Nichts!“

„*Ne apalum*, was kann ich thun?“ sagte der Sultan. „Ich bin von Verräthern umgeben, die mich in diesen Krieg stürzen. Ich habe so Vieles anhören müssen, daß mein Kopf wirr ist. Wie befindet sich die Fatimé Sultana, meine Schwester?“

„Die Küsten Asiens erscheinen ihr schwarz, seit sie die Zenanah des Großherrs nicht mehr betreten darf.“

„Desto öfter hab ich den Teufel von Adilé dort,“ murrte der Sultan; „ich bin nicht Herr mehr in meinen eigenen Gemächern und diese Weiber lachen in meinen Bart. Sei willkommen, Wessir, Du bist einer der Getreuen meiner Mutter und kennst mein Herz. Nehmt Platz an meiner Seite, ich gestatte es Euch. Wer ist der Franke?“

„Schatten Gottes,“ sagte der alte Wessir, indem er mit seinem Begleiter Kissen vom Divan nahm, sie unfern des Sultans auf den Boden legte und darauf niederhockte, „erinnere Dich, daß Du mir erlaubt hast, ihn vor Dein Antlitz zu bringen. Es ist ein treuer Mann und ein Vornehmer in den Ländern der Franken. Er sehnte sich, Deinen Schatten zu küssen, und ich wollte, wir hätten vor acht Monden sein Anerbieten angenommen, das er vom Czar der Russen brachte.“

Der Sultan rieb sich verlegen die Stirn.

„Was meinst Du, Vater?“

„Erinnere sich Deine Majestät,“ sagte Halil, „daß es die Flotte von jener Festung Sebastopol war und 100,000 Mann guter Truppen, die uns der Czar zu Hilfe senden wollte, um die Dardanellen zu sperren.“

„Ich bin wie ein Ball zwischen zwei Händen,“ sagte der Sultan finster. „Ist der Padischah *bosch*, Nichts, daß er das Erbe seiner Familie nicht mehr selbst vertheidigen kann? Diese Franken machen uns zu Weibern, und sie haben gezittert vor dem Hauch meiner Väter!“

Die beiden Paschas schwiegen verlegen—sie wußten, wie recht der arme Sultan hatte.

„Lasset den Franken näher treten.“

Auf einen Wink Chosrew's näherte sich der Baron mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen. Der gewandte Abenteurer und Unterhändler war ein Mann von stattlicher Persönlichkeit und äußerst gewandtem Benehmen, was ihm überall einen guten Empfang sicherte. Obschon der türkischen Sprache ziemlich mächtig, redete er doch den Großherrs in französischer an, die der Sultan jedoch nur sehr mittelmäßig spricht. „Möge Euer Majestät geruhen, meine Huldigung und meinen Dank anzunehmen für die Erlaubniß, das Antlitz des Großherrs zu sehen. Möge Euer Majestät auch nachträglich meinen Dank empfangen für die Gnade, daß Sie aus der Hand eines Franken durch die Vermittelung meines Freundes Ali-Pascha ein demüthiges Geschenk seiner Ergebenheit nicht verschmähten.“

Der Sultan sah den in ehrerbietiger Haltung vor ihm Stehenden überrascht an.

„Sie sind willkommen, Herr,“ sagte er freundlich, „aber ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Euer Majestät wollen verzeihen, wenn ich sage, daß ich es war, welcher die Ehre hatte, eine Slavinn durch den Pascha von Brussa Eurer Majestät als Diennerin vor etwa Jahresfrist zu übersenden.“

Das Auge des Sultans funkelte.

„Wen meinen Sie, Herr? ihr Name?“

„Mariam, eine Mingrelinerin.“

Der Schlag war geradezu geführt; die Hand des Sultans zuckte unwillkürlich nach dem Herzen, dann ließ er sie kraftlos sinken und erwiederte traurig: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für das Geschenk—die arme Mariam liegt noch immer schwer danieder an einer ansteckenden Krankheit.“

„Mariam ist todt,“ sagte ernst der Baron.

Der Großherr beugte sein Haupt.

„Inshallah! Wie Gott will! So ist sie also dennoch gestorben an den schwarzen Blattern. Es thut meinem Herzen weh, diese Kunde von Ihnen zu bekommen, wo Sie dieselbe auch her wissen mögen.“

Er wandte das Gesicht nach Mekka und begann ein leises Gebet zu murmeln. „Verzeihen Euer Majestät, daß ich Ihre Andacht unterbreche, aber Mariam die Mingrelinerin ist nicht an den Blattern gestorben, denn sie hat die Krankheit nie gehabt.“

Der Sultan sah ihn groß und fragend an.

„Mariam,“ fuhr ruhig und langsam der Baron fort, „ist in der Nacht zum 10. November im Serail zu Stambul grausam durch die Martern der Folter ermordet worden. Ihr letztes Wort war der Name Eurer Majestät.“

Der Beherrscher der Moslems fuhr mit einem Sprunge gleich dem verwundeten Löwen in die Höhe. Er vergaß aller Etikette des türkischen Hofes so weit, daß er—der nur von den höchsten und vertrautesten Dienern des Harems angerührt werden darf—mit beiden Händen den Arm des Fremden erfaßte.

„*Dschaur!* bei dem Propheten, Du lügst!“

Der Wessir und Halil waren ruhig sitzen geblieben—Beide waren auf die Scene vorbereitet.

„Möge die Zuflucht der Welt ihrem Slaven das Wort gestatten,“ sagte der Schwager des Großherrn; „der *Dschaur* ist ein vornehmer Mann in seinem Lande und sein Mund redet keinen *Koth*, sondern die Wahrheit.“

Der unglückliche betrogene Großherr sank auf die Kissen zurück und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Wer? wer?“ stammelte er kaum hörbar.

„Die Bujuk-Sultana⁽⁵⁻⁴²⁾ und meine Schwägerin, Adilé Sultana,“ sagte Halil-Pascha, „haben der That beigewohnt. Sie ließen die Odaliske martern, um für ihre Freunde, die Inglis und Franzosen, Geheimnisse des Großherrn zu erpressen. Unser guter Freund Fuad Effendi, den der Ministerrath vor acht Tagen als Bevollmächtigten zum Sirdar, seinem Genossen, an die Donau geschickt hat, leitete die Marter. Ich habe gesprochen—auf mein Haupt komme es.“

Abdul Meschid schaute wild—mit funkelnden Augen umher, und sie fielen auf den greisen Chosrew.

„Du bist der Todfeind Fuad’s und der Sultana,“ sagte er hastig zu Halil, „ich kann Dir nicht glauben! Rede Du, Chosrew, der Lehrer und Schützer meiner Jugend!“

„Halil und der *Dschaur* reden die Wahrheit. Das Weib Deines Herzens ist gemordet worden, aber sie hat standhaft geschwiegen und sich der Zuneigung des Großherrn würdig gezeigt.“

Der Sultan erhob sich; seine Augen flammten, wie einst die seines Erzeugers, das bleiche Gesicht röthete sich dunkel.

„Beim Barte Mahmud’s, meines großen Vaters, ich will nicht umsonst Hun-kar der Bluttrinker heißen, denn sie soll gerächt werden an meinem eigenen Blut! Hinaus, Knabe, und rufe den Aga.“

Der greise Wessir war aufgesprungen und hatte sich dem wüthenden Herrn in den Weg geworfen.

„Halt ein, Padischah! Um des Propheten willen, bedenke, was Du thust und höre den Rath Deiner Freunde!“

Der Großherr faßte die Hände der Beiden.

„Ich weiß es, Ihr seid dem Sohne Mahmud's treu und ich darf auf Euch zählen. Sie sollen sterben, sterben alle Drei, die diese That an meinem Herzen vollbracht haben, das sie liebte. Ein Mal hab ich es bezwungen, als die Hand meines Vaters grausam auf mir lag; jetzt bin ich der Herr und wehe den Schuldigen!“

Er war außer sich, und selbst der intriguenvolle, nur seinen Interessen folgende Abenteurer sah mit aufrichtigem Bedauern auf den jungen Monarchen, der, der Herr von Millionen, der Herrscher in drei Welttheilen, mit all' seiner Macht nicht vermocht hatte, ein schwaches Weib zu schützen, das er liebte.

Der Aga war in das Gemach getreten und stand harrend am Eingang, während der Greis und Halil-Pascha den Sultan zum Divan zurückführten und ihn auf die Kissen nöthigten. Auf den Wink Halil's war Théifur-Aga, der Chef der schwarzen Eunuchen, näher gekommen. Die Verbündeten wußten, daß er ein bitterer Feind und Neider des Kiskar-Aga war und zu ihrer Partei gehörte.

„Höre mich an, o Schatten Gottes,“ sagte der greise Staatsmann. „Wir Alle fühlen, daß Deiner Macht und Deiner Seele ein Wehe geschehen, aber was gethan ist, ist gethan und läßt sich nicht ändern. Unsere Feinde sind mächtig und wir müssen mit ihnen kämpfen mit der Klugheit der Schlange, denn diese Franken haben die Überhand.“

„Aber der Padischah ist der Herr,“ warf Halil giftig ein. „Soll er sich in den Bart lachen lassen von seinen Knechten?“

„Hört mich wohl an,“ sagte bedächtig der Greis, „und laßt mein Wort nicht in den Wind fallen. Die Partei des Seraskiers im Ministerrath ist stark und wir müssen sie schwächen, ehe wir den Streich auf das Haupt aller unserer Feinde können fallen lassen. Der Scheik ul Islam hat sich für den Krieg erklärt und die Hälfte der Diener des Palastes hängen Mehemed Ali an, und leicht würde er das Volk zu den Waffen rufen können. Aber das Volk ist jetzt auch erbittert auf Mahmud, den Kapudan Pascha, seinen Schützling, und sagt, daß die Vernichtung unserer Flotte seine Schuld sei. Ihn kann der Großherr ohne Gefahr entfernen.“

„Er falle!“ sagte der Sultan. „Wer soll an seine Stelle kommen?“

„Möge die Sonne Deiner Gnade Riza-Pascha bescheinen.“

„So sei es. Fertigt den Ferman aus, daß ich unterzeichne.“

Der schlaue Chosrew zog ein Papier aus seinem Busen, das bereits die Entlassung des Großadmirals enthielt und in das nur noch der Name seines Nachfolgers eingezeichnet zu werden brauchte. Er nahm das Schreibzeug von seinem Gürtel und der Sultan unterzeichnete hastig seinen Namenszug.

„Es ist nicht möglich, die künftige Sultana Valide zu strafen oder eine Tochter aus Mahmud's Blut um einer mingrelischen Scлавin willen. Es würde einen Aufstand im Palast erregen. Der Kiskar-Aga ist ihr geheimer Freund, aber wenn Théifur-Aga an seine Stelle kommt, wird er die Weiber im Zaume halten und kann die Sultana zum Burnu-Seraï führen und Deiner Schwester den Eintritt in den Harem weigern. Er wird das Paradies des Großherrn von ihren Geschöpfen säubern.“

Das breite Gesicht des Mohren glänzte vor freudiger Erwartung, denn der Posten des Kiskar-Aga steht dem Range nach zunächst am Großwessir und ist durch seine Stellung einer der einflußreichsten.

Der Sultan bedachte sich einige Augenblicke, dann zog er rasch den Siegelring vom Finger und reichte ihn dem Eunuchen.

„Du bist der Kislar-Aga und mögest treuer als Dein Vorgänger meine Befehle erfüllen.“

Der Schwarze warf sich aus den Boden und berührte drei Mal mit der Stirn die Erde. Dann erhob er sich freudestrahlend und blickte auf Chosrew.

„Wenn es dem Padischah gefällt,“ sagte dieser, „so möge die Veränderung im Palast bis morgen früh verborgen bleiben und erst zur Stunde der Divansitzung laut werden, damit wir unsere Feinde auch auf allen Seiten überraschen. Die Artillerie, welche die Brennibors⁽⁵⁻⁴³⁾ gebildet haben, ist treu und möge die Wachen beziehen. Sie liebt weder den Seraskier, noch Mehemed Ruschdi, den Commandeur der Garden.“

Der Sultan schüttelte das Haupt—in der Türkei das Zeichen der Bejahung.

„Es ist nothwendig, daß wir im Ministerrath mindestens eine gleiche Stimmenzahl auf unserer Seite haben,“ fuhr der Greis fort. „Wenn der Schatten Gottes die Verbannung aufheben und den Gatten seiner Schwester wieder in den Rath berufen will als Beistand, würde unsere Stärke wachsen.“

Er reichte dem Sultan einen zweiten, gleichfalls bereit gehaltenen Ferman und Abdul-Medjid unterzeichnete; Halil küßte den Zipfel seines Rockes.

Der Großherr blickte sie jetzt Alle der Reihe nach finster an.

„*Mashallah*,“ sagte er mit erzwungener Energie, „ich habe jetzt allen Euren Willen gethan, nun will ich den meinen und Rache für Mariam haben. Die Sclaven sollen sterben, welche die Hände an ihren Leib gelegt haben, und das Weib, das man mir für sie gegeben, beleidige nicht länger meine Augen.“

Die Werkzeuge sollten für die Schuld der Hohen büßen—türkische Gerechtigkeit, die sich oft genug im civilisirten Europa wiederholt.

Der alte Chosrew machte das Zeichen der Zustimmung.

„*Pek äji!* es kann ohne Gefahr geschehen und sie mögen sterben. Wofür ist Théifur-Aga da? Er möge seine Ohren aufthun und kein Esel sein. Ist es dem Großherrschaft jetzt genehm, zu hören, was dieser Franke von unseren Freunden, den Russen, zu sagen hat?“

Der Sultan, von der vorhergegangenen Aufregung erschöpft, war auf dem Divan wieder in seine frühere apathische Haltung gesunken; die Röthe des Schmerzes und Zorns hatte der gewöhnlichen krankhaften Blässe Platz gemacht und er bejahte stumm, indem er dem Knaben winkte, ihm das Rohr des Nargilehs wieder zu reichen, und dem Baron, auf dem Divan Platz zu nehmen.

„Euer Majestät,“ sagte dieser, „sind in einer schlimmen Lage, indem Sie sich von Ihrem natürlichen Freund und Verbündeten, dem Czaren, abgewandt haben. Ihre Armee ist an der Donau zurückgedrängt und in Asien besiegt; in Serbien, Montenegro und Griechenland drängt das Volk zur Ergreifung der Waffen gegen das Reich Eurer Majestät. Persien rüstet zum Kriege. Die Flotte ist zur Hälfte vernichtet, die Finanzen des Staates sind so erschöpft, daß ohne eine schwer zu realisirende Anleihe die nöthigsten Bedürfnisse nicht zu bestreiten sind und das Heer zum Theil seit vierzehn Monaten keinen Sold erhalten hat. Die griechische Bevölkerung in Anatolien, Rumelien und auf den Inseln ist zum offenen Aufruhr geneigt, selbst die türkische Einwohnerschaft ist schwierig, man hat den Fanatismus aufgeregt und erhöht auf diese Weise die gegenseitige Feindschaft.“

„*Inshallah*,“ sagte der Großherr, „was können wir thun? wir sind nicht schuld an dem Unheil.“

„Euer Majestät möge dem Czaren, Ihrem wahren Freunde, vertrauen. Der Divan und der Ministerrath mögen sich morgen bereit erklären, auf die Friedensverhandlungen einzugehen, welche die vier Mächte vorgeschlagen haben, und man wird den Engländern und Franzosen damit den Vorwand nehmen, sich weiter einzumischen. Was haben sie bis jetzt gethan, als ihre Flotten hierher gesandt, die Constantinopel bedrohen, ohne nur eine Kanone zum Schutz der Türkei gelöst zu haben? Ich bitte Euer Majestät, zu bedenken, daß wenn die Türkei sich Frankreich und England übergiebt, ihre Selbstständigkeit auf's Höchste gefährdet ist; daß sie französische und englische Schutztruppen kaum je wieder los werden wird, welches auch der Erfolg des Krieges sei; daß die Kosten eines solchen das Land vollends ruiniren und wahrscheinlich einiger seiner besten Provinzen berauben werden; denn Österreich wird auch seinen Antheil verlangen und England ist schon längst nach Candia, Cypern und Unter-Egypten lüstern.“

Er machte eine Pause—der Sultan—der Beherrscher eines Gebiets von mehr als 30,000 Quadratmeilen—hatte ihm finster zugehört, denn er kannte die Wahrheit dessen, was der Unterhändler ihm aufzählte, und gedachte traurig der Macht seiner Väter, vor denen Europa noch vor 150 Jahren gezittert hatte. Aber mit der, den Orientalen in diplomatischen Verhandlungen eigenthümlichen Schlaueit und Zähigkeit sagte er:

„Die Inglis und Franzosen haben von mir noch Nichts gefordert und erklären, mein gutes Recht unterstützen zu wollen. Mein Bruder der Czar aber hat gegen alle Verträge zwei meiner Provinzen genommen und mich gezwungen, den Krieg zu erklären. Es ist nicht das erste Mal, daß ein russisches Heer mein Reich bedroht.“

Der Baron war zu gewandt, um den schlagenden Streich nicht zu pariren.

„Euer Majestät wollen sich erinnern,“ sagte er, „daß der Czar sich durch die Minister der Pforte beleidigt glaubt und die Donau-Fürstenthümer nur als Pfand für die Erfüllung alter Verträge in Besitz genommen hat. Er wird sich nicht weigern, sie bei einem neuen und festen Bündniß sogleich herauszugeben. Euer Majestät werden zugeben, daß Rußland das natürliche und erste Anrecht auf die Bundesgenossenschaft der Türkei hat und daß es in letzter Zeit am Hofe von Stambul durch die englische und französische Partei sehr verdrängt und benachtheiligt worden ist. Euer Majestät wollen ferner sich erinnern, daß der Kaiser Nicolaus sich nie als Eroberer gezeigt und im Frieden von Adrianopel sofort alle Eroberungen herausgegeben, ja die stipulirten Kriegskosten erlassen hat;—er warf bei diesen Worten einen scharfen Blick auf Chosrew, dessen großes Vermögen von jener Zeit datirt;—„daß der Kaiser ferner in dem Kriege gegen Mehemed Ali und Ibrahim-Pascha sich als uneigennütziger Verbündeter zeigte, gegen dasselbe Egypten, dessen Horden Euer Majestät jetzt gegen Rußland senden.“

Es entstand eine längere Pause. Chosrew, dessen schwache und empfindliche Seite die Erinnerung an Ibrahim-Pascha war, der ihn wiederholt besiegt hatte, brachte geschickt das Gespräch in eine andere Phase.

„*Allah bilir*, es ist ein Unglück, daß die Franken ihre Schiffe vor unsere Stadt gelegt haben, sonst könnte Alles gut gemacht werden. Was befiehlt der Padschah?“

Der Großherr blickte ärgerlich auf den alten Intriguanten.

„Ich erwarte Rath von meinen Wessiren.“

„Wenn es dem Vater aller Herrscher gefällt,“ meinte Halil, „so habe ich zahlreiche Freunde im Divan, und einige Beutel werden das Übrige thun, daß man morgen für die Friedensverhandlungen stimmt.“

„Vielleicht hat unser fränkischer Freund einen weiteren Vorschlag,“ meinte der greise Großwessir mit einem listigen Augenzwinkern zum Baron.

„Ich glaube, Euer Majestät die nöthigen Vorschläge machen zu können, sobald Allerhöchstdieselben ernstlich zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit Rußland entschlossen sind. Der Kaiser stellt noch immer seine Flotte und eine Armee von 100,000 Mann zum Schutz der Dardanellen zur Verfügung.“

„Aber wie wäre das auszuführen?“

„Durch die Anknüpfung der Friedensverhandlungen würden die Westmächte jedenfalls verhindert werden, Landtruppen in den Orient zu senden. Eine Scheindiversion russischer Schiffe auf die anatolische Küste könnte Gelegenheit geben, die verbündeten Flotten in's Schwarze Meer zu locken, wo sie sich bei der jetzigen Jahreszeit unmöglich zusammen halten können. Rußland ist bereit, sofort nach dem Abschluß des geheimen Traktats die Fürstenthümer zu räumen, und wird seine Truppen an der Donaumündung und in Odessa concentriren, von wo sie leicht nach Varna oder Burgas gebracht werden können. Wenn nach der Bereitschaftserklärung zu Friedensverhandlungen die Flotten nicht sofort aus dem Bosphorus und den Dardanellen entfernt werden, wird Rußland die Forderung stellen, eine Anzahl von Kriegsschiffen gleichfalls hier stationiren zu dürfen. Entweder sind dann die Flotten der Westmächte in dem Schwarzen Meere abgesperrt und in unserer Hand ein Unterpfang, oder die russische Flotte in Verbindung mit der türkischen und egyptischen und den Kastells der Ufer wird vollkommen genügen, jene im Zaum zu halten oder zu vertreiben. Euer Majestät Truppen und drei russische Armeecorps, die der Czar zur Disposition stellt, werden hinreichen, die Küsten von Rumelien zu sichern.“

Der kühne gewaltige Plan—der so leicht beim Beginn des Kampfes auszuführen gewesen wäre und dem Schicksal Europa's eine andere Gestalt gegeben hätte, wenn Kaiser Nicolaus mehr auf die rasche That als auf seinen politischen Einfluß vertraut hätte—erschreckte den bleichen Großherrscher und seine Augen schweiften verlegen und ängstlich zu Chosrew und seinen Schwager. Der Letztere legte beistimmend die Hand auf das Herz, während der greise Diplomat den flehenden Blick seines Herrn und Schülers nicht zu bemerken schien und anscheinend kein Auge von dem Unterhändler wandte.

„*Adschaid!* Wunderbar!“ sagte endlich der Sultan. „Ich weiß nicht, was ich thun soll, und bin wie ein Mann zwischen zwei Schwertern. Wenn ich Dir auch Gehör geben wollte, o Franke—wie würden wir uns ausreden können vor der Macht der Ungläubigen, ehe die Hilfe des Czars in der Nähe ist, um uns vor ihrem Zorne zu sichern?“

Chosrew erhob ruhig das Haupt; der alte in tausend Schlangenlisten bewanderte Diplomat hatte das Mittel längst vorbedacht.

„Wir werden einen Aufruhr in der Stadt erregen,“ sagte er gelassen. „Der Rajah-pöbel von Stambul wird eine Revolution machen und wir werden sagen können, daß uns die Christen gezwungen haben zu dem Bündniß mit Rußland.“

Der Sultan überlegte—die türkische Geschichte bietet so viele ähnlicher Scenen und Intriguen, daß ihm der Plan keineswegs so unausführbar vorkommen konnte. „Es ist unser Kismet,“ sagte er endlich. „Wird Alles bereit sein und werde ich sicher bleiben, oder muß ich mich auf eines meiner Schlösser in Anatolien begeben?“

„Euer Majestät werden ganz sicher sein unterm Schutz der Artillerie. Auf mein Haupt komme es. Morgen Mittag ist der Frieden gesichert und am nächsten Tage wird der Padischah den Fuß auf den Nacken seiner Feinde setzen.“

„Ich willige ein,“ sagte der Großherr und gab ermüdet und abgesspannt das Zeichen der Entlassung.

Die drei Verbündeten verabschiedeten sich unter den gebotenen Ceremonien und wurden vom neuen Kislar-Aga wieder bis an die Pforte der Gartenmauer zurückbegleitet. Während Halil und der Baron bereits den Garten verlassen, verweilte der greise Chosrew noch einige Augenblicke bei dem neuen, durch seine Intriguen eingesetzten Würdenträger.

„Höre, Freund Théifur-Aga,“ sagte er mit einschmeichelnder Freundlichkeit, „Du wirst die griechische Sclavin morgen aus dem Harem entfernen?“

„Der Padischah hat befohlen. Sie mag das Wasser des Bosphorus trinken.“

„Ein Weib ist sicher ein großes Übel,“ meinte der Pascha; „aber warum sie tödten, wenn sie noch jung ist? Der Padischah hat es nicht ausdrücklich bestimmt und ich will Dir einen Ausweg sagen. *Bana bak!* Das Mädchen soll schön sein—gieb sie mir, Deinem Diener, für seinen Harem—sie wird verschwinden für immer.“

Der Eunuch schielte ihn von der Seite an. Er wußte sehr gut, daß es um den Harem des geizigen alten Intriguanten sehr jämmerlich bestellt war und er das Mädchen nur aus Habsucht verlangte, um sie mit möglichstem Vortheil zu verkaufen; aber er wagte nicht, nach dem Dienst, den Jener ihm so eben geleistet, die Bitte abzuschlagen und antwortete daher:

„*Pek äji*, sehr wohl; Du redest Weisheit. Das Boot mit dem Weibe wird morgen Abend um die fünfte Stunde⁽⁵⁻⁴⁴⁾ mit den Stummen des Harems gegenüber der Moschee von Auni-Effendi Deines Boten harren. Er möge drei Mal den Namen Allah's nennen und man wird sie ihm übergeben. Behalte mich in Deiner Gunst, o Pascha.“

Die Beiden schieden, und während bald darauf das Boot seinen Rückweg nach Stambul nahm und Halil mit dem Franken leise und eifrig über die Vorbereitungen für den nächsten Tag verkehrte, berechnete der alte Geizhals bereits den Gewinn, den er aus dem Verkauf der griechischen Tänzerin zu ziehen gedachte.

Die Berathung, welche am Montag, dem 19., im Divan, im Gebäude der Hohen Pforte, gehalten wurde, war eine überaus stürmische und der Schlag, welcher der Kriegspartei durch die Verkündung der Absetzung Mahmud-Pascha's, des Großadmirals und die Ernennung Halil's—der früher bereits zwei Mal Marine- und Kriegsminister gewesen war—zum Minister ohne Portefeuille mit Stimme im Conseil, beigebracht wurde, ein ganz unerwarteter. Die alttürkische Partei des Seraskiers und des Scheich ul Islam war damit ihres Übergewichts beraubt und in ihrem Einfluß hart bedroht.

Durch die Bemühungen der Freunde der Großwessirs, Chosrew's und Halil's, zeigte sich im Divan eine Majorität für die Friedensunterhandlungen. Nur mit Mühe vermochten Mehemed Ali und seine Freunde durchzusetzen, daß der Endbeschluß bis zum nächsten Tage verschoben blieb. Sämtliche Minister sollten dem Rathe beiwohnen.

Es lag eine schwüle Stille über der großen Stadt und Jedermann fühlte das Nahen einer bedeutenden Krisis. Die Berathung des Divan hatte an beiden Tagen volle fünf Stunden gedauert und erst am Nachmittag geendet. Eine Audienz, die der Seraskier bei dem Sultan, seinem Schwager, verlangte, wurde abgelehnt unter dem Vorwande eines Unwohlseins. Der Großherr hatte sich in die

inneren Gemächer seines Selamlık zurückgezogen. Die Ernennung des neuen Kıslar-Aga und die Verweisung des früheren nach Brussa war erst am Nachmittage bekannt geworden und hatte den ganzen Harem in Bestürzung gesetzt. Auf die eilige Botschaft der Sultana war die Schwester des Sultans nach Tschiragan gekommen, aber der Großherr weigerte sich, den Harem zu betreten und sie mußte vor Zorn und Furcht bebend den Palast wieder verlassen und hatte noch den Ärger, dem Kaık des Großwessirs Mustapha und Halil's, ihres Schwagers, zu beegnen und Beide in Tschiragan empfangen zu sehen.

Wie der politische Himmel, so begann sich auch der wirkliche zu trüben und schwere Wolkenmassen lagerten am Abend über dem ganzen Horizont. Der Gang unserer Erzählung führt uns an verschiedene Stellen und wir müssen eilen, ihn bei einem Manne wieder aufzunehmen, der seit dem Tage von Sinope die drückende Last schwerer Gefangenschaft getragen hatte, vermehrt durch das Bewußtsein, dem Todfeinde gerade in der Stunde der Rache erlegen zu sein.

Gregor Caraiskakis, der einzige Gefangene, der bis jetzt auf dem Meere in die Hände der Türken gefallen, hatte auf der eiligen Überfahrt der Dampffregatte TAİF alle Schmach und alle Leiden zu dulden gehabt, welche die Erbitterung der Moslems über ihre Niederlage auf ihn häufte. Selbst die Bemühungen des englischen Baronets vermochten nicht, ihn vor der schimpflichen Last schwerer Ketten und roher Mißhandlungen zu schützen, und nur der Wunsch, einen Gefangenen den Machthabern in Constantinopel vorzuführen und ihm vielleicht wichtige Nachrichten zu erpressen, veranlaßte den Capitain des Schiffes, wenigstens sein Leben zu schützen.

Bei der Ankunft im Bosphorus hatte der türkische Befehlshaber seine Hiobspost sogleich an den Großadmiral überbracht und dabei zwar des Gefangenen erwähnt, der Schrecken über die Unglückskunde war jedoch so groß, daß man eines einzelnen Gefangenen wenig achtete, um so weniger, als es nur ein Grieche war und der Capitain einfach die Anweisung erhielt, ihn vorläufig auf seinem Schiffe zu bewahren. So lag denn Caraiskakis seit beinahe drei Wochen vergessen und nur von dem Hasse der türkischen Schiffsmannschaft im Gedächtniß behalten, in dem unteren Deck der Fregatte, die am Schloß von Asien ankerte. Die Leiden seiner Gefangenschaft verdoppelten die wiederholten Besuche des Briten, dessen Bemühungen, ihn als seinen persönlichen Gefangenen zu behandeln und in die Haft der englischen Gesandtschaft zu bringen, zwar an der Hartnäckigkeit der Türken gescheitert waren, der aber fast einen um den andern Tag erschien, um ihn mit dem Antrage, ja, mit Bitten zu bestürmen, ihm das Kind herauszugeben, für das er eine eigensinnige Liebe gefaßt zu haben schien. Aber vergebens—der Sohn des Helden vom Pyräus antwortete auf das Anerbieten der Befreiung und des britischen Schutzes nur mit verächtlichem Schweigen oder dem Ausdruck des tödtlichen Hasses.

Im Stillen aber war der Grieche nicht unthätig gewesen. Unter den Seesoldaten, die den Schiffsdienst verrichteten und in seinem Deck häufig Geschäfte hatten, war ihm ein junger Mann aufgefallen, der ihn häufig mit Theilnahme betrachtete. Eine Anrede bei günstiger Gelegenheit, als sie allein waren, überzeugte ihn, daß er einen von den Türken zum Schiffsdienste gepreßten Griechen vor sich habe und er bewog ihn leicht, einen mit Bleistift geschriebenen Zettel bei seinem nächsten Urlaub an's Land zu bestellen.

Der Brief war an den Baron Ölsner von Montmarquet und enthielt die Nachricht seiner Gefangenschaft.

Am Nachmittag des 19. war der Baronet wiederum auf dem Taif erschienen und hatte den Gefangenen bestürmt, ihm eine schriftliche Vollmacht zur Aushändigung des Kindes auszustellen, da er jetzt nach England zurückzukehren beabsichtigte. Er versprach, das Kind zu adoptiren, die Heirath mit Diona anzuerkennen und den Knaben zum Erben seines Namens und seines Vermögens zu machen.

Caraiskakis schaute ihn finster an.

„Wenn Sie mir die Schätze der vereinigten Königreiche böten,“ sagte er mit Hohn, „und den Sohn Diona’s—die Sie feig verläugnet haben—zum ersten Edelmann des mächtigen Englands machen könnten, würden Sie den Knaben doch nicht erhalten, so lange es von mir abhängt. Seine Spur will ich Ihren Augen verwischen und nie soll er den Namen seines Vaters hören, sondern ein Grieche werden mit jeder Faser seines Lebens, der nur Haß athmet gegen das falsche Land seines Erzeugers!“

Der ganze Trotz und Hochmuth des Briten schwoh empor bei dieser Antwort.

„So habe, was Du willst und beklage Dich nicht über Dein Geschick. Der Kapudana hat bereits darüber bestimmt und mit dem nächsten Schiffe gehst Du auf die Galeeren nach Creta. Ich aber schwöre Dir, Wahnsinniger, daß ich nicht ruhen und rasten will, bis ich mein Kind gewonnen, und Edward Maubridge wird dies Land nicht verlassen, bevor er seinen Zweck erreicht hat, so wahr er ein Brite ist!“

Caraiskakis lächelte verächtlich—so schieden sie.

Die Vorgänge des Tages hatten anders auch über das Geschick des Griechen entschieden. Es war am Abend gegen die zehnte Stunde, als von Tophana her ein Boot an die Seite der Fregatte TAIF schoß und ein Mann in der Kleidung eines türkischen Offiziers auf den Anruf der Wache „Befehl des Großadmirals“ antwortete und an der Schiffswand emporstieg. Auf dem Deck fragte er nach dem Capitain und händigte diesem eine versiegelte Depesche ein. Es war die Ordre des neuen Kapudan Riza-Pascha, den bei Sinope gefangenen Griechen dem Überbringer Angesichts des Schreibens zu überliefern.

Baron Ölsner hatte die erste Gelegenheit benutzt, den Verbündeten zu retten. Caraiskakis wurde sofort aus dem Raum geholt und dem Boten übergeben, indem seine bisherigen Wächter und er selbst nicht anders glaubten, als daß er in ein anderes Gefängniß am Lande gebracht oder verhört werden solle.

Von seinen Fesseln befreit, statt deren ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden wurden, stieg Gregor in das Boot, der Offizier setzte sich neben ihn und die schwarze Wand der Fregatte war bald hinter ihnen im Dunkel verschwunden. Nach einigen Minuten, während das Boot im Schatten der asiatischen Ufer hinlief und die zwei Ruderer scharf zu arbeiten hatten, um es bei dem heftigen Winde und den hochgehenden Wellen im Strom zu halten, schnitt der Offizier die Stricke von den Armen des Gefangenen und sagte auf griechisch zu ihm:

„Ich bin ein Bote des Signor Ölsner und habe Ihnen mitzutheilen, daß Sie frei sind. Die Ordre zu Ihrer Überführung zur Stadt war eine der ersten, die der neue Großadmiral unterzeichnete, und sobald der Signor Baron sie in Händen hatte, war es ein Leichtes, Sie zu befreien. Ich begrüße in Ihnen meinen Landsmann, denn diese Kleidung ist natürlich nur angenommen, um den türkischen Capitain zu täuschen. Der Baron hat in dieser Nacht wichtige und viele Geschäfte und er hat mir daher aufgetragen, Sie in ein sicheres Versteck im Fana-rioten-Quartier zu bringen.“

Caraiskakis dankte dem Landsmann, der sich Geurgios nannte, und hörte von diesem die wichtigen Neuigkeiten des Tages.

Sie waren jetzt dem Sommerpalaste von Beschiktasch gegenüber gekommen und wandten sich nun quer über den Meeresstrom zum Grabmal Hayraddins und der Moschee von Auni-Effendi, um auf der europäischen Seite des Bosphorus die Fahrt zum goldenen Horn fortzusetzen, als aus dem Schatten des Ufers von Tschiragan ein großer schwarzer Kaïk, von sechs weißgekleideten Ruderern getrieben, hervorschoß. Geurgios gebot sofort den Seinen, zu halten, um den fremden Kahn vorbeifahren zu lassen und flüsterte dem Griechen zu:

„Die Eunuchen des Harems—bei Ihrem Leben, keinen Laut, Freund, was Sie auch sehen mögen!“

Zu seiner Verwunderung jedoch kam der Kahn, statt weiter hinaus in den Bosphorus zu fahren, gerade auf sie zu und hielt in kurzer Entfernung von ihrem Bord. Im Hintertheil des fremden Kaïks stand ein bewaffneter Eunuch.

„Eure Loosung?“ fragte der Schwarze.

Der Grieche zauderte einen Augenblick, dann, glaubend, daß der Frager wissen wolle, ob er einen Ungläubigen vor sich habe, antwortete er rasch mit den Worten des türkischen Gebets: „*Allah la illaha illallah.*“ Sogleich gab der Schwarze ein Zeichen und das dunkle Fahrzeug schoß an die Seite ihres Kahns. Schon glaubten die Griechen sich verloren, denn die berüchtigten Haremswächter machen wenig Umstände mit den zufälligen Zeugen ihres geheimnißvollen Treibens, und die Hand des Geurgios faßte nach den Terzerolen in seiner Brusttasche—aber zu ihrer Verwunderung begrüßte sie der Offizier der Eunuchen mit einem kurzen „*Khosch dscheldin!*—Nehmt!“—zwei der bewaffneten Ruderer hoben vom Boden des Kaïk einen großen ungestalteten Gegenstand, gleich einem Sack, und warfen ihn achtlos in den Nachen der Griechen, daß dieser von dem Stoß schwankte und umzuschlagen drohte; im nächsten Augenblick schoß das Haremsboot vorwärts an ihnen vorüber, wandte und kehrte zu dem Ufer zurück.

Die beiden Griechen und auch die Ruderer—die mit den Geheimnissen Stambuls sehr wohl vertraut schienen—athmeten frei auf, als sie auf so schnelle Weise der Gefahr wieder entgangen waren, und die Ruder senkten sich mit doppelter Eile in die dunklen Wogen, daß der leichte Kahn gleich einem Pfeil dahin flog und bald in die ruhigeren Gewässer des Horns einbog.

Noch hatte keiner der Männer die seltsame Last, die ihnen so unverhofft geworden war, zu untersuchen sich Zeit genommen, und nur die convulsivischen Bewegungen der Hülle und ein leises unterdrücktes Ächzen und Stöhnen bewies ihnen, daß ein lebendes Wesen darin verborgen war. Erst als sie die zweite Brücke passirt hatten und am Ufer des Fanarioten-Quartiers hinfuhren, deutete Geurgios auf den Sack und fragte:

„Was machen wir damit? werfen wir die Last in das Horn? Hier sind wir sicher vor Spähern.“

Aber Gregor faßte abwehrend seinen Arm.

„Um der Heiligen willen, laßt uns nicht unmenschlicher handeln, als diese Moslems. Es scheint ein Weib in dem Sack zu sein und wir wollen die Unglückliche retten.“

„Bah, irgend eine alte Hexe, die im Harem gekeift und sich unnütz gemacht hat! Aber wie Ihr wollt—bei Sanct Demeter, Ihr mögt das Geschenk der schwarzen Burschen dafür zu eigen nehmen und Euch mit der Last beladen.“

Unweit der Kirche von St. Basil, zwischen dem Balat-Kapussi (Palastthor) und dem Haivan-Seraï-Kapussi—dem Thor der Menagerie—von dem benach-

barten Amphitheater so genannt, wo die Kämpfe der wilden Thiere stattzufinden pflegten—und berühmt als die Stelle, wo im letzten Heldenkampfe gegen die Osmanlis und Genuesen Daralla und der Großherzog Notaris fochten—landete das Boot unter einem überhängenden Kaïkschuppen, und Geurgios geleitete den Befreiten durch den Ausgang, der am Ende desselben hinauf in ein ziemlich großes griechisches Haus führte, wohin die beiden Ruderer auf seinen Befehl das geheimnißvolle Bündel ihnen nachtrugen. Man schien sie erwartet zu haben, denn auf der Veranda waren, trotz des stürmischen kalten Wetters, mehrere Männer versammelt, und in dem oberen wohlbeleuchteten Gemach, wohin man Caraiskakis führte, brannten wärmende Kohlenpfannen und ein Tisch war mit dem lieblichen Brussawein und dem feurigen schwarzen Rebensaft vom Olymp, den man selbst in Constantinopel nur selten echt bekommt, nebst Speisen und Erfrischungen besetzt. Hierhin, in einen Winkel des Gemaches, legten die Bootsleute auch ihre Last, über die Geurgios gegen die Augen der Neugierigen seinen Mantel gebreitet hatte, worauf ihnen derselbe bei der eigenen Gefahr ihres Lebens anbefahl, auch gegen die Hausbewohner das strengste Schweigen über die Art und Weise zu beobachten, wie jene ihnen aufgebürdet worden. Dann, als sie allein waren, machte er mit Gregors Hilfe sich daran, den Sack mit einem Dolch aufzuschneiden.

Der Anblick, der sich ihnen zeigte, war überraschend. Ein junges bildschönes Mädchen, die in reiche türkische Pracht gehüllten Glieder mit einem kostbaren Shawl zu einem Klumpen zusammengeschnürt, lag vor ihnen. Der Mund war ihr durch einen Knebel geschlossen, und die Unglückliche offenbar von der lang andauernden Todesangst in Ohnmacht gefallen. Während Geurgios die Knoten des Shawls löste, befreite sie Gregor von dem Knebel und rieb ihr, nachdem man sie auf ein Ruhebett gestreckt, Stirn und Schläfe mit Wein. Endlich schlug die Schöne die Augen auf, tiefe Seufzer hoben ihren Busen und ihr Blick fuhr wirr und ängstlich umher über die fremden Männer und die unbekannte Umgebung. Dann schrie sie laut auf und warf sich auf die Kniee.

„Mordet mich nicht,“ rief sie—„für was habe ich meinen Glauben abgeschworen und Alles hingegeben, was meiner Jugend theuer war, wenn ich so jung schon geopfert werden soll? Was hab ich gethan—bin ich nicht die gehorsame Tänzerin des Padischah, die Gefährtin seiner Freuden? hab ich nicht treu der Sultana gedient, meiner Herrin? O, habt Erbarmen, laßt mich leben—es ist so süß und schön, zu leben im Glanz der Herrlichkeit, die ich nie gekannt!“

Die schöne Nausika—denn sie war es, die durch den Sultan als Sühne für die geopfert Mariam aus dem Harem verbannt und von dem Kislar-Aga für seinen Gönner Chosrew bestimmt, durch eine zufällige Verwechslung und den Irrthum seiner Untergebenen in die Hände der Griechen gekommen war—sah in der reichen Tracht der Odaliske und in der Blässe der Todesfurcht, die ihre Wangen bedeckte und das große blaue Auge aus dem Antlitz zu drängen schien, kaum weniger reizend und verlockend aus, wie damals, als wir im kurzen Gazegewand der Tänzerin ihr vor dem Sultan begegneten. Die weichen feinen Hände mit den hennahgefärbten Nägeln über der wogenden halbentfesselten Brust gekreuzt, lag sie vor den beiden Männern, und flehte für ein Leben, das stürmisch dem Genuß in jeder Fiber entgegenklopfte. Erst als Gregor ihr wiederholt betheuert hatte, daß sie Nichts mehr zu fürchten habe, daß sie gerettet sei vor der schrecklichen Execution des Harems—daß aber Verborgenheit und Geheimniß das Werk der Rettung vollenden und sichern müsse, gewann sie Glauben daran, umfaßte seine Kniee und beschwor ihn, sie nicht zu verlassen, indem sie versprach, jedem seiner Winke Folge zu leisten. Eine kurze Be-

rathung zwischen Caraiskakis und seinem Wirth führte den Beschluß herbei, die Odaliske auch ferner vor den Augen der Hausbewohner verborgen zu halten, und sie zu dem Zweck in dem Zimmer, in dem man sich befand, zu lassen, bis es gelungen sei, ihr weniger auffällige Kleidung zu verschaffen, um sie an einen noch verborgeneren Ort zu bringen. Georgios erklärte dem Landsmann, daß, da besonders auf seinen Wunsch die Fremde gerettet worden, er auch die Pflicht übernehmen möge, für sie zu sorgen, und gern war Caraiskakis dazu bereit, denn das Mädchen hatte schnell einen so wunderbaren Eindruck auf sein bisher nur von andern Gefühlen entflammtes Herz gemacht, daß er sich jeder Gefahr für sie unterzogen hätte. Er beschloß, den Baron von Ölsner für seinen Schützling zu interessiren, und als er jetzt auf die Aufforderung seines Wirthes diesem folgte, nachdem er einige Erfrischungen genommen, versprach er dem Mädchen, so bald wie möglich wiederzukommen und schloß sie sorgfältig ein.

Georgios, ein Mann von einigen vierzig Jahren, führte den neuen Bekannten in den unteren Raum des Hauses, wo mehrere Griechen versammelt waren und geschäftig ab- und zuginen. Georgios schien ihr Haupt, denn ihm wurden alsbald verschiedene Berichte erstattet und Botschaften mitgetheilt. Er machte Caraiskakis mit den Anwesenden bekannt, die er ihm Alle als gute Patrioten und treue Anhänger des russischen Czaren und Mitglieder der Hetärie bezeichnete, und Gregor fand bald, daß die Stimmung dieser Männer, von denen er Einzelne schon früher beim Baron Ölsner flüchtig gesehen zu haben sich erinnerte, eben so aufgereggt und energisch für den allgemeinen griechischen Traum, die Wiederherstellung des byzantinischen Reichs, schwärmte, wie die der Griechen auf den Inseln und dem anatolischen Festlande. Zugleich bemerkte er auch, daß sie sämtlich nur untergeordnete Werkzeuge höherer Leitung und für die Erregung der Massen thätig waren, denn Alle wußten zwar, daß in den nächsten Tagen Etwas von Bedeutung geschehen solle, ohne doch zu erfahren, wo und was. Bei dem Feuer und der lebhaften Phantasie des griechischen Charakters wogte das Geschwätz darüber hin und her.

Nur Georgios wußte offenbar mehr und nachdem er verschiedene Mittheilungen angehört, nahm er Einzelne bei Seite, sprach mit ihnen eifrig und sandte sie mit Aufträgen fort, so daß bald nur noch drei oder vier Männer zurückgeblieben waren. Ihnen befahl er, auf's Neue einen Kaïk zur Fahrt bereit zu machen, und wandte sich dann an Gregor.

„Ich habe Sie mit diesen Männern näher bekannt gemacht, was der Signor Baron früher versäumt zu haben scheint, damit wenn sich irgend eine Gefahr ereignet, Sie Hilfe und Beistand haben. Die Leute, die Sie hier gesehen, haben die meisten Anhänger in der Fanarioten-Stadt und sind in diesem Augenblick bereits bemüht, das Volk für den morgenden Tag vorzubereiten. So viel ich selbst weiß, wird eine Demonstration zur Unterstützung unserer Freunde im Divan stattfinden. Signor Ölsner hat mich wissen lassen, daß ich ihn in Tophana treffen soll, und ich gehe sogleich dahin. Sie werden besser thun, hier zu bleiben, bis ich Ihnen weitere Nachrichten bringe; das Haus ist zu Ihrer Disposition—die Frauen sind in ihren Schlafgemächern und wissen, daß sie dieselben nicht zu verlassen haben. Zwei meiner Leute bleiben hier zurück und werden für Ihre Sicherheit sorgen. Am besten wird es sein, Sie ziehen sich in Ihr Zimmer zurück, das Sie freilich noch einige Stunden mit unserer unwillkommenen Gesellschaft werden theilen müssen, da ich dieselbe der Schwatzhaftigkeit der Weiber nicht anvertrauen mag und erst geeignete Kleider mitbringen werde, um sie fortzuschaffen. Gegen Morgen bin ich zurück.“

Damit verließ ihn der Fanariot und bald darauf kehrten zwei der Männer zurück und schlugen ihr Lager auf dem Boden des Zimmers auf.

Caraiskakis beschloß, sich zu dem seinen zu begeben, theils um seinen seltsamen Besuch zu beruhigen, theils um selbst einen Ort der Ruhe und Erholung zu suchen. Er fand die Odaliske wach und ganz verändert. Der Schreck und die Furcht waren von ihrem Antlitz verschwunden, und mit dem Gefühl der Sicherheit hatte sich auch Leichtsinn und Gefallsucht wieder eingestellt, denn das Leben des Harems hatte bereits unwiederbringlich die Seele des einst so einfachen und armen Mädchens umstrickt. Sie hatte die Zeit der Abwesenheit der Männer benutzt, um ihren Putz möglichst vortheilhaft wieder herzustellen und ihre Haare zu ordnen. Als Caraiskakis eintrat, saß sie in türkischer Manier auf den Kissen des Divans und naschte von den Erfrischungen.

Der Grieche setzte sich neben sie und begann ein Gespräch mit ihr. Die Naivität dieser Hingebung, die kein Gefühl der Zurückhaltung und Schaam kannte, ohne doch niedrig und gemein zu sein, überraschte ihn. Nausika zählte jetzt 18 Jahre, ein Alter, in dem bei den Frauen des Orients die üppigste Blüthe der Reize eingetreten ist, denn später werden sie häufig zu voll und ungeschickt. Ihre Augen und Lippen strahlten Koketterie und Genuß, der Busen athmete üppige Sinnlichkeit. Aus dem armen griechischen Mädchen hatten zwei Jahre türkischer Erziehung die vollkommenste eitle Odaliske gemacht, die sich bemühte, jede Erinnerung ihrer Vergangenheit zu unterdrücken.

Vergeblich fragte sie daher Caraiskakis, durch die ersten flehenden Worte des Mädchens, die sie bei ihrem Erwachen aus der Ohnmacht an die Männer gerichtet, aufmerksam gemacht, nach dieser Vergangenheit—die Eitelkeit des Mädchens ließ sie sich für eine Georgierin ausgeben, und da sie sich von Anfang an nur der türkischen Sprache bedient und mit Nichts verrathen hatte, daß sie das griechische Gespräch der Männer wohl verstanden, war es ihr leicht, ihren neuen Beschützer zu täuschen, indem sie ihm andeutete, daß sie zwar als Christin geboren, jedoch schon vor vielen Jahren als Sclavin nach Stambul gekommen sei und den Islam habe annehmen müssen. Über die Ursache, die sie so plötzlich aus der Gunst des Großherrs und in die Gefahr des Säckens gebracht hatte, erzählte sie der Wahrheit gemäß, daß ihr dieselbe ganz unbekannt sei.

Für die Fragen, welche der Grieche gethan, richtete die Odaliske hundert andere an ihn. Sie hatte genug von dem Leben des Harems gesehen, um zu wissen, daß sie keine Aussicht habe, je wieder das Serail zu betreten, und die Todesfurcht, die sie ausgestanden, ließ auch einen solchen Wunsch gar nicht aufkommen. Dagegen ging all' ihr Sehnen und Denken bereits auf die Mittel, sich auf andere Weise ein Leben voll jener Genüsse, die sie kennen gelernt, mit möglichster Freiheit verbunden, zu verschaffen, und als Caraiskakis ihr die Versicherung gab, daß er sie von Constantinopel wegführen und für sie sorgen werde, schloß sie scharfsinnig, daß es ihm auch an den Mitteln dazu nicht fehlen könne, und setzte alle Künste der üppigen Koketterie in Bewegung, sein Herz zu erobern und seine Sinne zu bestriicken.

Ihre Hand schenkte ihm den feurigen Wein des Olymp in den Becher, ihr reizender Mund plauderte ihm von jenen seltsamen lüsternen Geheimnissen des Harems, die das Blut wallen machen. Dem Manne, der, eben dem scheußlichen Aufenthalt eines türkischen Schiffsgefängnisses entronnen, noch die schweren Fesseln an seinen Gliedern zu fühlen glaubte, der wochenlang Nichts als die gröbste ekle Kost, ihm mit Verwünschungen gereicht, genossen, nur das finstre Antlitz fanatischer Moslems gesehen—däuchte es wie ein Traum, jetzt hier im

wohlgewärmten, mit Teppichen belegten Zimmer zu sitzen und die Blicke in die glänzenden Augen der schönen Odaliske zu tauchen—so schön—so schön, wie er noch nimmer ein Weib gesehen! von ihrer weichen Hand berührt zu werden, den feurigen Wein aus demselben Becher zu schlürfen, den noch eben die purpurnen Lippen berührt hatten. Der finstre, ruhige Mann, der Patriot, dessen Herz nur dem Unglück des Vaterlandes schlug, der so viel für sein Idol schon gelitten—wo blieb der Gedanke, der allein bis jetzt sein Herz gefüllt—wo die Erinnerung an Kampf und Sieg vor dem vernichtenden, verzehrenden Hauch der Leidenschaft, die sein Inneres so plötzlich, so gewaltig erfaßt? Wo blieb die catonische Tugend vor dem Sirocco des aufgeregten Bluts, das, so lange Jahre unterdrückt, jetzt die Bande sprengte und tyrannisch durch seine Adern tobte.

Er erhob sich—er wollte das Gemach verlassen, um bei den beiden Fanarioten sein Lager zu suchen—aber er bedachte, daß dies ihre Aufmerksamkeit und ihren Verdacht erregen müsse. Die Odaliske flog zur Thür und schob den Riegel vor, sie flehte ihn an, sie in dieser Nacht der Gefahr und Angst nicht zu verlassen, und Gregor Caraiskakis, der starre, tugendhafte Patriot, lauschte den Worten des schönen Weibes und blieb. Mit koketter Geschäftigkeit bereitete ihm das Mädchen an einem Ende des Divans das Lager und führte ihn dahin. Dann häufte sie für das ihre die Kissen und Polster auf der entgegengesetzten Seite.

Die beiden Kerzen auf dem Tische löschte ihr Hauch—bald hörte der Grieche nur noch die schweren wogenden Athemzüge seiner Gefährtin.

So verging eine Zeit—trotz der körperlichen Erschlaffung vermochte auch er nicht die Ruhe zu finden. Ein tiefer, sehnsüchtiger, leidenschaftlicher Hauch schwellte seine Brust und drang über seine Lippen.

Da faßte eine weiche sammetne Hand die fieberglühende seine, ein üppig runder Arm umschlang ihn, und der süße Athem eines heißen Mundes flüsterte dicht an dem seinen:

„Warum verschmäht mein Herr und Retter seine Sclavin? Soll das Herz allein ihm gehören und nicht der Leib? Möge mein Gebieter seine Dienerin nicht verachten!“ Und die buhlerischen Künste des Harems umstrickten ihn, die heißen glühenden Lippen sogen auf den seinen, electriche Funken der Lust sendend durch die entflammende Berührung in seinen Körper, weiche üppige Formen drängten und schmiegten sich an ihn—Vaterland—Freiheit—Alles war vergessen in dem entzückenden Rausch.

Der Todfeind der Moslems ruhte wonnetrunken an dem Busen der verbannten Odaliske des Großherrn—der Gerettete und Befreite schwelgte in den wollüstigen Reizen der Tochter des Mannes, welcher kaum zwei Monden vorher für ihn, für seine Freiheit und seine Zukunft das Haupt dem Yatagan des türkischen Henkers geboten hatte—Gregor Caraiskakis im Arm, am Busen von Nausika, der Tochter des Janos! Auch der Zweite der tapfern, der edlen Brüder, die den Heldenkampf begonnen, war der Versuchung erlegen, der Eine im Harem zu Skadar, der Andere im Fanariotenhause zu Stambul.

Was will alle Kraft der erhabensten Empfindungen, alle Begeisterung der Tugend und Ehre gegen die Katarakten des erregten Bluts und den Samum der Leidenschaft! Das Seraskiat, von dem Thurme überragt, auf dessen Höhe die Feuerwache von Constantinopel ist (Dschandchin Koskj), liegt in der Nähe der Suleimania und des alten Serails; unfern davon, tiefer in die Stadt hinein, der Moschee des Fürsten Schekzade gegenüber, der Platz, auf dem die alte Janitscharen-Kaserne stand, deren Hof einst die Stätte des blutigen Gemetzels ihrer Vernichtung war. Der frühere Wohnsitz des Janitscharen-Aga's ist jetzt der Palast des Seraskiers oder Kriegsministers, Mehemed Ali's, des Schwagers des

Großherrn, während Reschid-Pascha, der Minister des Auswärtigen, im Palast der Pforte residirt.

In einem streng nach türkischer Sitte eingerichteten großen Gemache des Seraskiats waren an diesem Abend die Mitglieder der Kriegspartei im Ministerrath und seine Vertrautesten um Mehemed Ali zu einer ernstesten Berathung versammelt: Arif-Hikmet-Bey, der Scheik ul Islam des Reichs, Mahmud-Pascha, der bereits abgesetzte Großadmiral, Mehemed Ruschdi, Chaireddin-Pascha und Safeli-Pascha, der neue Finanzminister. Auf einem Ehrenplatz des Divans saß mitten zwischen den Moslems ein Mann in europäischer Kleidung von mittleren Jahren, dessen langgestrecktes schmales Gesicht, röthlich blondes Haar und wasserblaues, kaltes und beobachtendes Auge den Briten verrieth. Es war Master Alison, der orientalische Secretair der britischen Gesandtschaft in Constantinopel, die rechte Hand des Viscount de Redcliffe, und durch seine Gewandtheit und Kenntniß der orientalischen Verhältnisse zur Zeit eine der einflußreichsten Personen in Constantinopel.

Jeder, der mit den Geheimnissen der türkischen Diplomatie einigermaßen bekannt war, wußte sehr wohl, daß bis jetzt sämtliche Antworten und Noten der Pforte aus der Feder Master Alison's gekommen waren.

Die Berathung war ziemlich stürmisch und die Stimmung noch erbitterter, als der britische Secretair, durch seine Dragomans—diese unübertrefflichen politischen Spione und Agenten bei der Pforte—auf's Genaueste unterrichtet, ihnen mittheilte, daß der Großherr bereits die Fermans unterzeichnet habe, welche auch Ruschdi-Pascha sofort vom Commando der Garden und Hayreddin vom Amt des Polizeiministers enthoben und Letzteren als Inspektor der Armee nach Asien sandten.

Der Seraskier sah sehr wohl ein, daß der nächste Schlag gegen ihn selbst gerichtet sein und daß sein Todfeind Halil damit nicht säumen werde.

Von ihm, oder vielmehr durch ihn von der Sultana Adilé, war daher auch der erste Gedanke des bewaffneten Widerstandes und einer gewaltsamen Demonstration angeregt worden, bei deren Berathung sich Master Alison jedoch jeder Einmischung enthielt, indem er erklärte, daß seine diplomatische Stellung ihm die Billigung einer Auflehnung gegen den Willen des Großherrn verbieten müsse, während er auf der anderen Seite geschickt durch ein hingeworfenes Wort den Gang der Beschlüsse zu leiten verstand.

Nur als der wilde Mehemed, von seiner Erbitterung hingerissen, von dem geistlichen Vorstande des Reichs verlangte, daß, wenn der Großsultan Abdul-Medjid bei seiner Neigung zu ihren Gegnern verharren sollte, er ab- und Abdul-Azig, sein Bruder, an seine Stelle gesetzt werden müsse, erklärte der Brite sehr energisch, daß die verbündeten Mächte, denen der schwankende leitbare Charakter des regierenden Padischah's sehr passend war, die Ausführung eines solchen Planes nicht dulden und die Flotten sofort einschreiten würden. Eben so sprach er sich gegen eine Militair-Revolution aus, die Ruschdi-Pascha vorschlug, indem er sich der Garden versichert erklärte.

Die Zeit war vorbei, in denen die Janitscharen die Söhne Ottoman's nach Willkür auf den Thron setzten und die Mauern des Serails die Zeugen blutiger Thaten waren. Vor den Augen Europa's durften die beiden Mächte Handlungen nicht dulden, die so offen ihre Phrasen von der Vertheidigung des Sultans Lügen gestraft hätten. Zu einer Revolte in Constantinopel gehörte jetzt das Fiat von London und Paris; das Programm wurde geliefert!

An eine Palast-Revolution war bei der Stellung der Parteien nicht mehr zu denken, es blieb also nur noch das Volk—dessen Demonstration um so bedeut-

samer sein mußte. Außerdem hat das Volk einen breiten Rücken und man konnte der Gerechtigkeit gegen dasselbe später freien Lauf lassen, ohne sich selbst zu schwächen, ja im geeigneten Augenblick gegen den erregten Sturm wieder auftreten und das Verdienst gewinnen, den Thron gerettet zu haben.

Man beschloß demnach, an das Volk zu appelliren und die Meute in Bereitschaft zu halten. Das Volk wird vom Fanatismus regiert, und der Scheik ul Islam erhielt daher den Auftrag, seine Armee—die Ulema's und Softa's, die schon am 10. September von der Kriegspartei zu jener Demonstration benutzt worden, welche die ersten Schiffe der Flotte in den Bosphorus rief—wieder in Bewegung zu setzen.

Während man noch über die Art und die Zeit des Aufruhrs stritt, erschien einer der vertrauten Tschokadars des Seraskiers, um zu melden, daß ein Grieche dringend Hayreddin-Pascha zu sprechen wünsche. Der Polizeiminister verließ das Gemach und ließ den Mann in eines der nächstliegenden bringen, da ein mit verschiedenen Merkmalen bezeichnetes Goldstück, welches der Grieche der Botschaft beigefügt, ihm zeigte, daß der Fremde einer seiner Spione in der Hauptstadt war.

Wenn Gregor Caraiskakis den Mann gesehen, der jetzt mit dem Polizeiminister sprach, würde er sicher, trotz der kurzen Berührung, eine jener Personen erkannt haben, die er nach seiner Ankunft im Fanariotenhause gefunden.

Es ist traurig, aber eine Thatsache, daß, während auf der einen Seite unter den Griechen die todesmuthigste Aufopferung und Hingebung an ihre National- und Glaubensinteressen herrschte, auf der andern auch die nichtswürdigste Feilheit und Gesinnungslosigkeit sich kundgab und schmähhlicher Verrath in jeder Weise geübt wurde. Nur in dieser Entartung des Volkes, der kriechenden Demuth und Feigheit der Masse ist die Ursache zu suchen, daß die türkische Herrschaft so drückend seit Jahrhunderten auf diesem Lande lasten konnte.

Der Polizeiminister hatte seine zuverlässigsten Spione unter der griechischen Bevölkerung und war von den Vorgängen und Bewegungen unter derselben stets auf's Beste unterrichtet. Die Kunde, die er so eben empfing, überraschte ihn jedoch, da sie ganz unerwartet kam und die Verschworenen der Friedenspartei rasch und vorsichtig zu Werke gegangen waren. Die Nachrichten waren freilich nur unvollständig, da Baron Ölsner, als der Leiter der Demonstration, die Unzuverlässigkeit der Griechen zu gut kannte, um seine Pläne vor der Zeit zu enthüllen, doch waren sie immer genügend, um ihre Bedeutung und die drohende Gefahr ermessen zu lassen. Der Pascha sandte den Griechen zurück, um nach weiterer Kunde zu spähen, und ertheilte dem Khawaß-Aga, der ihn zum Seraskiat begleitet hatte, einen Befehl, ehe er auf's Neue zu der Berathung der Minister zurückkehrte.

„*Mashallah*,“ sagte er, seinen Bart streichend, „ich habe wichtige Neuigkeiten für das Ohr meiner Freunde. Diese Teufel von Anhängern der Moskows sind nicht müßig und wollen uns zuvorkommen. Die Griechen im Fanarioten-Quartier und in Demetri werden auf morgen zusammenberufen und sollen sich auf dem Okmeidan versammeln. *Haiwan der*, es sind Thiere, aber ihre Zahl ist groß. Wir wissen nicht, was sie vorhaben.“

Die Nachricht war von Wichtigkeit und rief eine neue Besprechung hervor. Dem Scharfsinn des Briten und der bedächtigen Schlaueit der Orientalen konnte es nicht verborgen bleiben, daß diese Bewegung der griechischen Bevölkerung gemacht und bestimmt war, die Maßregeln der Friedenspartei zu unterstützen, und daß eine offene Demonstration zu Gunsten Rußlands in der Hauptstadt bei den schlimmen Nachrichten, die täglich aus den rumelischen

Provinzen über die Stimmung der Bevölkerung eingingen, die Geneigtheit des Großherrn zum Friedensschluß nur verstärken und seine Besorgniß erhöhen mußte.

Zum ersten Male mischte sich der englische Secretair direkt in die weitere Berathung.

„Ich sehe keine Gefahr,“ sagte er ruhig, „wenn rasch gehandelt wird. Was auch der Divan morgen beschließen möge, die Sitzung des Ministerconseils wird allein die Entscheidung geben. Man möge dieselbe nicht im Palast von Tschiragan oder in der Pforte halten, sondern im Seraskiat. Ich kenne Seine Hoheit den Seraskier zu gut, um nicht zu wissen, daß hier die Entscheidung nach seinen Wünschen ausfallen wird.“

Der funkelnde Blick des Kriegsministers gab ihm die Versicherung.

„Unserem Freunde Hayreddin-Pascha wird es ein Leichtes werden, die Griechen einzuschüchtern und ihre Aufmerksamkeit zu zerstreuen oder nach einer anderen Richtung zu leiten. Er wird nicht ohne Freunde sein unter der griechischen Bevölkerung.“

Hayreddin machte das Zeichen der Zustimmung.

Wenn man die griechische Bewegung auf das Ufer jenseits des goldenen Horns beschränkt, werden die Moslems die Herren in Stambul bleiben. Es liegen vier unserer Kriegsschiffe vor der Stadt; die Gesandten werden noch einige andere von Beykos kommen lassen. Das Geschwader wird stark genug sein, um nöthigen Falls die Auflehnung nach jeder Richtung hin in Schranken zu halten.“ Die türkischen Minister schauten einander an; sie begriffen sehr wohl, was der Brite mit dem Ausdruck: „nach jeder Richtung“ meinte.

„Die Zusammenrottung der Griechen,“ fuhr dieser ruhig fort, „wird die beste Veranlassung geben zu einer Demonstration von Seiten der alttürkischen Partei. Es wird Ihre Sache sein, zu bewirken, daß die russischen Sympathieen nicht den Sieg davontragen, und zu dem Ende wird es gut sein, wenn man sich der geheimen Agenten versichert, deren Umtriebe man bisher so unverantwortlicher Weise geduldet hat.“

„Allah sende ihnen Unglück,“ meinte der Polizeiminister; „ich habe Nachricht erhalten, wo meine Leute zwei derselben finden können, und wir werden nicht säumen, so lange der Kopf auf unseren Schultern sitzt. Auf meine Gefahr komme es!“

Der Engländer entfernte sich hierauf aus der Versammlung, deren Theilnehmern die weiteren Verabredungen überlassend. Eine Stunde später schieden auch die anderen Mitglieder und Hayreddin-Pascha kehrte in seine Behausung zurück, die unfern der Hohen Pforte belegen war. Dort ertheilte er einige Befehle und verließ dann, in einen weiten kurdischen Mantel gehüllt und nur von einem neben seinem Pferde hergehenden Diener begleitet, auf's Neue das Haus. Sein Weg führte zur Moschee der Sultana Valide, der nächsten an der Brücke von Galata. Hinter derselben, dem großen Bazar zu, findet sich ein freier mit Platanen besetzter Platz, an dessen Zugang der türkische Minister vom Pferde stieg, das er der Obhut seines Dieners anvertraute. Als ein vorsichtiger Mann überzeugte er sich nochmals, daß ihm der Griff zweier Pistolen unter dem Mantel zur Hand war, und indem er dessen Kapuze über den Kopf zog, betrat er den Platz und schritt auf die Terrasse der Moschee zu. Auf den oberen Stufen des Rundganges, im Schatten der hohen Mauern, fand er zwei seiner harrende Personen, den Khawaß-Aga, den er mit einem Auftrage aus dem Seraskiat absandte, und einen fremden Mann, den der Leser als den Kahvedschi aus dem Malthesergäßchen in Galata wiedererkannt haben würde, in dessen Hause

Fuad-Effendi vor etwa zwei Monaten den ungarischen General aufgesucht. Die Abwesenheit des fähigen und schlaun früheren Ministers des Auswärtigen gerade in diesem Augenblick der Gefahr durch seine Mission an der Donau war von den Führern der Kriegspartei bei ihren Berathungen schwer empfunden worden, während ihre Gegner dieselbe eifrig benutzten.

Der Pascha flüsterte seinem Untergebenen einen Befehl zu, worauf dieser, die Hand am Säbel, in einige Entfernung zurücktrat, so daß er das Gespräch nicht hören konnte. Hayreddin ließ sich auf einer der die Balustrade des Aufganges bildenden Marmorquadern nieder und winkte dem Mann, heran zu treten, bis dieser in der Entfernung von drei oder vier Schritten von ihm war, wo ihm der Pascha—durch die Balustrade von ihm getrennt und gesichert—befahl, stehen zu bleiben.

„Du bist Demetrio, der Kahvedschi aus der Malthesergasse?“ fragte er.

„Wie Euer Excellenz befehlen.“

„Vor drei Tagen sind in Deinem Hause zwei Galiandschi⁽⁵⁻⁴⁵⁾ von den Schiffen der Ungläubigen, Inglesi, ermordet worden?“

„Bei der Seele meines Vaters!“ schwor der Grieche, „Ihr seid falsch berichtet, o Effendi mou. Ich weiß von keiner solchen That.“

„Willst Du in meinen Bart spucken, ungläubiger Hund?“ zürnte der Pascha; „ich kenne Dich und Dein Haus, es ist das berühmteste von ganz Stambul und nur meiner Nachsicht hast Du es zu danken, daß die Mordgrube geduldet wird. Aber thue Deine Augen auf, Mann, und höre, was ich Dir zu sagen habe. Die Inglis sind eine Nation, die nicht mit sich spielen lassen, und bei der ersten neuen Klage werde ich Dir den Kopf vor die Füße legen.“

„*Sen ektiar der*—Ihr seid der Herr, was kann ich thun!“ winselte der Grieche. „Es giebt viele schlimme Häuser diesseits des Horns und es fehlt nicht an Räubern und Mördern in Constantinopel. Wie soll ich verhindern, daß ein Franke beraubt oder erschlagen wird?“

„*Bosch!* was geht das mich an? In Deinem Hause sind die Galiandschi ermordet worden, ich habe den Beweis und schicke Dich vor den Kadi, wenn Du nicht thust, wie ich Dir befehle.“

Der Grieche spitzte die Ohren.

„Ich küsse den Staub Eurer Excellenz, ich bin der Slave Ihres Worts.“

„Wie viel Männer zählst Du in diesem Augenblick zu Deiner Bande?“

„Euer Excellenz sind im Irrthum...“

„Pesevenk,⁽⁵⁻⁴⁶⁾ antworte!“

„Wenn Euer Excellenz es nicht anders wollen,“ sagte entschlossen der Mann, „es sind ihrer 26.“

„Und wie viel vermagst Du bis morgen Abend zusammenzubringen?“

„Das ist nicht schwer, mindestens zweihundert.“

„Das genügt.—Es wird morgen eine Versammlung von Griechen auf dem Okmeidan stattfinden.“

„Ich habe davon gehört.“

„Wohl! laß Deine Freunde sich nicht in die Sache mischen und ihre Hand fern davon halten.“

„Das wird schwer halten,“ meinte der Grieche; „es sind Teufel, die sich nicht zügeln lassen.“

„Nun, bei meinem Bart, wenn sie Teufel sind, so will ich sie zu Azraël dem Höllenfürsten senden! Ich bin nicht hierher gekommen, daß Du mir in den Bart lachst, Hund von einem Kahvedschi! Du weißt, daß Du mit Einem sprichst, der

die Macht hat, zu befehlen und Euch Alle aus Stambul zu jagen. Ich habe andere Arbeit für Dich und Deine Freunde.“

„Das ist etwas Anderes, Excellenz; wir werden gehorchen.“

„Du weißt in der Fanariotenstadt Bescheid?“

„Ich bin dort geboren, Excellenz.“

„*Bana bak!* Du wirst dafür Sorge tragen, daß morgen Abend um die zweite Stunde eine große Feuersbrunst in dem Quartier entsteht.“

„Es ist ein Leichtes. Wie viel befehlen Euer Excellenz, daß wir anzünden sollen?“

Der Pascha lachte, indem er sich den Bart strich.

„Ein Hund ist ein Hund, wenn man ihn auf die Fährte bringt. Es wird genügen, zwei oder drei Häuser anzustecken, der Wind wird das Übrige thun. Kennst Du das Haus des Fanarioten Geurgios?“

„Ja wohl, Effendi.“

„*Pek äji*, sehr gut. Wenn der Lärmen am größten ist, wirst Du mit einigen Gefährten in das Haus dringen. In dem oberen Gemach zur Wasserseite sollen sich zwei Personen verborgen halten. Es wird gut sein für Dich, wenn ich nicht mehr von ihnen höre.“

„Es soll geschehen, wie Ihr befohlen, Effendi.“

„Inshallah, ich habe Nichts dawider, wenn Ihr auch einige Häuser dieser Schurken von Fanarioten plündert, aber es muß ein Ende haben. Du verstehst mich!“

Der Kaffeewirth lachte.

„Lassen Euer Excellenz uns machen. Giebt es Nichts für uns zu thun in den Quartieren jenseits des Horns?“

„*Bakalum*, warte. Unter den Schweinen seid Ihr Griechen die klügsten. Ich erlaube Euch, in Demetri und Cassim-Pascha zwei oder drei Häuser zu plündern, aber bei meinem Bart, ich lasse Deine Eingeweide den Hunden vorwerfen, wenn Ihr mehr thut als das und einen Brand in den Frankenstädten macht. Die Dschaur's dürfen nicht beleidigt werden. Jetzt kennst Du meinen Willen, Sohn eines Juden und einer Teufelin. Haltet Euch fern von Allem, was morgen sonst in Stambul geschieht; Du bürgst mir dafür mit Deinem Kopf.“

Der Kahvedschi verbeugte sich.

„Es ist ein böses Stück Arbeit,“ sagte er, „was Ihr mir auftragt. Wer bezahlt uns dafür?“

„Hund, Sohn eines Hundes, was erfrest Du Dich?“ schnaubte der Pascha. „Ist es nicht genug, daß ich Dein Leben schone, da ich in jedem Augenblick Deinen Kopf zwischen Deine Beine stellen lassen kann?“

„Euer Excellenz mögen ein mächtiger Mann sein,“ sagte der Grieche demüthig, „aber ich kenne Sie nicht. Meine Gefährten sind nur mit Gold zu leiten.“

„Du wirst hundert Ghazis erhalten übermorgen, auf dieser Stelle und zu dieser Stunde, wenn Du Deinen Auftrag gut erfüllt hast. So wahr ich ein Muselmann bin. Geh!“

Der Grieche—der Bandit und Räuber—vertraute unbedingt dem Worte des Moslems und entfernte sich.

Um eilf Uhr Vormittags am nächsten Tage begann die Divansitzung im Palast der Hohen Pforte, in welcher beide Parteien zum letzten Kampf gerüstet erschienen. Bereits am Morgen war dem Seraskier die Absetzung Mehemed Ruschdi's vom Commando der Garden und der Befehl zugegangen, seinen Nachfolger einzuführen; Mehemed Ali verzögerte jedoch unter dem Vorwande

überhäufte Geschäfte die Ausführung der Ordre. Für Hayreddin-Pascha war unglücklicherweise ein abwesender Nachfolger (Arif-Pascha) ernannt und er mußte bis zum Eintreffen desselben sein Amt behalten. Die Friedenspartei hielt sich jedoch ihres Sieges gewiß, da sie keine Ahnung von den energischen Vorbereitungen der Gegner hatte und diesmal auf die Beständigkeit des Sultans vertraute.

Bereits bei Beginn des Divans begannen die Griechen des Fanarioten-Quartiers und der Vorstädte St. Demetri und Ejoub nach den ausgegebenen Ordres auf dem Okmeidan, dem Pfeilplatz, auf der Frankenseite des Horns in Gruppen sich zu versammeln. Der Platz, oberhalb des Arsenal und der großen Schiffswerfte von Terschana gelegen, diente in früheren Zeiten zur Belustigung der Sultane im Bogenschießen, und hunderte von Steinen zeigten die Stellen, bis zu welchen die Geschosse der Herrscher getrieben worden. Jetzt ist der Platz öde und vereinsamt, aber ein Lieblings-Versammlungsort der Griechen, die hier sich freier bewegen können, als unter der dichtgedrängten türkischen Bevölkerung von Stambul selbst. Es war jetzt unter den Griechen kein Geheimniß mehr, daß nach dem Siege im Rath ein großer Zug zum Palast des Sultans stattfinden sollte, um von ihm die Ausführung des Divanbeschlusses und den Frieden mit Rußland zu verlangen. Die Masse der Bittsteller mußte dieser Demonstration ein drohendes Gewicht geben.

Im Divan wurde die Berathung stürmisch. Da Reschid-Pascha die bestimmtesten Weisungen erhalten hatte, konnte er nicht anders, als sich der Partei des Großwessirs und Chosrew's anschließen und für den Frieden reden. Das Gold und die Versprechungen Halil's hatten ihre Wirkung gethan, und die Majorität, welche sich bei der endlichen Abstimmung nach langem und heftigem Streit für die Einleitung der Friedensverhandlungen auf Grund der Note der vier Großmächte erhob, war eine bedeutende.

Nur die Ulema's und Karaskier's mit dem Scheik ul Islam an ihrer Spitze und die persönlichen Freunde und Vertrauten des Kriegsministers stimmten dagegen.

Das Resultat durch rothe und weiße Kugeln war kaum bekannt, als der Seraskier und mit ihm Arif-Hikmet, der Scheik ul Islam und Großmufti des Reichs, sich erhoben und in zornigen Reden erklärten, daß sie sich dem Beschlusse nicht fügen, sondern sofort an das Volk appelliren würden, da der Islam nur durch einen Sieg über seine Feinde gerettet werden könne. Sie verließen sofort mit all ihren Anhängern den Divan und begaben sich zur Aia-Sophia.

Dies war Nachmittags um fünf Uhr.

Eine Menge Volks hatte sich um den Palast der Hohen Pforte versammelt und wie ein Lauffeuer flog die Kunde durch die weite Stadt.

Die ausgestellten Boten brachten die Nachricht zum Okmeidan; sie war das Signal zur Demonstration. Fahnen mit den Inschriften: „Frieden mit Rußland!“ „Bürgerliche Rechte den Rajah's!“ „Es lebe der Kaiser Nicolaus, unser Beschützer!“—bunte Laternen mit ähnlichen Devisen und Carricaturen auf die Westmächte tauchten überall wie durch Zauberei auf und Redner erhoben sich auf den Denksteinen umher und redeten das Volk an.

Der Gang der Bewegung war offenbar genau vorher bestimmt. Die Menge, die sich aus den griechischen Quartieren hier versammelt hatte, belief sich auf mehr als 20,000 Menschen und behauptete den Platz und seine Umgebungen trotz des stürmischen Wetters, das bereits den ganzen Tag über getobt hatte. Unter dem Grollen des Donners und dem Leuchten der Blitze—eine in Constantinopel in dieser Jahreszeit nicht ungewöhnliche Erscheinung—begann sich der

Zug zu ordnen, der noch an demselben Abend seinen Weg nach Tschiragan nehmen und eine Bittschrift an den Sultan übergeben sollte.

In diesem Augenblick erst verbreitete sich die Nachricht von der Gegendemonstration, welche die türkische Bevölkerung auf der anderen Seite des Horns in Stambul vorbereitete, und erregte schon durch das Unbestimmte der Nachricht großen Schrecken unter den Griechen.

Der Scheik ul Islam mit dem Kriegsminister und seinen Anhängern hatten sich, wie bereits erwähnt ist, in die Aia-Sophia begeben. Mehrere mit ihren Führern darin befindliche Christen, meist Offiziere, wurden höflich ersucht, dieselbe zu verlassen, und die Moschee ward hierauf abgesperrt. Zu gleicher Zeit versammelten sich die Softa's, die Studenten der türkischen Theologie und Rechtswissenschaft, deren Zahl in Constantinopel über 3000 beträgt, in der Moschee des Sultans Achmed am Hippodrom und das Volk füllte den ungeheuren Platz.

Einen dritten Heerd der Bewegung—gefährlicher noch als die beiden genannten Orte—bildete die Mahmudje—die Moschee (Dschami) Sultan Mahmud II., des Eroberers von Constantinopel. Sie steht in der Nähe des Fanarioten-Quartiers, auf der Stelle, wo einst einer der schönsten Tempel des christlichen Byzanz prangte: die Kirche der heiligen Apostel. In den Todtengrüften der Letzteren ruhten von Constantin an die Gebeine der meisten morgenländischen Kaiser in kostbaren Sarkophagen, bis die Lateiner unter Balduin und Dandolo sie der heiligen Stätte entrissen. Mahmud baute die Moschee, die nach seiner Absicht noch die Sophia überragen sollte, und weil sie das nicht that, ließ der Tyrann dem Baumeister Christodulos beide Hände abhauen. Die Moschee mit ihren Säulengängen und Vorhöfen, in denen unter hohen Cypressen die Fontaine plätschert, ist die Hochschule der Softa's und hat in ihren Anbauten über 360 Zellen als Wohnungen derselben. Von hier aus war die Masse zwar zur Achmetje⁽⁵⁻⁴⁷⁾ gezogen, dagegen eine Anzahl vertrauter Schüler zurückgeblieben, um die sich versammelnde Bevölkerung der inneren Stadttheile zu bearbeiten und mit der erregten die griechischen Quartiere zu bedrohen.

Die drei Sammelpunkte des Aufruhrs standen durch Boten fortwährend in Verbindung und mit Genugthuung hörten die Leiter der Bewegung, wie die Zahl und Aufregung der Masse in der Mahmudje und auf dem Atmeidan oder Hippodrom fortwährend schwoll. Dieser Platz des Kaisers Sever, einst die Schaubühne der Rennen und Spiele, durch berühmte Kunstwerke geschmückt, ist jetzt eine elende Stätte von noch kaum 250 Schritten Länge und 150 Breite, während er im Alterthum wohl vier Mal so groß war. Die Achmetje und schmutzige Häuser und Hütten haben ihn beengt, und wo sonst die Statue des Herkules Trihesperus knieete, oder die Wölfin des Romulus stand, das eherne Nilpferd, Scylla und Charybdis und das reizende Bild der griechischen Helena, wallenden Haares um den liebepredigenden süßen Leib—wo einst die Wagen in der siebenmaligen Runde vor dem Cäsar um den Platz donnerten und auf dem Thurme die vier goldenen Rosse prangten, die ihren Weg auf die Marcuskuppel von Venedig gefunden haben—da hält jetzt nur ein schmutziger türkischer Kaffeewirth unter einsamer Sykomore oder Platane seine traurige Boutike aufgeschlagen. Welche Thaten und Geschehnisse hat dieser Platz gesehen, welche Ströme von Blut getrunken! Alle Revolutionen des alten und neuen Byzanz gingen von ihm aus; hier wurde Gratianus Augustus durch die Meuchler ermordet; Justinianus warf kühn den Stab in die Arena zum Beginn der Spiele, während der Rebell Hipatius schon den Hippodrom stürmte und Belisar ihm entgegentrat, indeß halb Byzanz in Flammen dem Kampfe leuchtete; hier hielt der aus

dem Vandalenkriege heimkehrende Feldherr seinen Triumphzug mit dem Schimmelgespann, das sein Augenlicht kostete—da, an der Achmetje mit ihren goldenen Kandelabern und smaragdenbesetzten Ampeln, im Todtengarten der prächtigen Moschee, ruhen neben den Gebeinen ihres jungen Erbauers die Leichen seiner Söhne, Sultan Osman's II., der seine frühe Regierung mit dem Morde des Bruders begann und nach 18 Jahren selbst von den Janitscharen erschlagen wurde—die Leichen Murat's IV. und seiner von ihm gemordeten Brüder Bajazet und Suleiman! Auf dem Atmeidan entfaltete der Großwessir unter dem vorigen Sultan die Fahne des Propheten und führte die Meute zum Mordsturm auf die Kaserne der Janitscharen!

Und dennoch waren es gerade die Manen dieser, die man rachedrohend gegen den Sohn ihres Vernichters heute heraufbeschwor. Die Pforten der Achmetje öffneten sich und von den Treppen und Terrassen hielten die Softa's feurige Reden an das Volk. Überall unter der Menge tauchte zugleich der Turban der Janitscharen auf, das grüne Band, ihr gefürchtetes Wahrzeichen flatterte vom Sturm gepeitscht über den Köpfen der Menge. Der Ruf nach Krieg mit den Dschaur's, nach Entfaltung der Fahne von Mekka, nach Absetzung des Sultans, scholl aus hundert Kehlen, und die Menge heulte es nach und der Name Abdul-Azig, als des neuen Padischah's, klang trotz der Betheuerungen der Minister gehen Master Alison schon tausendfach in die drohende Gewitternacht.

Vor Tophana lagen zwei Schiffe der vereinigten Flotten, die QUEEN von 120 Kanonen und der Zweidecker LONDON, ihre gähnenden Breitseiten gegen die Stadt gerichtet. In den Decks von Tershana lag außer einer preußischen Corvette, die durch einen unglücklichen Zusammenstoß im Bosphorus beschädigt worden, die englische Fregatte TIGER zur Reparatur. Sie war bei der Einfahrt in's Marmorameer auf einen verborgenen Fels gerathen und hatte ein starkes Leck erhalten. Eine Menge Offiziere und Matrosen des bei Beykos und Bujukdere ankernden Geschwaders befanden sich außerdem auf Urlaub in Constantinopel.

Wir müssen zu einer kurzen Scene am Vormittag des Tages zurückkehren. Die Fregatte TIGER hatte zwei Boote zum Ufer der Fanariotenstadt gesandt, um aus einem der griechischen Magazine, die sich dort befinden, Schiffsvorräthe in Empfang zu nehmen. Während der Deckmeister Adams mit den Matrosen die Gegenstände abnahm und verlud, trieben sich die beiden den Booten beigegebenen Midshipmen, Frank Maubridge und Gosset, in der Umgebung der Magazine umher, oder streiften neugierig durch die Gassen, das ihnen neue Leben und Treiben beschauend. Von Zeit zu Zeit mußte freilich einer von ihnen zum Magazin, wenn der alte Deckmeister eine Ladung zu Schiffe brachte, um während der Zeit die Aufsicht über Mannschaft und Vorräthe zu halten, im Ganzen aber waren sie bei dem Willen, den der alte Adams ihnen that, ziemlich frei, wie sich Midshipman immer zu machen wissen, und der Kaufherr, welchem die Magazine gehörten, bewirthete sie mit der seiner Nation eigenthümlichen Geschmeidigkeit reichlich.

Eben war die Reihe, umherzustreifen, an Frank—einem hochaufgeschossenen Bur-schen, der, obschon erst 17 Jahre, doch bereits durch das Seeleben ein männliches Aussehen hatte, während der kleine zu jeder Teufelei geneigte Gosset mit gekreuzten Beinen und einem seine doppelte Länge messenden Nargileh zwischen den Zähnen prahlerisch auf einem Teppich im Vorhause des Magazins saß und den unvermeidlichen Kaffee schlürfte. Frank Maubridge zog in der Nähe des Wassers umher durch die engen Straßen und kleinen bis an's

Horn laufenden Höfe. Es war Mittagszeit und der Stadttheil bereits öde und verlassen, denn Alle, die nicht Geschäfte zurückhielten, zogen sich zum Okmeidan, und die Kaïks kreuzten mit Zuströmenden fortwährend über die Meeresfläche.

Ein griechisches Haus, größer als die anderen und nahe dem Wasser, war dem jungen Manne schon am Morgen ausgefallen, Thür und Jalousieen waren verschlossen, aber als er aufmerksam umherspähte, um wo möglich Etwas von den interessanten Geheimnissen der Frauengemächer zu erlauschen, öffnete sich wirklich eine der Jalousieen und ein junges Weib in reicher Tracht von wunderbarer und verführerischer Schönheit schaute heraus—Nausika, die Odaliske.

Während das schöne Mädchen am Morgen noch im träumenden Schlummer auf den Kissen ruhte, hatte Gregor Caraiskakis sich erhoben, betäubt, unzufrieden mit sich selbst, und dennoch von Glück und Liebe berauscht, wenn sein Blick auf die süße Gestalt fiel, die an seinem Herzen geruht. Leise, ohne sie zu wecken, verließ er das Gemach und suchte seinen bereits in der Nacht zurückgekehrten Wirth auf, den er von den Anstrengungen des Tages und Abends gleichfalls noch in tiefem Schlaf fand. Als derselbe endlich erwachte, gab er ihm eine Botschaft des Barons, der ihn eiligst zu sprechen wünschte, und brachte ihn selbst zu diesem, nachdem Gregor sein Äußeres mit Hilfe des Wirths möglichst verändert und sich in den weiten schwarzen Talar eines Armeniers gesteckt hatte. Der geheime Agent freute sich aufrichtig des Wiedersehens und machte ihm alsbald eine genaue Mittheilung der Vorgänge und Ausichten. Er war bereits durch Geurgios von den Ereignissen bei der Flucht des Griechen von der türkischen Fregatte unterrichtet und seine Combination hatte ihm gezeigt, daß die Fremde die durch den Zorn des Sultans aus dem Harem entfernte Odaliske sein müsse, wenn er auch das Räthsel nicht lösen konnte, wie die Stummen des Kislar-Aga dazu gekommen waren, die offenbar dem Tode Geweihte dem fremden Boote zu übergeben. Es war jedoch keine Zeit, sich jetzt mit der Lösung dieser Frage zu beschäftigen, und da es ihm wichtig schien, das Mädchen selbst zu sprechen und von ihr vielleicht über die Anschläge der Sultana weitere Auskunft zu erhalten, wurde beschlossen, daß sie vorläufig noch in dem Hause des Fanarioten verborgen bleiben und erst später über ihr weiteres Schicksal entschieden werden solle.

Während Caraiskakis bei dem Baron blieb, ihn in seinen Anstalten zu unterstützen, kehrte Geurgios zum Fanar zurück und machte seiner schönen Gefangenen die Mittheilung, daß sie um ihrer Aller Sicherheit willen an ihrem jetzigen Zufluchtsorte still und einsam verborgen bleiben müsse. Er versorgte sie mit allen Bedürfnissen reichlich und schloß sie dann auf's Neue ein. Dem leichtsinnigen eitlen Mädchen, das die Todesangst des vorigen Abends längst überwunden, war die Gefangenschaft und Einsamkeit wenig willkommen, und je länger sie dauerte, um so drückender wurde sie ihr. Die Kenntniß des griechischen Lebens versprach ihr ohnehin wenig Genuß und Zerstreung für die Zukunft, wenn sie eingesperrt blieb, und schon dachte sie daran, wie sie sich von diesen neuen Fesseln befreien könne. Daß ihr Retter und neuer Liebhaber ein Grieche und nicht ein Franke war, wie sie Anfangs gehofft hatte, behagte ihr wenig, denn von dem freien und genußreichen Leben der fränkischen Frauen haben die orientalischen Weiber einen ausschweifenden Begriff und sind daher auch stets geneigt, gerade mit Fremden ein Liebesverhältniß anzuknüpfen. Von Geurgios hatte sie erfahren, daß ihr neuer Beschützer vor dem späten Abend nicht zurückkehren werde, und die Langeweile und das Bedürfniß der

Zerstreuung trieb sie daher an die Jalousieen, die zum Horn und nach einer einsamen von Mauern gebildeten Gasse zeigten. Hier hatte sie schon am Vormittag die umherstreifenden englischen Midshipmen bemerkt, und als sie am Mittag auf's Neue Frank gewahrte, konnte sie die Eitelkeit und Lust der Intrigue nicht unterdrücken und zeigte sich ihm an den geöffneten Jalousieen.

Der junge Mann blieb, entzückt von so viel Reizen und seinem Glück, stehen. „Schöne Dame,“ sagte er galant und mit allem Aufwand orientalischer Poesie, dessen er fähig war, „der Strahl der Sonne ist Nichts im Vergleich mit Euren glänzenden Augen, Eure Lippen sind wie aufgeblühte Rosen und ich bringe Euch meine Huldigung über solche vollendete Schönheit.“

Das Mädchen lachte, obschon sie von der unsinnigen Begrüßung Nichts verstanden hatte. Sie machte ihm durch Zeichen deutlich, daß sie von seinem Englisch Nichts begriffe und fragte in der Lingua franca, ob er diese oder griechisch verstehe.

Der wackere Frank war in Letzterem freilich nicht bewandert, aber da er ein Jahr lang auf der Station in Malta zugebracht, kannte er genug von der Sprachenmelange, die man mit der erstern Benennung beehrt, und vom Italienschen, um sich verständlich zu machen, und so wiederholte er sein Compliment in der angedeuteten Mundart, wenn auch nicht ganz so zierlich.

„Wer bist Du?“ fragte die Odaliske.

„Der Teufel soll den TIGER holen, das alte Rattennest!“ sagte Frank wohlgefällig, „wenn ich nicht einer seiner Offiziere bin. Jedenfalls aber, schöne Dame, bin ich ein britischer Gentleman.“

„Bist Du reich?“ lautete die weitere Frage.

Der Midshipman fand sich durch den Zweifel gekränkt und um den britischen Ruf zu bewahren, griff er in die Tasche und konnte, da die Güte seines Bruders ihn noch am Tage vorher reichlich versehen, eine stattliche Hand von Souverain's und Kronenstücken der Schönen produciren.

„Wenn Du ein Franke bist und reich und ein Offizier,“ sagte mit einem überaus zärtlichen Blicke die Kokette, „so möchte ich wohl mit Dir entfliehen. Du würdest mich beschützen, nicht wahr?“

„Potz Haifisch,“ murmelte der junge Mann, „das geht rasch hier zu Lande!—Wer bist Du denn eigentlich, schöne Dame?“ fragte er.

„Ich heiße Nausika und bin eine Obaliske des Großherrn,“ erzählte die leichtsinnige Schöne. „Aber ich bin hier eine Gefangene und wer weiß, welches Leid mir noch geschieht. Wenn Du mich retten willst, werde ich Dein Glück machen. Du gefällst mir—und ich habe immer gehört, daß die Inglis Alles in diesem Lande thun dürfen, was selbst die Türken nicht wagen.“

Eine Odaliske des Großherrn!—Der Gedanke verwirrte vollends das ohnehin von abenteuerlichen Bildern und Unfug strotzende Gehirn des Mid's und er beschloß auf alle Gefahr hin, den Ritter bei der Schönen zu spielen.

„Wenn Du mich lieben kannst, reizende Sultana,“ sagte er emphatisch, „so will ich gekielholt werden, wenn ich nicht Blut und Leben für Deine Befreiung dran setze. Sage mir nur, wie es zu machen ist, denn der Teufel soll mich holen, wenn ich es weiß!“

Nausika, die an der Bekanntschaft großen Gefallen fand und, ihrer Reize gewiß, über ihre Zukunft wenig Besorgniß hegte, war mit den Vorschlägen gleich bei der Hand.

„Kannst Du des Abends, im Dunkel um die dritte Stunde, wieder unter meinem Fenster sein, schöner Offizier?“

Der Midshipman schnitt ein Gesicht; er wußte nur zu gut, daß auf rechtem Wege das nicht möglich war, denn die aufgetragene Arbeit am Werft war bald gethan und er mußte mit den Booten an Bord zurück; die Benennung „schöner Offizier“ aber war zu unwiderstehlich, und da ein Mid selten um eine Lüge oder um eine Prahlerei verlegen ist, bejahte er dreist die Frage und verständigte sich dann mit der Schönen über den Unterschied der Schiffsglocken⁽⁵⁻⁴⁸⁾ und der griechischen Zeitrechnung.

„Ich werde an diesem Fenster ein Tuch heraushängen, wenn ich allein bin. Dann gib mir ein Zeichen, indem Du drei Mal in die Hände klatschest und ich werde die Jalousieen öffnen. Hast Du ein Mittel, mir heraus zu helfen?“

„Zum Henker,“ sagte Frank, „wofür gäb es denn Strickleitern in der Welt?“

„Gut. Geh jetzt, damit wir nicht Verdacht erregen. Lebe wohl, schöner Franke, ich zähle auf Dich!“

„Gott verdamme meine Augen!“ schwor der würdige Midshipman auf Englisch, indem er die Hand betheuernd auf's Herz legte—„heute Abend bin ich zur Stelle und entführe Euch, holde Miß!“—

„Den Teufel werdet Ihr thun!“ sagte eine grobe Stimme neben ihm. „Mid's Schwüre sind keinen Penny werth und Ihr thätet besser, Master Frank, Ihr machtet Euch zu den Booten, um die Rechnung abzuschließen, statt hier dem ungläubigen Weibsvolk nachzuspüren.“

Mit einem leichten Schrei flog die schöne Odaliske vom Fenster und schlug die Jalousieen zu, Master Frank aber wandte sich ärgerlich zu dem alten Adams, der in aller Seelenruhe eines britischen Matrosen vor ihm stand und mit dem einen Auge ihn, mit dem andern das Fenster anschaute, in welchem das schöne Mädchen verschwunden war.

„Die Haifische sollen meinen Leichnam bekommen,“ sagte der würdige Deckmeister, „wenn ich nicht geglaubt habe, Ihr würdet meiner Erziehung mehr Ehre machen, als der Baronet, Euer Bruder. Aber ich seh, es ist Einer aus Eurem Geschlecht so toll wie der Andere. Der Unterrock ist eine böse Flagge, Master Frank, und vollends in diesem Lande, wie ich mir habe sagen lassen.“

„Laß mich zufrieden mit Deinen Predigten, altes Seeungethüm,“ erwiderte ärgerlich der Midshipman, indem er bemüht war, den unwillkommenen Aufpasser von dem Platz fort zu manövriren. „Was, zum Henker, bringt Dich in mein Kielwasser?“

„Es thut mir leid,“ meinte der Ältere, indem er seinen Zögling durch die Gassen und Gäßchen, auf die er ein scharfes Auge gerichtet hielt, zu dem Magazin zurückgeleitete, „daß Ihr diesmal mein vorgesetzter Offizier seid. Als solchem hab ich Euch zu rapportiren, daß die Ladung vollständig ist, und daß Meister Gosset nur auf Euch wartet, um dem Kaufmann zu quittiren und abzustoßen. Der junge Halunke wollte Euch selbst aufsuchen, aber dann hätten wir wahrscheinlich das Nachschauen nach Zweien gehabt.“

Frank antwortete nicht auf die höflichen Redensarten des Deckmeisters, um die er sich herzlich wenig kümmerte, und brütete über andere Dinge. So kamen sie zum Magazin, wo Gosset den Kameraden mit einigen solennen Verwünschungen über sein langes Ausbleiben empfing, wegen dessen sie wahrscheinlich des warmen Mittagessens an Bord verlustig gehen würden. Unsere Midshipmen hatten zwar fast den ganzen Vormittag noch nichts Anderes gethan, als gegessen, getrunken und umhergelungert, wann aber würde je der Magen eines echten Mid's, dieses Gamin der See, gesättigt?

Nachdem die Rechnungen des Kaufmanns unterschrieben waren, begab sich die Gesellschaft in die Boote, und zum Ärger des argwöhnischen alten Matrosen wußte Frank es so einzurichten, daß er mit seinem Kameraden in dem zweiten saß. Der Verdacht des würdigen Deckmeisters steigerte sich noch höher, als er sah, wie die beiden jungen Herren eifrig die Köpfe zusammensteckten, und Frank mit seinem Busenfreunde eine große Berathung hielt. Der alte Matrose witterte Unheil, wie eine Möve den Sturm, denn er kannte seine Leute, aber er war außer Stande, es zu verhindern.

„Höre, Frank,“ sagte der liebenswürdige Jüngste der Mid's-Kajüte, „die Geschichte ist Goldes werth. Auf mein Wort, ich helfe Dir, wir entführen dem Sultan seine Geliebte vor der türkischen Nase weg, und wenn wir dabei auch arg in die Klemme kommen sollten. Sie hat gewiß einen ganzen Schatz von Diamanten und sonstigen Edelsteinen bei sich, und das Beste ist, wir machen uns mit ihr ganz und gar aus dem Staube und werden irgendwo Paschas.“

Frank fiel zwar die gierige Frage seiner Schönen ein, ob er reich sei? indeß sein Stolz litt es nicht, die Sultana, von der er geprahlt, selbst herabzusetzen. Überdies hatte er ja die Tasche voll Geld.—„Aber wo bringen wir sie hin?“—Die Frage machte den beiden Burschen einiges Kopferbrechen, aber bald wurden sie darüber eins, irgend einen beliebigen jüdischen Commissionair, wie sie deren zu Hunderten in Constantinopel umherlaufen, dafür sorgen zu lassen.

Das Nächste und Wichtigste vor Allem war, wie sie von dem Schiffe fort kommen sollten, und Frank übernahm dies Geschäft, während Gosset versprach, einige Schiffspistolen und Munition bei Seite zu schmuggeln. Beide wußten sehr gut, daß die scharfen Augen des alten Deckmeisters auf sie gerichtet waren und daß sie vor allen Dingen ihn täuschen mußten, damit er ihnen nicht einen Querstrich durch die Rechnung mache. Sie ließen deshalb näher zum andern Boot hinanlegen und begannen eine gleichgültige Unterhaltung, bis sie in den Docks des Arsenal's landeten, an deren äußerem Eingang die Fregatte bereits ausgebessert lag.

Während der erste Lieutenant die Rechnungen des Kaufmannes abnahm und der Deckmeister damit beschäftigt war, die Ladung an Bord zu bringen, gelang es Frank, der auf der Lauer lag, an den Capitain zu kommen, der als ein alter Seewolf es verschmäht hatte, auf dem Lande sein Quartier zu nehmen. Der Midshipman brachte bescheiden sein Gesuch vor um Urlaub für sich und Gosset für den Abend und die Nacht, unter dem Vorwande, daß sein Bruder, der Baronet, sie in das Hôtel d'Angleterre zu sich eingeladen, und da der Capitain zufällig wußte, daß Frank einige Zeilen von seinem Bruder erhalten hatte, auch die Geschäfte der Midshipmen besorgt waren, gab er dem ersten Lieutenant Anweisung, sie zu beurlauben.

Zu dem ganzen Manöver hatte—das Mittagessen im Stich lassend—das würdige Paar wohlweislich die Zeit gewählt, wo Meister Adams unter Deck beschäftigt war. Der Alte war daher nicht wenig erstaunt, als er die beiden Burschen bald darauf in ihre Regenmäntel gehüllt und offenbar mit allerlei Vorrath darunter bepackt aus der Midshipman-Kajüte kommen und gemüthlich in eines der Kaïks steigen sah, die überall zum Gebrauch bereit standen. Er rief ihnen zu und fragte, wohin sie wollten, die jungen Halunken beeilten sich aber, den Bord zu verlassen, und als sie erst im Kaïk saßen, spreizten sie wie auf Verabredung Beide die Finger an die Nase und streckten als Zeichen ihres Sieges die Zunge heraus, während der Kaïkschi seine Ruder einsetzte und davon fuhr.

Der Deckmeister brummte verschiedene nicht sehr schmeichelhafte Verwünschungen hinter ihnen d'rein, bis der erste Lieutenant, der zufällig in seine Nähe kam und, wie der Capitain, große Stücke auf den alten Seemann hielt, ihn fragte, worauf er denn so ärgerlich sei. Der Matrose zeigte ihm die Davonfahrenden.

„Gott verdamme meine Augen, Sir,“ sagte er, „wenn die Burschen nicht irgend einen Streich vorhaben. Ich habe so was schon heute Morgen am Ufer gemerkt, und als sie in die verdammte Nußschaale kletterten, der eines ehrlichen Seemanns Bein den Boden ausstößt, sah ich, wie dem Master Gosset aus dem Mantel eine Schiffspistole fiel. Er ist der größte kleine Taugenichts auf Ihrer Majestät Flotte.“

Das wußte der erste Lieutenant sehr wohl.

„Gebt ihnen ein Signal zur Rückkehr. Wo ist der Feuerwerker?“

Master Hunter, der Feuerwerker, mußte aber erst gesucht werden, und es vergingen mehrere Minuten, ehe er vor dem Lieutenant erscheinen konnte.

„Haben Sie den Midshipmen Maubridge und Gosset Pistolen gegeben?“

„Ja, Sir! Master Gosset bat mich um zwei Paare und sagte, sie hätten die Erlaubniß vom Capitain, auf dem Bosphorus Möwen zu schießen.“

Er verschwieg weislich, daß ein Kronenstück Frank's der Bitte den gehörigen Nachdruck gegeben hatte.

„Sie sind selbst eine Möwe, Sir,“ sagte aufgebracht der erste Lieutenant, „daß Sie sich von zwei jungen Laffen zum Besten halten lassen. Gehen Sie zum Henker mit Ihrer Gutwilligkeit, ich werde es dem Capitain melden. Haben die Burschen beigelegt?“

Daran dachten aber die Beiden nicht, vielmehr hatten sie, als sie den ersten Lieutenant im Gespräch mit dem Deckmeister sahen, die Gefahr wohl erkannt und trieben den Kaïkschi eifrig an, so rasch als möglich sich davon zu machen, indem sie mit stoischer Ruhe der Fregatte den Rücken kehrten und für alle Winke blind und taub blieben.

„Da gehen sie hin, die jungen Halunken,“ sagte der Lieutenant, als ihm der alte Matrose berichtete, daß alle Bemühungen vergeblich gewesen, und auf den Kaïk wies, der bereits zwischen den andern Schiffen verschwand. „Es ist zu spät, um sie einzuholen, und ich wette einen halben Monatsold, daß sie irgend ein Unheil angezettelt haben, ehe sie wieder an Bord kommen. Im Ganzen ist es gut, daß sie wenigstens bewaffnet sind.“

„Aber sie sind zu jung, Sir, und können ein Unglück haben unter diesem fremden Volk,“ wandte der alte Matrose ein.

„Bah! Unsinn, Mann. Midshipmen und Katzen kann man vom Kirchthurm werfen, und sie kommen immer auf die Füße zu stehen. Außerdem ist Nichts an ihnen verloren.“

Mit diesem geistreichen Trostspruch, der wirklich viel Wahres an sich hatte, wandte sich der erste Lieutenant wieder zu seinen Geschäften und überließ es dem alten Matrosen, mit der Sorge um seinen jungen Zögling selbst fertig zu werden.

Die beiden Mid's hatten sich unterdeß in Galata landen lassen und in einem Kaffeehause ihr Quartier aufgeschlagen. Sie bemerkten wohl, daß eine große Bewegung und Unruhe unter der Bevölkerung herrschte, kümmerten sich aber darum herzlich wenig, sondern verfolgten ihre eigenen Zwecke. Das Resultat der angestellten Berathung war—da Master Frank Einiges von den Affairen seines Bruders, des Baronets, in Smyrna hatte munkeln hören und sich dies zum Muster zu nehmen beschloß—daß man erst eine abgelegene Wohnung in irgend

einem fernen Quartier auftreiben müsse, wohin man die Schöne am Abend bringen und wo man in Muße den weiteren Fluchtplan besprechen und einleiten könne. In der That gelang es auch den Burschen, einen jüdischen Commissionair aufzutreiben, welcher für eine goldene Guinee versprach, eine solche Wohnung sogleich zu finden und sie an einer bestimmten Stelle des diesseitigen Hornufers zu erwarten. Durch seine Vermittelung und ein tüchtiges Pfandgeld gelang es ihnen auch, von einem der griechischen Handelsschiffe ein kleines Boot zu leihen, das sie selbst regieren konnten. Als diese wichtigen Vorbereitungen getroffen waren, machten es sich die abenteuerlustigen Midshipmen in einem oberen Gemach des heute leeren Kaffeehauses bequem, luden ihre Pistolen und warteten schwatzend die bezeichnete Stunde ab.

Wir müssen sie dort einige Augenblicke verlassen, gewiß, sie am rechten oder vielmehr unrichten Orte wiederzufinden, und uns wieder zu den politischen Ereignissen des Tages wenden.

Während Caraiskakis in der Wohnung des Barons beschäftigt und dieser ausgegangen war, erschien ein türkischer Soldat, der Letzteren sprechen wollte. Es war derselbe, den Gregor als Boten vom Schiff benutzt und dessen getreuer Bestellung er hauptsächlich seine Befreiung durch den Baron zu danken hatte.

Der junge Grieche war sehr erfreut, den früheren Gefangenen hier wiederzufinden, nach dem er, einen Urlaub der Mannschaft benutzend, sich bei dem Baron erkundigen wollte. Er erzählte Caraiskakis, daß am Vormittag wieder der Engländer an Bord gekommen und sehr erstaunt und erzürnt gewesen sei, ihn nicht mehr zu finden. Dabei kam es denn heraus, daß er auf einen Gegendienst für seine Bemühungen zur Befreiung Gregor's hoffte, und daß er beabsichtigte zu desertiren, indem ihm, gewaltsam zum Dienst gepreßt, dieser täglich unerträglicher wurde.

Eine glühende Sehnsucht schien das Herz des jungen Mannes nach seiner Heimath zu verzehren, und bittere Thränen rollten über seine Wangen, als er sein trauriges Schicksal erzählte. Man hatte ihn mit Gewalt und ohne daß er eine Ahnung seines Schicksals hatte, plötzlich aus seinem stillen Leben und von seinem kleinen Eigenthum in Anatolien gerissen, als er eben im Begriff war, ein geliebtes Mädchen zu heirathen. Mit Erstaunen über die seltsamen Fügungen des Schicksals entnahm Caraiskakis aus der Erzählung, daß der arme Soldat Vaso, der erwählte Eidam seines treuen Freundes und Schützers Jani's des Wegweisers, der Bräutigam Nausika's war, der von der Willkür des Musselim von Tschardak unter die Redifs gesteckt und später zum Schiffssoldaten gemacht worden war. Einige Fragen gaben ihm die volle Gewißheit und der junge Mann umfaßte weinend seine Kniee, als er hörte, daß der Mann, dem er in seiner Gefangenschaft freundliches Wohlwollen bewiesen, ein Freund seines Schwiegervaters war und bereits sein Unglück kannte. Die Theilnahme Gregor's war durch diese Entdeckung natürlich verdoppelt und er versprach dem Soldaten, ihm auf alle Weise zu seiner Flucht behilflich zu sein. Da er es für das Beste hielt, ihm Nichts von dem Geschehenen zu verschweigen, enthüllte er dem Unglücklichen nach und nach auf seine stürmischen Fragen das ganze Unheil, das die Familie seit der Zeit ihrer gewaltsamen Trennung betroffen hatte. Die Augen des jungen Anatoliens funkelten vor Schmerz und Rachedurst, als er vernahm, daß seine Braut mit Gewalt hinweggerissen und ihr Schicksal unbekannt war, daß Janos ihre und seine Schmach blutig an dem Musselim gerächt und eben so blutig geendet hatte, und ein gewisser Stolz kam ihm bei seinem Leid zu Hilfe in dem Gedanken, daß der berühmte Räuber, von dem er so viel

gehört, ohne zu wissen, daß er ihm so nahe stand, der Mann war, der ihn zum Eidam gewählt hatte.

Caraiskakis überließ den Flüchtling seinem Schmerz und als er sich mit der Leidenschaftlichkeit seines Volkes ausgeklagt, suchte er ihn zu beruhigen und versprach ihm, daß er bei ihm bleiben und ihn in einigen Tagen begleiten solle auf dem Wege nach Norden.

Als der Baron zurückkehrte, wurden rasch einige andere Kleider für den Burschen herbeigeschafft, und da bereits Nachricht eingegangen war, daß die Griechen sich auf dem Okmeidan versammelten, begaben sich alle Drei dorthin.

Gregor's Seele hatte keine Ahnung, daß die schöne Odaliske, in deren Arm er die Nacht geruht, die geraubte Braut seines neuen Schützlings, die Tochter Jani's war, von der jede Spur verloren gegangen schien.

Wir haben jetzt die einzelnen Vorgänge des Tages nachgeholt und nehmen die Erzählung bei dem Zuge vom Okmeidan wieder auf.

Es war jetzt Abends um die achte Stunde und die Nacht zu dieser Jahreszeit bereits eingetreten. Die Blitze zuckten am Horizont und der ferne Donner grollte über die Marmora, der heftige sturmartige Wind aber jagte die Wellen in's Horn und peitschte die Fahnen des langen Zuges, welcher vom Pfeilplatz aus sich durch Cassim-Pascha und hinter den großen Begräbnißplätzen fort zu der Straße wenden sollte, die zum Ufer von Tschiragan hinunter führt.

Die Natur selbst schien sich gegen die Demonstration der Griechen verschworen zu haben, und von verschiedenen Seiten war bereits der Vorschlag gemacht worden, den Zug auf den andern Morgen zu verschieben. Überall sah man angsterfüllte Gesichter, als die Kunde sich verbreitet hatte, daß auch die Türken in der Sophia, in der Achmetje und Mahmudje sich versammelt hatten und die Fortsetzung des Krieges erzwingen wollten. Viele schon hatten sich rechts und links in die dunklen Seitengassen verloren und nur mit Mühe noch gelang es den Führern, den Zug zusammenzuhalten und vorwärts zu bringen, denn sie begriffen sehr wohl, daß, wenn erst ein Mal die Demonstration heute aufgegeben worden, schwerlich Aussicht vorhanden war, so bald wieder die feige und uneinige Bevölkerung zusammenbringen zu können.

Dennoch sollten alle Bemühungen fruchtlos sein. Als die Spitze der Colonne zu der Höhe von Cassim-Pascha in der Nähe der Artillerie-Kaserne, von wo ein freier Blick durch die Berghänge sich zum gegenüberliegenden Stambul öffnet, emporgestiegen war, brach auf ein Mal ein wilder Schrei des Schreckens aus hundert Kehlen und verbreitete sich durch die lang dahin gedehnte Volksmasse. Vom Feuerthurm des Seraskiats erglänzte nämlich das rothe, eine Feuersbrunst verkündende Licht und deutlich konnte man von der Höhe des Berges schauen, wie in dem Griechen-Quartier, in der Nähe der Karagumruk-Moschee, deren schlanke Minarets deutlich im Flammenschein sichtbar waren, eine Feuerlohe in die Höhe stieg. Noch ehe die Erschreckten einen Entschluß gefaßt, loderte eine zweite Feuersbrunst am Thor von Edrene in den finstern Nachthimmel empor und das eilig heraufziehende Gewitter tobte mit langen Blitzstrahlen dazwischen.

Die Verwirrung, der Schrecken waren unbeschreiblich. An und für sich sind die Orientalen gegen die großartigen Kraftäußerungen der Natur, wie sehr sie auch daran gewöhnt sein sollten, sehr empfindlich. Der Glaube aber, daß ihre ewigen Feinde, die Moslems, die Gelegenheit der Abwesenheit so vieler Männer benutzen und, vom Fanatismus entflammt, mit Feuer und Handjar in ihre

Quartiere einbrechen würden, verdoppelte diese Schrecknisse für die Griechen. Im Nu war der ganze Zug aufgelöst, die Fahnen und Laternen wurden fortgeworfen, und die ganze, noch immer mehrere Tausende betragende Menschenmasse stürzte sich in die engen Gassen, die hinunter zum Horn oder in die diesseitigen Griechen-Quartiere führen, schreiend, zeternd—in unbeschreiblicher Verwirrung, Kinder und Frauen zu Boden tretend—ein Alles vor sich niederwerfender Sturm. Zum Glück theilte sich bald dieser Strom nach den beiden Schiffsbrücken am Arsenal und den Stadtmauern, und Hunderte von Kaïks kreuzten in kurzer Zeit trotz des Sturmes und der hochgehenden Wellen das Horn. Aber es war auch Eile von Nöthen, die Gefahr dringend, denn ehe die Fanarioten das jenseitige Ufer erreichten, gingen bereits noch an zwei anderen Stellen die Flammenzeichen in die Höhe.

Die Verwirrung auch auf dem Horn war schrecklich. Boote rannten auf einander oder wurden umgeschlagen, Menschen stürzten in's Wasser und plätscherten umher, einen Gegenstand zu erfassen, an dem sie sich wieder empor retten konnten—Geschrei, Verwünschungen, Zorn und Schrecken überall.

Die Führer der Friedenspartei hatten bei der plötzlichen Auflösung des Zuges den Kopf verloren, und waren größtentheils, von der Besorgniß um ihr Eigenthum ergriffen, mit fortgerissen worden. Nur Wenige, darunter Caraiskakis und Geurgios, fanden sich zusammen und eilten zu dem geheimen Leiter des Ganzen, der sich natürlich von der offenen Theilnahme an dem Zuge fern gehalten hatte. Der kühne und umsichtige Geist des Barons hatte im Augenblick auch schon nach den Mitteln gesucht, die so unerwartete Niederlage der versuchten Demonstration wenigstens noch in irgend einer Weise für seine Zwecke auszubeuten, und er erkannte sie darin, den Conflict zwischen den Griechen und den Moslems zu befördern und die Ersteren zu einem offenen Widerstande mit den Waffen in der Hand zu ermuntern. Die Nachricht von einem Kampfe zwischen der christlichen und türkischen Bevölkerung der Hauptstadt mußte im ganzen Lande wiederhallen und konnte zu allgemeinem Aufbruch führen, eine Sache, die von den russischen Agenten mit allen Mitteln angebahnt wurde.

Dem Baron mit seinen Begleitern gelang es, am Ufer von Galata die Barke eines Kauffahrers zu finden. Sie warfen sich selbst mit an die Ruder und das Boot flog durch die dunklen schäumenden Wellen zur Fanariotenstadt.

Drüben in Stambul tönte wüster Lärm, der Platz um den Palast der Hohen Pforte glänzte im Fackelschein.

Als sie durch die zweite Brücke fuhren, kamen sie in das Gewühl der noch immer zum andern Ufer strömenden Menge.

Der grelle Schein der auflodernden Feuersbrunst, das Flackern der Blitze erhellte die Gesichter voll Angst und Schrecken, Zorn und Rachedurst rings umher. Mit Gewalt brachen sie sich Bahn durch die Kaïks und das Boot, von Geurgios Hand gelenkt, schoß in den Bootschuppen seines Hauses.

Geschrei—Angstgekreisch der Frauen—das Mordio der wilden Banden von Mördern und Mordbrennern, die durch die Straßen tobten—durchheulte die Luft—eine Scene grauenhafter Verwirrung. Gregor's Herz schlug hoch erregt, indem er an die Gefahr der Odaliske dachte. Während die Freunde sich, nachdem sie sich überzeugt, daß das Haus noch nicht gefährdet war, in die nächsten Gassen warfen und die vorübereilenden Fanarioten zu sammeln suchten, um den Flammen Einhalt zu thun und den Moslems mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, übernahm es Caraiskakis, das Haus zu schützen. Indem er im Dunkel noch vergeblich den Auf- und Eingang suchte, waren der Ba-

ron und Geurgios bereits verschwunden. Plötzlich erschreckte ihn das Hilfsgeschrei von Frauen und der wilde Ruf von Männern, die gegen die äußere Pforte tobten. Das Haus war angegriffen und wenige Augenblicke darauf sah er den neuen Feuerschein eines nahe belegen Gebäudes rings umher Alles erhellen. Er hatte den Eingang zum Hause endlich gefunden, stieß die schwache Thür nieder und stürmte in das Innere. Vaso, der bei ihm zurückgeblieben, folgte ihm.

Wir müssen für einige Augenblicke zu Master Frank und seinem Busenfreunde Gosset zurückkehren. Nachdem die Burschen verschiedene Tassen Kaffee und Gläser Liqueur vertilgt und durch einige Pfeifen des duftenden Tabacks von Latakia den Zustand ihres Gehirns keineswegs klarer gemacht hatten, schaute Frank auf seine Uhr und streckte den Kopf aus der Thür des Hauses, um als echter Seemann das Wetter zu prüfen, ehe sie ihre ehrenwerthe Unternehmung begannen.

„Wir werden eine verteufelt schlechte Fahrt haben,“ meinte er, „und unsere Sultanin wird mit einigem Spritzwasser eingeweicht werden. Der Wind stürmt und überall stehen Gewitter. Man weiß in diesem verteufelten Lande nie, wie man d’ran ist. Allons, Gosset! auf, Faulpelz! wir müssen an Bord unserer Jolle.“

Mit einigen Püffen wurde der Jüngste endlich mobil gemacht und Beide eilten an’s Ufer, wo sie an der bestimmten Stelle die bestellte und bezahlte Barke des Handelsschiffs in Empfang nahmen, wobei der Padrone im Stillen herzlich wünschte, daß sie mit samt den Midshipmen zum Teufel gehen möge, damit er das gute Pfandgeld in der Tasche behalten könne.

Die Mid’s, die Verstand genug besaßen, um es für besser zu halten, bei einem solchen Unternehmen keine Bootführer in’s Vertrauen zu ziehen, ergriffen die Ruder und arbeiteten sich bald in den freien Strom. Da sie Beide an die See gewöhnt waren, machten sie sich aus Wind und Wellen herzlich wenig und die Arbeit und das Spritzwasser sie bald völlig nüchtern, so daß sie in bester Beschaffenheit endlich am Ufer der Fanariotenstadt ankamen. Dagegen fanden sie im Aufsuchen einer passenden Landungsstelle und des Hauses, in dem die Odaliske eingeschlossen war, allerlei Schwierigkeiten, so daß eine geraume Zeit verging, ehe sie die Straße wieder erreichten. Endlich glaubten sie, auf der richtigen Spur zu sein, und bald überzeugte sich Frank davon, denn an einer der Jalousieen peitschte wirklich der Wind ein angeknötetes Tuch. Rasch gab der Midshipman das Zeichen und die Odaliske, die in der Langweiligkeit des Tages vor Ungeduld und übler Laune fast vergangen war, öffnete die Jalousieen und zeigte sich am dunklen Fenster. In der Entfernung vernahm man bereits den beginnenden Tumult.

„Schöne Sultanin, Perle aller orientalischen Frauen,“ sagte der Mid in möglichst hochtrabendem Tone, „Dein Ritter und Befreier ist mit seinem getreuen Schildknappen zur Stelle. Eine Strickleiter haben wir zwar nicht auftreiben können, aber habe die Gewogenheit, einige Augenblicke von diesem Fenster zurückzutreten, und ich werde sogleich ein Knotenseil hineinwerfen, das Du oben festmachen willst und an dem ich Dich in meinen Armen herabtragen werde.“

Gosset hörte mit offenem Munde der zierlichen Beredsamkeit seines Kameraden zu und erhielt jetzt die Anweisung, den vorbereiteten Strick hervorzulangen und dann in der Straße auf Posten zu bleiben. Mit geschicktem Wurf schleuderte Frank das Ende des Taues, an dem ein Haken befestigt war, in das Fenster und Nausika klammerte es fest, worauf der tapfere Seezögling mit der Behen-

digkeit eines Affen an dem Strick emporstieg und sich über die Brüstung in's Zimmer schwang.

„Der Teufel soll unsere besten Stengen holen und der Capitain alle Tage sämtliche Mid's mit echtem Portwein regaliren,“ schwor er, „wenn ich Euch in dieser Kajüte sehen kann, so dunkel ist es hier. Warum steckt Ihr keine Lampe oder kein Licht an, schöne Sultanin, damit ich wenigstens Eure Schönheit bewundern mag?“

Eine weiche Hand erfaßte die seine und drückte sie, worauf der Mid seinem Anspruch auf Männlichkeit nicht anders genügen zu können glaubte, als, indem er die Odaliske umfaßte und ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen drückte. Die Dame hatte jedoch jetzt andere Gedanken, als leere Liebeständeleien, und wünschte vor Allem, ihren bisherigen Aufenthalt zu verlassen.

„Hast Du Nichts vernommen, schöner Franke?—es scheint Tumult in der Stadt, das Feuerzeichen des Seraskiats leuchtet, und ich fürchtete schon, Du würdest nicht kommen.“

„Bah,“ sagte der Midshipman, „was kümmert mich der Brand von ganz Stambul, ein Engländer hält sein Wort. Aber nun laßt uns keine Zeit versäumen, schöne Sultanin, nehmt Eure Sachen und vergeßt die Diamanten nicht, damit wir uns davon machen können.“

Während die Odaliske, die schon bei Tage in dem Zimmer zusammengeräumt, was des Mitnehmens werth und transportabel war, dies in ein Bündel zusammenband und Frank das Tau im Innern besser befestigte, hörte man plötzlich Lärmen in der Straße und im nächsten Augenblick erschien der Kopf, dann die schwächliche Gestalt des Midshipmans Gosset über der Fensterbrüstung und seine werthe Person sprang gleichfalls in das Zimmer.

„Pest,“ sagte der hoffnungsvolle Jüngling, sich den Angstschweiß von der Stirn wischend, „da draußen scheint der Boden für uns zu heiß zu werden und ich wollte, alle Odaliskinnen und Sultaninnen des Großherrn lägen auf dem Grunde des Bosphorus und wir säßen bei Thee und Schiffszwieback in der Kajüte des Tiger. Es ist ein Mordlärmen in der Stadt, Frank, Feuerschein ringsum, und eine Menge Leute sind auf den Beinen und rennen durch die Gassen, so daß ich nichts Besseres thun konnte, als Dir zu folgen.“

Frank bog sich vorsichtig zum Fenster hinaus und fand die Besorgniß seines Kameraden mehr als bestätigt. Das Licht der nahen Feuersbrunst war hinreichend, die Umgebungen des Hauses wenigstens so weit zu erhellen, daß an ein unbemerktes Entwischen aus dem Fenster vorläufig nicht zu denken war; Frauen und Männer liefen schreiend durch die Gasse, überall wurden Lichter angezündet, Thüren geöffnet, und Frank war froh, daß er das im Winde schlagende Seil, ihre Brücke zur Flucht, noch geschwind und unbemerkt in das Fenster ziehen konnte.

Auch im Hause wurde es laut, man hörte mehrere Personen ängstlich umherrennen und die Thür aus dem Innern des Hauses wurde zu öffnen versucht, aber durch den Riegel, den die Odaliske vorgeschoben, festgehalten. Der zweite Ausgang zum Flur und der Treppe war von Geurgios von Außen verschlossen worden.

Nausika zitterte in Angst und Furcht und war rathlos, und auch den beiden Midshipmen grade nicht sehr wohl bei der Sache zu Muthe. Sie sahen sich, wie man zu sagen pflegt, in einer Mausefalle und wußten, daß sie sich noch sehr glücklich schätzen konnten, wenn sie mit einer tüchtigen Tracht Schläge davon kamen. Indeß ein Mid verliert nie den Muth und die Hoffnung, sich aus der Klemme zu bringen, in die er sich selbst gesteckt hat, so lange noch Athem in

seinem Leibe ist. Nach kurzer Berathschlagung kamen die Beiden zu dem Resultat, daß sie am besten an dem Ort, wo sie sich einmal befanden, die weitere Entwicklung oder die Wiederherstellung der Ruhe abwarten könnten. Die Wahl machte ihnen freilich keine Schwierigkeit, und während die Odaliske weinte und klagte, setzten die jungen Burschen ihre Waffen für alle Fälle in Bereitschaft und recognoscirten durch Fenster und Schlüsselloch.

Es war bereits dunkel, als Edward Maubridge, der Baronet, um Neues über die Bewegungen in Constantinopel zu hören, sich nach Tershana rudern ließ. Er gelangte eben an Bord des TIGER, als der Capitain mit den anwesenden Offizieren auf dem Hinterdeck der Fregatte stand, um die auf dem anderen Ufer in der Fanariotenstadt ausgebrochene erste Feuersbrunst zu beobachten, und wurde auf's Freundlichste von Allen bewillkommnet.

„Die Gesellschaft der jungen Burschen,“ meinte der Capitain, „scheint Ihnen nicht lange zugesagt zu haben. Ich hoffe jedoch, Sie haben sie sicher untergebracht, damit sie in dem Lärmen, den diese Leute auf allen Seiten erheben, nicht auch ihre Nase stecken und zu Schaden kommen.“

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen, Capitain,“ erwiderte der Baronet. „Wo ist Frank?“

„Nun, zum Teufel, wo soll er sein, als bei Ihnen? Er und der junge Schlingel Gosset. Sie haben ja selbst ihn eingeladen.“

Der Baronet sah ihn groß an.

„Ich verstehe kein Wort davon. Ich kommen eben, um Sie und Frank zu besuchen, denn im Gesandtschaftshotel steht Alles auf dem Kopf und hat kein Mensch Zeit zu einem vernünftigen Wort.“

„So soll das Wetter doch gleich in meinen besten Mast schlagen, wenn die jungen Halunken mich nicht da gründlich belogen haben. Ihr Bruder, Sir, wies mir eine schriftliche Einladung von Ihnen vor und erbat sich darauf für diese Nacht Urlaub.“

„Ich dachte nicht daran; aber wo mögen die vertrackten Burschen hin sein in diesem Gewühl? Sie werden ein Unglück haben.“

„Da blicken Sie hin,“ schrie der Capitain, indem er auf den Menschenstrom wies, der sich von der Höhe der Vorstädte mit wildem Lärmen zum Horn drängte; „die jungen Halunken haben den Tumult gewittert und sind sicher mitten drinnen.“

Der erste Lieutenant erzählte jetzt, was er von Adams gehört, und der Deckmeister wurde eilig herbeigerufen und näher befragt. Seine Erzählung erweckte ernstlich die Besorgnisse des Capitains und des Baronets.

„Wenn die Unbesonnenen sich in irgend einen tollen Streich eingelassen haben, wo Frauen in's Spiel kommen, so sind sie verloren,“ sagte der Letztere. „Kannst Du den Ort wiederfinden, wo Du den jungen Narren heute Morgen getroffen?“

„Hm,“ meinte der Alte, „ich müßte kein Seemannsauge für eine Landmarke haben, wenn ich's nicht könnte! Diese Dinger, die sie Häuser nennen, sind zwar hier einander verteufelt ähnlich, aber ich witterte gleich Unheil und hab mir die Fahrt gemerkt.“

„Wollen Sie mir ein Boot geben, Capitain, und einige zuverlässige Leute?“

„Die sollen Sie haben, Edward, eine ganze Bootsmannschaft und ihren Offizier dazu. Den zweiten Kutter in's Wasser und die Leute bewaffnet hinein. Der Teufel scheint dort drüben los, denn ein Feuer nach dem andern geht in die Höhe. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich die Burschen so leichtsinnig fortge-

lassen habe, da doch schon Tumult in der Stadt war. Fort, Jungens, sputet Euch!“

Der erste Lientenant trieb die Mannschaft an, ehe fünf Minuten vergangen, war der Kutter bereit und die Matrosen sprangen hinein, mit Enterbeilen und Kurzsäbeln bewaffnet; der zweite Lieutenant saß bereits in dem Boot. Mau-bridge, der eilig die Pistolen des Capitains geholt hatte, und der Deckmeister folgten.

„Abgestoßen!“

Die sechs Ruder tauchten in die Wellen und das Boot schoß in das Dunkel des Horns.

Die Thür des Hauses von Geurgios krachte unter den Schlägen der Brecheisen in den Händen der Banditen Geronimo's. Über die zusammenbrechende stürzten die wilden Gestalten in das Innere und ihr Mordio gellte durch das Haus hinter den flüchtenden zeternden Weibern d'rein.

„Nach Oben! nach Oben!“ herrschte Hassan, der Führer, seinen Genossen zu; „Ihr wißt, was der Kneipenwirth uns aufgetragen. Dann ist's Zeit zum Plündern.“

Der Arnaut mit vier Gefährten sprang die enge Treppe hinauf; Schemel, Stühle, Tische, Alles, was sich werfen ließ, flog ihnen jedoch entgegen auf die Köpfe und trieb sie wieder zurück.

„*Lahnet bi Scheitan!*“ fluchte der wüste Mörder; „hinauf, Memmen!“ und sein Pistolenschuß knallte die Treppe hinan, die bereits halb gefüllt war mit einer Barrikade von Möbeln und Kissen jeder Art.

„Gieb's ihnen brav, Frank,“ schrie der kleine Gosset, „immer die Vordersten! Der Grieche kann mir das Pistol zurückreichen!“

Die Kugel des kecken Midshipman traf einen der Banditen in die Schulter, daß er blutend und fluchend zurücktaumelte.

Während die Mid's noch unentschlossen auf den Lärmen am Eingang des Hauses gelauscht hatten und Nausika in Todesangst in einem Winkel des Gemachs auf den Knien lag, bald christliche, bald türkische Gebete jammernd, flogen rasche Tritte von Außen zur Thür, ein Schlüssel wurde in's Schloß gesteckt, und ehe noch die Midshipmen Widerstand zu leisten vermochten, ward die Thür aufgerissen und Gregor Caraiskakis, gefolgt von Vaso, stürzte herein.

Erstaunt und starr blieb er stehen, während die Odaliske sich Hilfe suchend in seinen Arm warf, denn der Schein der nahen Feuersbrunst erhellte jetzt genügend das Gemach und zeigte ihm die beiden jugendlichen Offiziere, die Pistolen in der Hand.

„Was soll das heißen? wie kommen die Fremden hierher?“

Aber der Sturm draußen an der Hausthür verschlang des Mädchens Antwort und die verlegene Ausrede der Engländer. Es war keine Zeit zu Nachfragen und Erklärungen.

„Wenn Sie Männer von Ehre und Herz sind,“ rief der Grieche, „so helfen Sie mir dies Haus und die Frauen darin gegen das mörderische Gesindel vertheidigen, das den Eingang stürmt. Ich sehe, Sie sind bewaffnet; lassen Sie uns die Treppe zum obern Stock halten!“

Ein Säbel, den er in einem der Gemächer gefunden, war seine einzige Waffe, Frank reichte ihm sogleich eine der Pistolen. Die drängende Gefahr hatte die peinliche Situation des jungen Mannes aufgehoben und die Aussicht auf den Kampf im Nu alle Thorheit und allen Leichtsinn verscheucht. Sein Muth und seine Entschlossenheit zeigten das gute Blut in seinen Adern.

„Vorwärts, Sir, ich helfe Ihnen. Gosset, lade die Pistolen und schütze unsere schöne Sultanin!“ und eilig schleppte er die Möbel, die er greifen konnte, zur nahen Treppe, denn eben brach unten die Thür des Hauses unter den Händen der Banditen. Aber die Odaliske hatte bereits einen anderen Freund und Schützer gefunden. Aus weit aufgerissenen Augen hatte Vaso, der türkische Soldat, die ehemalige Braut einige Momente angestarrt, dann sprang er auf sie zu und riß sie gewaltsam in seine Arme.

„Nausika, Tochter Jani's, bist Du es wirklich, meine Braut, mein Weib? Du hier in Byzanz?“

Mit einem, fast mit Entsetzen gemischten Erstaunen hatte Caraiskakis die Worte des Soldaten gehört, und ein Blick auf die Verwirrung des schönen Mädchens überzeugte ihn, daß sie wahr. Die Odaliske, die sein Herz und seine Sinne so zauberschnell umstrickt hatte, in deren Arm er die Nacht verschwelgt—die Tochter Jani's, dessen Haupt für ihn gefallen? Und so, mit dem Schimpf des Mädchens, hatte er das blutige Opfer vergolten?! Seine Gedanken wirbelten, da rief ihn der Schuß des Banditen und die Stimme des Midshipman zum Bewußtsein und seiner Pflicht zurück und im nächsten Augenblick stand er an dessen Seite und schleuderte die schweren Geräthe auf die Angreifer.

„Hurrah für Alt-England!“ schrie der kleine Mid, während er am Fenster die abgeschossene Pistole lud. „D'rauf, Frank, und pfeffere sie tüchtig; ich muß auch einen Schuß auf sie thun!“

Und sein Ruf fand ein Echo, denn aus der Gasse herauf donnerte es aus zehn Kehlen über den Lärmen der Feuersbrunst und das Geschrei der Griechen: „Hurrah für Alt-England!“ und die Matrosen des TIGER, von Adams und dem Baronet geführt, stürzten herbei und jubelten hoch auf, als sie die Stimme des Knaben hörten. „Hurrah, Frank! brav gehalten! Es kommt Ersatz; unsere Tiger sind da, Adams und Dein Bruder Baronet! Hierher, Männer! greift sie von vorn an und bringt die Halunken zwischen zwei Feuer!“

Aber es that auch Noth, daß Hilfe kam, denn wie Teufel, der Hölle entsprungen, stürmten die Banditen die Treppe, während ihre zahlreichen Kameraden sich bereits mit dem Volke auf dem Platze vor der Thür umherschlugen.

„Das Seil! das Seil!“ rief der wackere Frank seinem jungen Kameraden zurück. „Denk an das Seil, Gosset, und rette das Mädchen!“

Der kleine Mid hörte den Ruf seines Gefährten und mit Vaso's Hilfe schleppte er die halb ohnmächtige Schöne zum Fenster, schlang den Strick um sie und ließ sie hinabgleiten, wo die Arme des Baronets sie auffingen. Kaum war das Tau am Boden, so hatte es auch der alte Deckmeister erfaßt und schwang sich mit der Gewandtheit eines Seemannes, der im Sturm die Tauwand erklimmt, hinauf in das Gemach.

Andere folgten ihm.

„Hurrah, Master Frank! Die Tiger sind da!“

Aber der Beistand that Noth. Hassan voran stürmten die Banditen des Kahvedschi wie rasend die Treppe, über die Möbel und Gegenstände kletternd, mit denen Frank und Caraiskakis sie gefüllt. Einen zweiten der Stürmer schoß der Grieche nieder, doch den beiden anderen Kugeln wichen die Männer aus und zum Laden war keine Zeit mehr. Über die Barrikaden aus Stühlen und Tischen hinweg wurden sie handgemein, doch auch die schwache Schutzwehr riß die starke Faust der Stürmenden bald zur Seite und ihre Handjars und Dolche klirrten gegen den Säbel und den Kurzdegen der Vertheidiger. Gregor sprang zur Thür des Gemachs zurück und rief seinem tapfern jungen Gefährten zu folgen, aber der Midshipman, von einem leichten Dolchstich in die Seite getroffen,

strauchelte und fiel, und im Augenblick war Hassan der Arnaut neben ihm und hob den blinkenden Yatagan zum Todesstoß.

Frank war verloren!

Aber Caraiskakis hatte den Fall des jungen Mannes gesehen—im Nu sprang er vorwärts mitten unter die Angreifer und sein Säbel fing, zersplitternd am Gefäß, den schweren Yataganhieb auf. Dann den Griff dem Banditen in's Antlitz schmetternd, faßte er mit der Linken den Jüngling und suchte ihn fortzuschleppen. „Brav gemacht, Mann! Heran, Jungens!“ schrie eine Stimme hinter ihm und der kräftige Schwung eines Enterbeils deckte den Griechen gegen die erhobenen Waffen seiner Bedränger. „D'rauf auf die Schufte und gebt's ihnen!“

Die kräftige Gestalt des alten Deckmeisters sprang in die Gruppe, zwei Matrosen folgten im nächsten Moment und die unverhoffte Hilfe wendete im Nu den Kampf. Die drei Banditen stürzten Hals über Kopf die Treppe hinab und aus dem Hause, an dessen Eingang ihre Kameraden sich mit den Fanarioten und einigen von dem zweiten Lieutenant des TIGER geführten Matrosen schlugen. Adams half dem Midshipman empor.

„Da habt Ihr die Bescheerung, toller Bursche,“ sagte er ärgerlich. „Kein Unterrock in der ganzen Welt ist werth, daß ein wackerer Seemann sich dafür ein Loch in den Leib rennen läßt, durch das der Wind hineinpfeift. Wie geht's Euch, Master Frank? redet! ich hoffe, es ist nicht schlimm, und der brave Mann hier ist nicht zu spät gekommen!“

„Ich glaube nicht,“ murrte der Midshipman, „aber Zeit war's. Ich bin in die Hüfte gestochen und der erste Lieutenant wird's vorerst bleiben lassen müssen, mich in den Mastkorb zu schicken. Aber wo führt Dich der Henker zu so glücklicher Zeit her, alter Seewolf?“

„Dazu giebt's nachher Zeit, jetzt laßt uns machen, daß wir zu unsern Burschen kommen!“ entgegnete der alte Matrose, indem er den jungen Mann emporhob und mit Gregor's Hilfe die Treppe hinabtrug. „Goddam!“ rief er plötzlich, als unten der Feuerschein hell auf das Gesicht des Griechen fiel und er dieses erblickte. „Ich sollte meinen, wir kennen uns; seid Ihr nicht der Mann von Smyrna?“ Caraiskakis schaute ihn finster an bei der Erinnerung.

„Ich weiß Nichts von Euch.“

„Glaub's wohl,“ meinte der alte Matrose, „aber ich kenne Euch desto besser, und es freut mich um Master Frank's willen, daß ich Euch damals mit dem Schießsprügel nicht durch den Kopf geschossen, als Ihr Sir Edward Eure Schwester abjaget und uns klopftet. Wir waren auf schlechtem Wege und fochten für keine gute Sache; aber es ist brav von Euch, Freundchen, daß Ihr des Baronets Bruder so wacker beigestanden habt.“

Der Grieche ließ den Jüngling fallen.

„Dies der Bruder des Lord Maubridge?“ fragte er wild.

„Nun ja, Mann! was thut's zur Sache? ein braver Mann hilft dem Andern gegen das Gesindel. Hierher, Hodges! Dick! helft mir den jungen Master zum Boot tragen.“

Der Grieche faßte des Matrosen Arm, während die Gerufenen herbeisprangen und den Midshipman aus dem Getümmel schleppten.

„Wo ist das Mädchen, das Weib, das wir im Hause vertheidigten?“

„Ei, zum Henker, wo wird die verteufelte Landnixe sein? In die Arme Sir Edwards fiel sie, gerade aus dem Fenster herab. Schaut, da läuft sie in der Mitte unserer Leute, und die Haifische sollen mich fressen, wenn der Baronet nicht schon seitlängs von ihr liegt.“

Die Scene umher hatte sich geändert—die Mordbrenner aus dem Malthesergäßchen hatten die Übermacht der von allen Seiten zum Löschen des Brandes und zur Vertheidigung ihrer Habe herbeieilenden Fanarioten erkannt und sich nach allen Seiten durchgeschlagen und zerstreut; die Griechen waren bemüht, das Feuer zu dämpfen, und die Engländer, jetzt Frank und die von dem Baronet geführte Odaliske in ihrer Mitte, drängten sich durch die Menge zu ihrem Boote hin.

„Nausika—Mädchen—Tochter Jani's!“ schrie Caraiskakis und warf sich in die Menschenwoge, die sich wieder um die Matrosen geschlossen. „Zu mir, Freunde, das Mädchen ist die unsere!“

Aber wer kümmerte sich in der eigenen Bedrängniß und Noth um das Weib, dessen türkische Tracht ohnehin genügt hätte, jeden Griechen Gefahr und Verderben in ihrer Berührung sehen zu lassen. Gosset hatte mit einigen verwirrten Worten dem Baronet berichtet, daß es eine vornehme türkische Dame wäre, die hier gefangen gehalten worden und die Frank habe befreien wollen. Die Odaliske, von der augenblicklichen Gefahr befreit, begriff schnell ihre Lage und die günstige Gelegenheit für ihre Wünsche.

„O, Effendi, rettet mich aus dieser Noth! ich bin eine Gefangene und ein armes Weib, verloren ohne Euch,“ schmeichelte sie in fränkischer Sprache zum Baronet, dessen Arm sie unterstützte. Sie waren bereits nahe am Boot, in dem zwei der Matrosen zurückgeblieben waren, als Caraiskakis endlich die Engländer erreichte und das Auge des Baronets mit Erstaunen und Erbitterung plötzlich seinen Todfeind vor sich sah.

„Das Weib, Mylord!“ herrschte der Grieche ihm zu, „Sie haben kein Recht auf sie, das Weib ist das meine!“

Der Baronet stieß ihn hohnlachend zurück.

„Ist dies Weib das Ihre, so nehme ich es, wie Sie mein Kind geraubt. Nur für dies Lösegeld sollen Sie diese Frau haben! In's Boot mit ihr!“

Gosset zog die willige Odaliske fort; mit einem Sprunge war der Grieche an dem Baronet und faßte ihn an der Kehle.

„Mädchendieb!“

„Der Teufel hole das Gewürm, nieder mit dem Schuft!“ schrie der mit Adams herbeikommende zweite Lieutenant und der Hieb seines Kurzdegens sauste schwer auf den Schädel des Griechen nieder, daß dieser bewußtlos zu Boden stürzte, wie ein gefälltter Baum. „Fort mit Ihnen, Maubridge, wir haben, was wir wollen, und hier Nichts mehr zu thun.“

Der Deckmeister hatte sich auf den Niedergestreckten herab gebeugt.

„Ist er todt, der Unglückliche?“ fragte nicht ohne Theilnahme der Baronet. „Ich denke! Schade um den Mann; es war nicht viel besser als ein Mord,“ murrte der alte Matrose, „und das Alles um eines verdammten Weiberrocks willen.“

Der besonnene Lieutenant zog sie fort zum Boot, denn ein Hause Fanarioten mit Geurgios an der Spitze stürmte herbei.

Das englische Boot stieß hinaus in das Horn—jammernd am Ufer rannte Vaso umher, den die Matrosen zurückgetrieben, als er der Wiedergefundenen folgen wollte. Es war am dritten Morgen nach den Scenen des Aufruhrs, als Gregor Caraiskakis aus einem tiefen Schläfe auf ärmlichem Lager in einem griechischen Hause der Vorstadt Ejoub erwachte. Sein Kopf war mit Binden umwickelt, an seinem Lager saß in trübem Sinnen Vaso, der entflozene Schiffssoldat.

Der Hieb des Lieutenants hatte ihn absichtlich nur flach getroffen und durch seine Wucht betäubt zu Boden geworfen. Als er wieder zu sich kam, fand er sich an dem Orte seines jetzigen Aufenthalts, wohin ihn Geurgios hatte bringen

lassen. Doch war ihm Ruhe nöthig, und außerdem hatte ihm der Fanariot Verborgtheit anbefohlen, denn in Constantinopel hatten die Nacht und der nächste Tag eine neue Wendung der Dinge gebracht.

Während im Fanar die Feuersbrunst—wie es hieß, vom Blitzstrahl entzündet—in die Wolken flammte und an 200 Gebäude verzehrte, hatte sich der Strom der fanatisirten Moslems, an der Spitze die Softas und Ulemas, zum Platz der Hohen Pforte gewendet und umgab drohend und tobend beim Schein der Fackeln und dem Unwetter trotzend den Palast, die Auslieferung Reschid-Pascha's fordernd. Aber Reschid hatte sich bei dem ersten Anzeichen des Sturmes nach Tschiragan geflüchtet, wohin ihm der Großwessir folgte. Vergeblich erwarteten die hohen Würdenträger hier die Demonstration der Griechen; statt deren brachte jeder Augenblick Nachrichten von dem Triumph ihrer Gegner und der Aufregung unter der türkischen Bevölkerung Stambuls.

Am Morgen erließ der Großwessir den Befehl, daß alle Moscheen, die Hauptversammlungsorte des Aufstandes, an denen die Softas fortwährend das Volk bearbeiteten, geschlossen werden sollten. Dem Befehl wurde entsprochen, aber die Masse versammelte sich jetzt auf den öffentlichen Plätzen und nahm eine noch drohendere Haltung an.

Jetzt erhielten die Garden den Befehl, einzuschreiten und mit Gewalt den Aufruhr zu unterdrücken, der bereits so ausgedehnt war, daß Lord Redcliffe eine Proclamation an die britischen Unterthanen zur Beruhigung erlassen mußte, worin er Aufnahme und Schutz auf den britischen Schiffen verhiess.

Die Garden rückten von ihren Kasernen zwar aus und besetzten das Serail, die Pforte und die Suleimanje, wo die Schätze der ganzen Nation gleich wie in einem großen Pfandhause in Koffern aufbewahrt werden, aber sie weigerten sich, das Volk anzugreifen, ohne Befehl Ruschdi-Pascha's, ihres bisherigen Commandanten. Ruschdi-Pascha aber befand sich im Seraskiat, wohin Mehemed einen Ministerrath berufen, um scheinbar über die drohende Gefahr zu verhandeln, ohne daß der Großwessir oder Reschid hier zu erscheinen wagten.

An verschiedenen Stellen, wo das Volk versammelt war, begannen die Softas während des Tages bereits ganz offen die Thronerhebung Abdul-Aziz's zu proclamiren. Die griechische Bevölkerung—feig und unentschlossen—wagte sich nicht mehr zu rühren—sie zitterte seit den Vorgängen des letzten Abends für ihr Leben und ihre Habe.

Die Regierung befand sich buchstäblich am Morgen des 22. nur noch im Seraskiat und in den Händen Mehemed Ali's.

Bei dem schwachen und ängstlichen Charakter des Sultans fühlte die Friedenspartei, daß in dem gegenwärtigen Augenblick Nichts zu machen und ein Nachgeben nöthig sei, um nicht allen Einfluß zu verlieren. Chosrew-Pascha selbst rieth dazu, und als daher am Vormittag Adilé, die Schwester des Großherrs, nach Tschiragan kam, fanden ihre Worte beim Sultan ein williges Gehör.

Am Mittag hatten Lord Redcliffe und General d'Hilliers eine längere Audienz bei dem Sultan, in welcher sie ihm zeigten, daß nur ein unbedingtes Eingehen auf die Intentionen Frankreichs und Englands die Türkei und seinen Thron zu sichern vermöchte. Eine Stunde darauf erschien der Seraskier im Palast, seiner Sache so sicher, daß er ohne alle Begleitung kam, und als er nach einer längeren Unterredung sich entfernte, geschah es mit dem Schritt eines Triumphators.

Er vergaß, daß in dem Herzen eines Orientalen das Gefühl einer Beleidigung nie stirbt und unter der trügerischen Blumendecke der Freundschaft und Veröhnung die Schlange des Hasses ruhig lauert, bis sie ihren Giftzahn in das

Opfer schlagen kann. Der Padischah war gedemüthigt—der Padischah wartete seiner Zeit.

Noch an demselben Tage hatte Reschid-Pascha vom Bord der QUEEN aus, an den er sich geflüchtet, seine Entlassung eingereicht, aber der Sultan dieselbe auf den Rath des englischen Gesandten nicht angenommen. Dagegen durfte der Seraskier unbehindert eine scharfe Verfolgung aller Russenfreunde beginnen und eine Menge Führer der Griechenpartei wurden eingekerkert.

Dies waren die Nachrichten, die am Abend vorher Geurgios, der sich gleichfalls von seinem Hause entfernt hielt, dem Griechen gebracht hatte.

Auf seine Fragen an Vaso hörte Caraiskakis, daß der Freund heute noch nicht in Ejoub gewesen. Als dieser endlich kam, erkannte er leicht, daß die Neuigkeiten, die er brachte, noch schlimmer als die früheren waren.

„Es freut mich, Sie so weit wieder hergestellt zu sehen,“ sagte der Fanariot, „denn es wird gut sein, wenn wir noch diese Nacht Constantinopel für einige Zeit verlassen. Der Baron ist auf Betrieb der englischen Gesandtschaft von der türkischen Polizei als russischer Agent verhaftet und hat mir selbst diesen Wink gegeben. Mehemed Ali, um seinen Frieden mit dem Padischah zu machen, hat nach türkischer Weise verrätherisch an den eigenen Werkzeugen seiner Intrigue gehandelt und an 400 Softas aufgreifen lassen, um sie als Rebellen auf die Galeeren nach Creta zu schicken. Der Todfeind unseres Glaubens unterhandelt bereits mit den beiden Gesandten wegen der Einschiffung eines Hilfscorps.“

„Aber der Baron—sollen wir ihn feig im Stich lassen?“ fragte der Grieche. „Signor Ölsnero,“ lachte der Fanariot, „hat der Mittel zu seiner Sicherheit mehr in Händen, als wir, und wird sich schon zu befreien wissen. Wir werden ihm am Balkan bessere Dienste leisten, als hier.“

„Und das Mädchen—Nausika—die Odaliske?“

„Bei Sanct Demeter, was kümmert sie uns? Wollen wir eines Weibes wegen den Kopf in die Schlinge stecken? Diese Teufel von Türken haben keine Eingeweide; sie schneiden einem Christen den Kopf ab und stellen ihn zwischen seine Beine, ehe er ein Kreuz schlagen kann, wenn es ihre Weiber gilt. Überdies ist für Sie der Boden von Constantinopel doppelt gefährlich, wenn Ihr Name entdeckt würde, und ich traue meinen eigenen Leuten nicht mehr.“

„Wie meinen Sie dies?“

„Lesen Sie. Ihr Bruder, der Capitano Caraiskakis, hat die Fahne des Kreuzes in Thessalien erhoben, und die Griechen strömen von allen Seiten ihm zu. Mögen die Heiligen ihnen besseres Gelingen geben, als uns hier!“ Der Fanariot warf ihm eine Nummer der *Elpis* und eine Proclamation in griechischer Sprache zu, wie in diesem Augenblick Tausende als Flugblätter durch Griechenland und das südliche Rumelien, selbst nach Constantinopel hin verbreitet wurden. „Ich habe Beides so eben durch einen Bundesbruder erhalten.“

Gregor sprang empor; alle Schwäche, alle Gedanken an seine eigenen Verhältnisse waren verschwunden, als er den berühmten Aufruf seines kühnen und tapferen Bruders in der Hand hielt. Derselbe lautete:

An die geknechteten Griechen von
Thessalien, Macedonien, Thracien
und Epirus, Klein-Asien, Candia
und allen Inseln des Archipelagus.

Brüder und Landsleute! Zu den Waffen, zu den Waffen! Seit vier Jahrhunderten seufzt Ihr unter türkischem Joch. Die glückliche Stunde ist gekommen. Erhebt Euch und verliert keine Zeit; der Halbmond verschwinde vor dem Kreuz! Eure Sache ist eine heilige, und der Allmächtige wird Euch beistehen. Denkt an den Ruhm Eurer edlen Ahnen und erröthet über Eure Entwürdigung. Fürchtet nicht die Bluthunde des Sultans, noch seine glaubensabtrünnigen Freunde; es sind wilde, aber feige Horden, die Ihr schnell besiegen und zerstreuen werdet. Erhebt Euch, kämpft und laßt Euer Schwert nicht einen Augenblick rasten, bis Ihr es dem letzten Moslem in's Herz gestoßen! Nieder mit den Barbaren, den Plünderern Eures ruhmvollen und klassischen Vaterlandes, den Mördern Eurer Brüder von Scios und Kydonia. Eure nordischen Glaubensbrüder vergießen ihr Blut an den Ufern der Donau für Eure Sache. Seid ihnen und ihrem edlen Kaiser dankbar, aber laßt sie nicht allein vollbringen, was zu leisten Eure Pflicht ist. Bald wird jener mächtige Strom die gänzliche Vernichtung der Türkenschaaren sehen. Euer Kriegsgeschrei sei *religiöse Unabhängigkeit!* und Ihr werdet gewiß die barbarischen Moslems überwinden. Traut den Franken nicht und hofft Nichts von ihnen für Eure Freiheit; sie sind Eure bittersten Feinde und die Freunde Eurer Unterdrücker. Erkennt Euch, daß die Engländer Parga an die Türken verkauften. Bedenkt, daß die Kanonen der Engländer wegen des verächtlichen Juden Pacifico die Häuser Eurer Landsleute im befreiten Griechenland bedrohten. Und noch schlechter als die Engländer sind die lateinischen Franzosen. Verachtet sie Alle—zielt wohl auf den Feind! Gott ist mit Euch, und bald werdet Ihr frei sein!

Athen, den 10. (22.) November.
Anastasius Caraiskakis.

„O, daß ich bei ihm sein könnte, daß wir Schulter an Schulter unser Blut für die Befreiung des Vaterlandes einsetzen dürften!“

„Seine Kampfstätte ist am Pindos—die Ihre am Balkan. Dorthin ruft Sie das Vaterland.“

„Treffen Sie Ihre Anstalten,“ sagte mit stolzer Fassung der Sciote, „sein Ruf wird mich immer bereit finden!“

Im Schatten der nächsten Nacht verließ zum zweiten Male mit Geurgios und Vaso Gregor Caraiskakis die Hauptstadt des türkischen Reichs auf dem Wege zur Donau.

An der Donau.

1. Die Führer.

Es war in den ersten Tagen des Januar 1854 und die Wintersonne schien glänzend und heiter auf das prächtige Schauspiel, das sich an beiden Ufern der Donau bei Widdin, dem Viminacium der Römer, entwickelt hatte. Unterhalb der Stadt, die mit ihren 25 Minarets von alten Festungswerken umgeben sich dicht am Fluß dahinstreckt und auf der weiten bulgarischen Ebene—nur rechts durch die Wradamnitza-Gebirge begränzt und links in weiter Ferne durch die

dunklen Massen des Balkan—einen freundlichen Ruhepunkt bildet für den Blick, führte eine Schiffbrücke zu der hochgelegenen Smurda-Insel, die jetzt von Batterieen starrte. Darüber hinaus, über den etwa 300 Schritt breiten, von einer leichten, aber nicht tragfähigen Eisdecke bedeckten linken Arm des mächtigen Stromes, verlängerte sich die Brücke bis zum hoch emporsteigenden Ufer von Kalafat, das gegenwärtig die stärkste Stellung der türkischen Armee bildete und den Russen den Weg nach Serbien sperrte. Wir haben bereits erwähnt, daß die Russen einen großen strategischen Fehler begingen, als sie den Übergang der Türken bei Widdin und ihre Festsetzung in Kalafat so leichthin duldeten. Der Fehler rächte sich schwer; denn ihm hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß die russischen Streitkräfte während des ganzen Winters und Frühjahrs ihr Augenmerk auf die Sicherung der kleinen Walachei gerichtet halten mußten und so dem Gegner auf dem rechten Ufer Gelegenheit gaben, sich zu kräftigen und die Hilfe der Westmächte abzuwarten. Die Bewachung der Türken bei Kalafat verhinderte fast acht Monate lang alle Operationen an der untern Donau. Die Türken hatten den günstig gelegenen Ort mit einer Verschanzung von circa 6000 Schritt Länge umgeben, die an beiden Enden in einem Fort auslief. Die Verschanzung bildete den russischen Stellungen zu einem vorspringenden Winkel und war von 600 zu 600 Schritt durch eine mit schwerem Geschütz besetzte, mit Schanzkörben und Faschinen gegen das Feuer bekleidete Bastion oder Lünette befestigt. Eine innere Linie von vier Redouten zur Aufnahme der Reserven gab zugleich eine zweite Vertheidigungsfront. Auf einer Anhöhe zur Rechten bestrich außerdem eine sehr gut gelegene Redoute die Flanken und auf der Insel, deren Zugang durch einen Brückenkopf geschützt war, befanden sich vier Batterieen, jede von vier bis fünf Stück schwerem Geschütz, deren Feuer im Nothfall über die Verschanzungen hinweg trug.

Die türkischen Vorposten dehnten sich im Halbkreis um die Verschanzungen auf die Entfernung von zwei bis drei Wegstunden aus und begegneten hier denen der Russen in täglichen kleinen Scharmützeln.

Es war am Vormittag große Besichtigung der Truppen sowohl in Kalafat als in Widdin gewesen, und die verschiedenen Corps rückten eben wieder in ihre Quartiere, oder trieben sich dienstfrei bereits in Gruppen umher. Der Muschir selbst mit seinem ganzen Generalstabe war seit drei Tagen in Widdin anwesend und eben im Begriff, wieder abzureisen. Die Masse des Gefolges und die zahlreiche militairische Begleitung, welche die Straßen um das Konak Said-Pascha's, des Gouverneurs von Widdin, bei dem der Sirdar sein Quartier genommen, füllten, erhöhte das bewegte bunte Treiben. Eine Menge Pferde, prächtig gesattelt, wurden im Konak und vor dem Thor umher geführt, Arabas mit ihrem weißen Ochsengespann standen zur Seite und die Lastiks in ihrem Innern, wie die Vorhänge, die sänftenartig das Obertheil umgaben, zeigten, daß sie zur Aufnahme von Frauen bestimmt waren, während die Arabadschis mit den Gepäckwagen bereits vorausgegangen.

In der That führte der Muschir während des ganzen Feldzugs an der Donau seine jüngste Gattin, eine Deutsche aus Siebenbürgen, und deren Schwester stets mit sich, indeß die Bujuk-Hanum, die erste Frau, die noch der verstorbenen Sultan ihm gegeben, und deren Hand und Einfluß er hauptsächlich seine glänzende Laufbahn und seinen Reichthum verdankt, im Serail und den Harems von Constantinopel, wie wir bereits gesehen haben, seine Interessen wahrte.

Der Muschir ist in Bezug auf die Frauen ein arger „Gläubiger“ geworden, wenn er auch nicht gerade die schrankenlose Eifersucht derselben theilt. Da der Leser hier zum ersten Male auf dem Felde unserer Erzählung dieser in den letzten Jahren so berühmt gewordenen Persönlichkeit begegnet, wird eine kurze Skizze über sie von Interesse sein.

Michael Lattas—dies ist der ursprüngliche christliche Name des Muschirs—ist zu Anfang dieses Jahrhunderts in Illyrien geboren. Er trat in seiner Jugend in den österreichischen Militärdienst und hatte das Glück, in eine der militairischen Erziehungsanstalten zu kommen, der allein er seine Ausbildung verdankt. Als Feldwebel war er in Zengg in das Bureau des Majors Knevicz commandirt, der für ihn väterlich sorgte. Hier verwirrte er jedoch die Kassengeschäfte seines Wohlthäters auf die unverantwortlichste Weise, machte bei einem dem Major nahestehenden Kaufmann in Zara auf seinen Namen Schulden und entfloh mit dem erschwindelten Gelde nach Banjaluka und Sarajevo, wo er nach vielfachem Elend Hauslehrer bei dem Pascha wurde. Dort auch trat er zum Islam über und kam später mit dem Pascha nach Constantinopel, wo er auf dessen Empfehlung als Zeichner in einer türkischen Militairschule angestellt wurde, und im Auftrag des verstorbenen Sultans geometrische Wandtafeln für den jungen Prinzen Abdul-Medjid schrieb. Später wurde er dessen Schreiblehrer und machte, von dem guten Herzen des jetzigen Sultans mit Wohlthaten überhäuft, die glänzende und rasche Carrière, die ihn an die Spitze der Armee von Rumelien brachte. Den ersten Ruf gewann sich Omer-Bei 1842 in Syrien als Befehlshaber im Libanon und dabei trotz seiner grausamen aber nothwendigen Strenge eine solche Popularität, daß die Drusen und Maroniten sich ihn sogar von der Pforte als Häuptling erbaten. Hier scheint zuerst sein rastloser Ehrgeiz geweckt worden zu sein, und verschiedene Anekdoten beweisen, wie er schon damals den ganzen verschlagenen und dennoch heftigen Charakter des Orientalen sich angeeignet hatte. Wir wählen eine unter den vielen.

Omer befand sich zu Deir-el-Kamar, im berühmten Palast des Emirs Bechir Betteddin, als er von einem der trotzigsten und mächtigsten Scheiks des Libanons besucht wurde. Während der Unterredung erhält Omer ein Schreiben des Pascha's, das ihm befiehlt, eben diesen Scheik festzunehmen und nach Beiruth zu liefern. Der Bei verläßt nach einer Weile das Gemach, um ein Geschäft zu besorgen, und als er zurückkehrt, gewahrt er mit Erstaunen die veränderte und ängstliche Haltung seines Gastes. Ein Blick auf den Divan belehrt ihn, daß er den Befehl des Pascha's dort liegen gelassen und der Druse, da Zartgefühl eben nicht die schwache Seite der Orientalen ist, denselben gelesen hat. Der Bei ist schnell gefaßt. Indem er mit dem Gast ruhig die Unterhaltung fortspinnt, läßt er sich Schreibgeräth bringen, und entwirft auf seinen Knien einen Brief an den Pascha, in dem er den Scheik als ganz ungefährlich und zu einem Freunde der Regierung bekehrt schildert, den er zu einem wichtigen Amte bestimmt habe. Das Schreiben wiederum geschickt zurücklassend, entfernt er sich nochmals unter einem Vorwand, und als er wiederkehrt, findet er seinen Gast aufgeheitert und vollkommen beruhigt. Der Drusenhäuptling, auf die Heiligkeit der orientalischen Gastfreundschaft bauend, entläßt unbesorgt seine starke Eskorte aus dem Konak, speist mit dem Bei und schläft unter seinem Dach. Am andern Morgen, als er fortreiten will und schon den Fuß im Steigbügel hat, wird er plötzlich von den Wachen, die Omer über Nacht genügend verstärkt hatte, festgenommen und nach Beiruth an den Pascha ausgeliefert, der ihm den Kopf abschlagen ließ.

Wegen seiner Haltung im Libanon zum Pascha ernannt, wurde Omer als solcher nach Albanien und später nach Kurdistan geschickt, um die ausgebrochenen Aufstände zu unterdrücken. Er that es mit eiserner und blutiger Strenge und galt von dieser Zeit an am Hofe von Stambul als einer der zuverlässigsten und geschicktesten Diener. Als im Jahre 1848 die Revolution in Bukarest ausbrach, Fürst Bibesco floh und Soliman-Pascha die Bewegung nicht zu unterdrücken vermochte, wurde im September der Groß-Referendar Fuad Effendi als Civil-Commissarius und Omer-Pascha als Befehlshaber des Heeres entsandt, das mit den Russen gemeinschaftlich die Fürstenthümer besetzte.

Omer-Pascha hatte damals die erste Gelegenheit, die russischen Truppen in der Nähe zu beobachten. Nur von seinem rastlosen Ehrgeiz gespornt, bot er, ganz gegen die geheime Politik seiner Regierung, den Russen, als General Lüders in Transsylvanien einrückte, um die ungarische Revolution zu bekämpfen, seine Hilfe dabei an, und nur die eifrigen Bemühungen Fuad's vermochten ihm das Thörichte dieses Schrittes endlich klar zu machen. So fort sprang er zum andern Extrem über, und während er seine erste Gattin nach Constantinopel sandte, um allen Folgen seiner unüberlegten Politik vorzubeugen, begann er ganz offen seine Feindseligkeit gegen die Österreicher und selbst gegen die Russen an den Tag zu legen. Diese wurde noch mehr durch die Vernachlässigung erhöht, welche Österreich gegen ihn zeigte, indem es ihn bei den zahlreichen Ordensvertheilungen überging. Dafür rächte er sich durch die willigste, ja ehrenvolle Aufnahme der ungarischen Flüchtlinge, als deren Beschützer und Freund er sich von jetzt ab öffentlich zeigte. Ungarn, Deutsche und Polen strömten in Bukarest zusammen und schworen daselbst in dem von Omer bewohnten Palast öffentlich ihren Glauben ab. Jeder der Neubekehrten erhielt drei Dukaten in dem Augenblick, wo er den Feß aufsetzte. Aus den gewandtesten Offizieren bildete sich Omer eine Umgebung, auf die er sicher zählen konnte und die bald die Aufmerksamkeit Rußlands und Österreichs erregte. Wir haben in einem früheren Abschnitt unseres Buche gesehen, daß Österreich im Frühjahr 1853 aus der Flüchtlingsfrage die ersten Veranlassungen zu seinem Auftreten in Constantinopel nahm. Dem Scandal in Bukarest, während dessen Fuad bereits als Gesandter nach Petersburg gegangen war, machten endlich die Vorstellungen des französischen General-Consuls ein Ende. Eine Menge Generale und höhere Offiziere aus den bekanntesten Adelsfamilien Ungarns und Polens hatten den Turban genommen. Omer selbst gab ihre Zahl auf 72 an—dazu 6000 Soldaten.

Die spätere Laufbahn Omer's ist bekannt. Zum Muschir (Titel aller Staatsminister—Feldmarschall) von Rumelien und im April 1850 zum Militair-Gouverneur von Bosnien und der Herzegowina ernannt, unterdrückte er mit der furchtbarsten Strenge und einer Grausamkeit, die mit den älteren Zeiten der türkischen Herrschaft wetteifert, die nationalen Bestrebungen der muselmännischen Bosniaken und Bulgaren, wobei ihm seine Umgebung von dreißig früheren ungarischen und polnischen Offizieren an die Hand ging, nachdem Tahir-Pascha, der bisherige Civil-Gouverneur von Bosnien, durch Gift beseitigt worden. Iskender-Bey—der Pole Ilinski—war dabei einer seiner thätigsten und glücklichsten Helfer. Nachdem die Rebellion der Bey's von Omer völlig unterdrückt worden—die Details würden über den Raum dieser Blätter gehen—erfolgte im Anfang des Jahres 1852 die Entwaffnung der bosnischen Christen, bei der die scheußlichsten Grausamkeiten verübt wurden. Nach Constantinopel zurückberufen, wurde der Muschir zwar für einige Zeit in Folge der gegen ihn erhobenen Anklagen außer Thätigkeit gesetzt, doch schon das Frühjahr 1853

führte ihn wieder mit vermehrter Macht auf den Schauplatz und gegen die Montenegriner, wo wir seinem Auftreten zuerst in unserem Buche begegnet sind.

Es ist unzweifelhaft, daß schon seit seinem ersten Zusammentreffen mit den Russen an der Donau im Jahre 1849 der Muschir für seinen Ehrgeiz auf einen großen Krieg mit diesem Erbfeinde seines neuen Vaterlandes rechnete. Von jener Zeit ab stand er im Divan fortwährend auf der Seite der Kriegspartei und war trotz seiner sonstigen sehr liberalen Anschauungen und Gewohnheiten auf das Engste mit der alttürkischen Fraction verbunden. Die bald nach Beginn des Krieges in Constantinopel verbreitete Geschichte von einem Vergiftungsversuch gegen Omer und die wiederholten Drohungen der Alttürken bei den Aufständen der Ulema's und Softa's, daß der Sirdar mit der Armee gegen Constantinopel rücken werde, wenn der Krieg nicht seinen Fortgang habe, gehören offenbar mit zu seinen Intriguen.

Im Tschardak⁽⁶⁻⁴⁹⁾ der Locanda Alexo's des Slowaken standen zwei Männer, beide in türkischer Uniform, der Eine mit den Tressenabzeichen des Offiziers, der Andere in dem einfachen blauen Rock mit dem Feß—ein Hekim-Baschi⁽⁶⁻⁵⁰⁾ der Armee, Doctor Welland, den die Ordre seiner Vorgesetzten von Schumla aus nach Widdin geführt hatte, um in den schrecklichen Lazarethen von Widdin, in denen während des Winters an 10,000 Typhuskranke von den türkischen Truppen starben, Hilfe zu leisten. Der Offizier war ein Jüs-Baschi (Hauptmann) vom 3. Bataillon des 4. rumelischen Ordu's,⁽⁶⁻⁵¹⁾ ein Pole von Geburt, Makiewicz, der schon mit Bem übergetreten war und in der türkischen Armee Dienste genommen. Welland hatte ihn durch seine aufmerksame Behandlung von einem der schrecklichen Wechselfieber befreit, die Tausende entnervten, und der Pole, der seinen Dienst noch nicht wieder angetreten, beobachtete mit dem Arzt das eigenthümliche militairische Schauspiel.

„Wissen Sie, Doctor,“ sagte der Offizier, „daß der Muschir gestern den Ober-Ekmekschi⁽⁶⁻⁵²⁾ und zwei seiner Gehilfen hat erschießen lassen? Die Cannillen verdienen eine zehnfach härtere Strafe, als die ehrliche Kugel; denn ihnen und diesen schurkischen Lieferanten ist es zuzuschreiben, daß ein Fünftel des Heeres in den Lazarethen liegt, aus denen nur für Diejenigen ein Weg in's Leben zurückführt, welche unter so freundliche und geschickte Hände gerathen, als die Ihren.“

„Ich habe davon gehört, und so sehr ich die Sache als Mensch beklage, fühle ich doch die Nothwendigkeit eiserner Strenge und hoffe von der kurzen Anwesenheit des Muschirs vielfache Reformen und den besten Erfolg. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Armee bis auf die Baschi-Bozüks herab sich tapfer schlagen wird, aber die Unglücklichen verkommen an der gränzenlosen Unordnung und Nichtswürdigkeit, die in allen Theilen ihrer Verpflegung herrscht. Ich habe das Brot gesehen, das für die Truppen nach Kalafat alltäglich transportirt wird, und muß gestehen, daß unser Vieh von solcher Nahrung erkranken würde. Das Mehl ist mit Rinde, Spänen, Erde und hundert andern eklen Materialien verfälscht; halb ausgebacken, im Innern ein reiner Brei, kommt es aus den Bäckereien, man wirft es in die mit schlammigem Wasser halb angefüllten Boote oder auf durchnäßte Karren und bringt es so in's Lager.

„Die Wenigsten der Soldaten haben während des ganzen Decembers ein warmes und trockenes Quartier gehabt, die Schuhe faulen an ihren Füßen. Alles, was sie erhalten, und es ist wenig genug, ist von der schlechtesten Qualität. Das Lazarethwesen ist in einem so scheußlichen Zustande, daß selbst das viel-

besprochene Betrugssystem unserer Gegner schwerlich solche Schrecken hervorzubringen im Stande ist. Von Medikamenten ist fast keine Spur vorhanden, Calomel oft das Einzige, was zu haben ist. Und das ärztliche Personal—daß Gott erbarm'! Ich habe selbst einen Unterarzt und einen Apotheker, die mir beide gestanden haben, daß sie der Eine ein Schneider, der Andere ein bankerrutter Kaufmann in ihrer Heimath waren.“

Der Pole lachte.

„Sie werden noch ganz andere Dinge hier kennen lernen, Doctor. Der Unsinn mit den Ärzten kommt davon, weil in den Augen der Türken jeder Franke von Natur aus ein Hekim ist. Und dennoch, trotz der Wahrheit Ihrer Schilderungen, trotz der Thatsache, daß diese Menschen seit mehreren Monaten keinen Sold empfangen haben, mit dessen Hilfe sie bei der Geringfügigkeit ihrer körperlichen Bedürfnisse sich einige Erleichterung verschaffen könnten, ist ihre Aufopferung und ihre Geduld wahrhaft heroisch und erhaben. Sie ertragen alle diese Übelstände mit einer Ergebung, von der unsere europäischen Truppen keine Ahnung haben würden. Auf dem Schlachtfelde oder auf dem harten Lehm Boden des Lazareths, wo auch der Tod zu ihrem Haupte tritt, sie erleiden ihn ruhig und muthig. Es ist ihr Kismet, für den Koran zu sterben, was kümmert es sie, ob es durch die Kugel oder die Krankheit geschieht!“

Der Arzt hatte die Erfahrung selbst an hundert Sterbelagern gemacht—es ist erhaben und empörend, mit welcher Gleichgültigkeit der Orientale das schwere Geschäft des Sterbens betrachtet.

„Doch lassen Sie uns den Weg hinauf zur Festung gehen,“ unterbrach Makiewicz ihre Betrachtungen. „Der Kriegsrath scheint beendet und der Zug des Muschirs sich in Bewegung zu setzen. Sobald er über die Schanzen der Irregulären hinaus ist, wird es hier voll genug werden.“

Die Beiden, denen sich noch einige andere Offiziere anschlossen, verließen den Tschardak und gingen durch die traurigen Gassen der Stadt, die bei schlechter Witterung einer großen Kloake gleichen und von mephitischen Dünsten erfüllt sind, zur Festung, die durch einen Graben von der Stadt abgesondert ist und in der das Seraï des Gouverneurs liegt. Hier auf einer Erhöhung postirte sich die Gesellschaft und sah den Zug herankommen.

Eine Abtheilung der türkischen Husaren eröffnete denselben, ihnen folgte der Muschir mit seiner zahlreichen Begleitung zu Pferde, der sich die Führer der Armee von Kalafat und Widdin angeschlossen. Omer-Pascha steht jetzt im Anfang der Fünfziger. Es ist von mittlerer, etwas gedrängter Gestalt, sein Gesicht ist nur durch den scharfen unruhigen Ausdruck der Augen von Bedeutung. Seine Manieren sind leicht und sicher und seine Lebendigkeit durchbricht häufig die Schranken der orientalischen Ruhe, die er sich anzueignen gesucht. Im Ganzen läßt sein Äußeres den Mann von Bedeutung und Thatkraft nicht verkennen. Er spricht mit Geläufigkeit türkisch, italienisch und französisch und selbst ziemlich gut das Deutsche.

„Sie würden mich verbinden, Kamerad,“ sagte einer der jungen Offiziere, ein Sardinier, der erst am Tage vorher von Constantinopel eingetroffen war, „wenn Sie mich etwas mit den Persönlichkeiten bekannt machen wollten.“

„Sehr gern, Kamerad. Da an der Spitze reitet der Muschir, den Sie bereits bei der Parade kennen gelemt. Ihm zur Seite, der Alte auf dem schönen Araber, ist Sami-Pascha, der Gouverneur dieses schmutzigen Nestes. Pferde und Oglans⁽⁶⁻⁵³⁾ sind sein Luxus; er hat Geld genug dazu zusammengescharrt. Er ist ein Grieche von Morea und kam als Kind nach Stambul, wo ihn Mehemed Ali, der Vicekönig, zur glückseligen Würde seines Oglan erhob. Als der schlaue Fuchs,

den sein Herr zu allerlei Ämtern verwandte, endlich merkte, daß es mit seinem Gebieter zu Ende ging, brachte er seinen Reichthum in Sicherheit und ging nach London, wo er lange den Stutzer gespielt hat. Auch in Paris hat er sich durch seine Avantüre mit einer schönen Jüdin bekannt gemacht, und als er nach einigen Jahren nach Stambul zurückkehrte, gewann er sich durch seinen Verrath an Mehemed das Paschalik von Trapezunt und später von Larissa. Vor vier Jahren wurde er endlich hier in Widdin der Nachfolger Hussein's, des Janitscharentödtters, und chikanirt seitdem die Österreicher, hält auf seine alten Tage ein Harem, von dem man Wunderdinge erzählt, und ist der schlaueste alte Hund, den ich noch gekannt habe!“

„Sie schildern in scharfen Zügen,“ lachte der junge Mulassim.⁽⁶⁻⁵⁴⁾ „Aber der General oder Pascha an der Rechten des Muschirs?“

„Das ist Achmet-Pascha, Ihr künftiger Oberbefehlshaber, denn der Sirdar hat seinen Generalstabs-Chef, Allah sei's geklagt, nun einmal dazu gemacht, ob schon wir unter ihm Nichts als Feiertage haben. Er machte seine Studien auf der Ingenieurschule zu Wien und ist ein ganz einsichtsvoller Türke, versteht aber vom Feldlager Nichts. Es wäre nicht auszuhalten, wenn Ismaël-Pascha ihn nicht manchmal in Bewegung setzte. Ich denke immer, der Muschir hat ihn deswegen an seine Seite gestellt. Sehen Sie den stolzen Mann da auf dem Rap-pen, dem einzigen in der ganzen Schaar—sein Blick scheint Feuer zu sprühen, und das tscherkessische Blut in seinen Adern zeigt sich bei jeder Bewegung. Schaut er nicht aus wie ein König unter diesen schmutzigen Moslems?“

Der Doctor lachte.

„Aber Sie sind ja selbst ein solcher geworden, und die halbe Begleitung des Muschirs besteht aus Männern, die den Koran der Bibel vorgezogen haben!“

„Bah! Das ist auch der einzige erträgliche Theil der Gesellschaft.—Da, gleich hinter dem Muschir, sehen Sie den Ferik⁽⁶⁻⁵⁵⁾ Mustapha-Pascha, die Livas⁽⁶⁻⁵⁶⁾ Osman-Pascha und Mehemed-Pascha und Nefwik-Bey, Omer's Neffe, ein kecker Bursche mit seinen Jägern.“

„Und Graf Ilinski—ich wollte sagen Iskender-Bey, der berühmte Anführer der Irregulären?“

„Da kommt er eben hinterdrein gejagt, als säße der Teufel hinter ihm im Sattel oder als gälte es, eine Bank von 20,000 Piastern zu sprengen. Er reitet wie ein Kosak und ist am Ende auch einer, nach seiner tatarischen Physiognomie und seinen boshafte Augen zu urtheilen. Aber für das Gesindel, das er commandirt, ist er unbezahlbar. Ich möchte wissen, wie wir mit dieser Sammlung von Spitzbuben, Meuchelmördern und Fanatikern fertig werden sollten, wenn wir Iskender-Bey nicht hätten, und seine beiden trefflichen Adjutanten, Hidaet-Aga und den Arnautenführer Jacoub-Aga.“ Er wies auf die Reiter.

„Sind sie geborene Türken?“ fragte, der Sardinier.

„Den Teufel auch! Lassen Sie Beide die Beleidigung nicht hören, sonst müssen Sie vor die Klinge. Es sind Landsleute von mir, wenn ich auch nur den polnischen Namen des Einen kenne. Constantin von Jakoubowski aus dem Großherzogthum focht bei Grochow und Ostrolenka, und lebte dann mit Mickiewicz in Paris. In Lemberg im Jahre 48 gefangen und amnestirt, ging er nach Italien und half Rom vertheidigen. Von den Franzosen von dort vertrieben, hatte er gerade noch Zeit, zu Bem zu stoßen, als der alte Held in die Walachei zog und vor Halim-Pascha die Waffen streckte. Seitdem steht er in türkischem Dienst und machte mit Omer die Feldzüge in Bosnien und Montenegro mit. Sie sollen ein Mal sehen, wenn er seine Arnauten mit blanker Klinge in's Gefecht fuchelt. Die Russen haben ihr Lebtage nicht so viel Schläge bekommen, und als kürzlich ein

Mal bei einem Begegnen der Vorposten Jacoub'a⁽⁶⁻⁵⁷⁾ den Kosaken zurief, sie sollten zu den Türken desertiren, bei uns hätten sie's besser und keine Schläge, lachten die Kerls ihn aus und riefen: Du lügst, wir haben selbst gesehen, wie Du prügeln kannst!“

Die Gesellschaft lachte über die Anekdote.

„Wer ist Hidaet-Aga?“ fragte der Doctor weiter.

„O, diesen eben kenne ich nicht und weiß nur, daß er aus einer vornehmen polnischen Familie stammt. Er hat so viel von seinem Vermögen aus dem Schiffbruch der Revolution gerettet, daß er sich im Rosengarten Adrianopel einen ziemlichen Landstrich kaufen konnte und dort in Ruhe lebte. Nur die Freundschaft für Iskender-Bey hat ihn wieder unter unsere Fahnen gezogen und er dient ohne Sold als Freiwilliger, um, wie er sagt, an den Russen eine alte Scharte auszuwetzen.“

„Und der Reiter dort in der rothen Uniform mit dem geschlitzten blauen Dolman, der Bärenmütze und dem Halbmond daran?“

„Hei, das ist der Kolassi⁽⁶⁻⁵⁸⁾ Wersbitzki, der Commandant der türkischen Kosaken, des tollen Corps, das unsere Rechtgläubigen so sehr verabscheuen. Er reitet neben Depuis, dem Franzosen, und dem Juden Osman'a, dem Adjutanten des Muschirs, einem reichen Banquierssohn aus Temeswar, der gestern die Depesche aus Schumla brachte und den Weg von hundert Stunden in zwei Tagen zurückgelegt hat. Freilich jagte er zwei Pferde zu Tode und das dritte hat er die Nacht verspielt. Wersbitzki hat ihm ein Beutepferd auf Wechsel verkauft, da der alte Jude, sein Vater, noch immer richtig honorirt hat.“

„Aber wer ist der Offizier dort in der fremden Uniform, der neben Lord Worsley und Capitain Bathurst reitet und mit Herbert Wilson spricht?“

„Ich kenne ihn nicht,“ entgegnete der Pole.

„Da kann ich Auskunft geben, denn es ist ein Landsmann, Oberst Graf Pisani. Ich focht unter ihm bei Novara und seiner Empfehlung verdanke ich die Anstellung in Ihrer Armee.“

„Ist er mit dem Muschir gekommen?“

„Nein, er hält sich seit einigen Tagen bei Sami-Pascha auf, um wichtige Nachrichten abzuwarten, und wird, wie er mir bei meiner Ankunft sagte, noch einige Zeit hier bleiben.“

„Es scheint, der Muschir läßt ihn eben zu sich rufen, er reitet vorwärts. He, Hussein'a,“ rief er einen jungen Genie-Offizier an, der eben in ihrer Nähe vorüberritt.

„Wie steht's mit dem Kriegs Rath, ist der Angriff gegen Krajowa endlich beschlossen?“

„Salem, Jüs-Baschi Mackiewicz,“ gab der junge Muselman zur Antwort; „ich glaube, wir werden selbst von den Moskows aus den Schanzen gejagt. Sie rücken vor und befestigen sich drei Stunden von unsern Vorposten.“

Die Nachricht erweckte allgemeines Interesse, das nur auf kurze Zeit unterbrochen wurde, als die Araba's,⁽⁶⁻⁵⁹⁾ von schwarzen Slaven begleitet, mit den Frauen des Sirdars in einiger Entfernung dem Zuge folgten.

„Voilà Madame la Maréchale!“ sagte lachend der Capitain, denn so ließ die jüngste Gattin des Muschirs sich nennen, als sie noch nach europäischer Sitte unverschleiert in den Gesellschaften erschien. Omer, der bis auf die Bujuk-Hanum, die Sultan Mahmud ihm gegeben, seine Frauen schon mehrmals gewechselt und weggejagt, oder durch den Tod verloren hatte, besaß 1849 in Bukarest ein Töchterchen, Emine, von 5 oder 6 Jahren, das er sehr liebte. Da er dem Kinde Musikunterricht geben lassen wollte, wurde ihm eine junge Sächsin

aus Kronstadt empfohlen und bei ihm aufgenommen. Ohne schön oder interessant zu sein, verstand sie doch bald, den Muschir zu fesseln, und aus der Lehrerin wurde seine Frau: Zuerst trat sie wie, wie erwähnt ganz nach europäischer Sitte und mit großem Glanz auf, als sie jedoch während des gegenwärtigen Krieges Omer wieder zur Donau begleitete, hatte sie bereits völlig die türkischen Gebräuche angenommen und erschien nur tief verschleiert und von Eunuchen umgeben.

Der Zug war vorüber und die kleine Gesellschaft kehrte daher zum Tschardak des Gasthauses zurück, wo sich gewöhnlich die europäischen und selbst viele türkische Offiziere zu versammeln pflegten, obschon Alexo, der Wirth, im dringenden Verdacht als Spion des österreichischen Consuls und der Russen selbst stand.

Eine bunte Versammlung hatte bereits das Haus und den Vorplatz eingenommen, und alle Augenblicke strömten neue Ankömmlinge herbei. Ehe Welland, der in der Locanda selbst sein Quartier genommen, noch sein Zimmer betreten, sprengten zehn, zwanzig Reiter, von der Begleitung des Muschirs zurückkehrend, herbei und warfen sich vor der Veranda von ihren Pferden. Iskender-Bey war an ihrer Spitze und stürmte in das Haus.

„Der Teufel soll mich holen und der Prophet dazu!“ schwor der wilde Reiteranführer, „wenn mir die Kehle nicht trocken ist wie ein ausgedörrter Schwamm. He, Alexo, Bursche, Wein her, Karten und Würfel, wir müssen nach der Anstrengung im Divan und den Begrüßungs- und Abschiedsreden eine bessere Erfrischung haben, als den Kaffee, den der schäbige Filz Sami uns vorgesetzt hat.“

Die Renegaten im Heere scheerten sich herzlich wenig um das Verbot des Korans gegen den Wein, und der edle Ungar, Bordeaux und Rum flossen in Strömen, wenn sie nur zu haben waren. In der Locanda des Alexo fehlte es aber, trotz des bedeutenden Zuspruchs, nie an dem Rebensaft, da er durch die Vermittelung seines Gönners, des österreichischen General-Consuls, regelmäßige Ladungen von Orsova erhielt. Dafür wanderte jede Kunde, die der Wein von den Lippen seiner Gäste gelöst, alsbald auch in's Haus des Agenten.

Mit der edlen Ungenirtheit des Orients und des Lagerlebens war alsbald—da alle anderen Räume des Hauses gefüllt waren—das große Gemach, das Welland im oberen Stock bewohnte, von der wilden Gesellschaft in Beschlag genommen, und während der Wirth hin und her eilte, die Gäste mit Getränken zu bedienen, klapperten auf dem Tische bereits die Würfel und flogen nach rechts und links die Karten im Hazard.

Iskender-Bey war ein überaus eifriger und wagender Spieler, und seine beiden Freunde und Adjutanten gaben ihm wenig nach. Die Moslems selbst sind keine Freunde des Spiels, sie sind zu geizig dazu.

Während die fremden Offiziere den Weinflaschen zusprachen, oder dem stärkeren Rum, hielten sich die geborenen Türken an den letztern, den sie wie den Slibowitz⁽⁶⁻⁶⁰⁾ aus Kannen und Biergläsern durch die Kehle gießen. Der Prophet hat ja nur den Wein verboten, und auch dies Verbot wird jetzt selbst ziemlich öffentlich mißachtet, wie bei uns die Juden den Schinken verspeisen.

„Nun, Doctor,“ sagte Jacoub-Aga, der die Bank hielt, „wollen Sie denn nicht ein Mal Ihr Glück versuchen? Zum Teufel mit der Kopfhängerei, leben Sie dem Vergnügen, Sie werden der traurigen Beschäftigung des Arm- und Bein-Abschneidens genug haben, ehe zwei Mal 24 Stunden vergehen.“

„Ich hörte bereits davon, Kolassi,“ fragte der Arzt. „Hat man nähere Nachrichten?“

„Die Russen kriechen endlich aus ihren Mauselöchern,“ lachte der Bey. „Ihre Tirailleurs stehen bereits bei Ezetate und ich glaube, sie haben Lust, sich dort festzusetzen.“

„Werden wir angreifen?“

„Versteht sich! Morgen rücken wir aus—aber *Sebal cie pies!* der heutige Tag gehört noch uns. Nur Wersbitzki muß diese Nacht bereits fort, um zu recognosciren; das hat der Narr davon, daß er den Koran verachtet!“

„Vorsichtig,“ mahnte Hidaet-Aga; „der slawonische Spitzbube macht sich fortwährend hier zu schaffen und lauscht auf jede Sylbel!“

„Thorheit!“ höhnte der Bey; „Alexo weiß die Sache besser wie wir.—Drei Dukaten auf die Dame!“

Ein Reiter sprengte unten vor das Haus und stürmte die Treppe herauf.

„Osman-Aga? welcher Dämon führt Sie zurück?“

„*Mashallah, Inshallah, Bismillah* und alle Allah's daneben, denn ich bin ein gläubiger Moslem und kein Jude mehr,“ lachte der Wildfang. „Der Muschir ist ein prächtiger Mann, er hat mich wieder zurückgeschickt, um ihm nach dem Angriff weitere Kunde nachzubringen. Hussah! Wein her! Wer hält die Bank? ich muß meine Uhr und meine Ringe von dieser Nacht zurückgewinnen!“

„Ich gebe Revange,“ sagte der Bey und nahm die Karten. „Ah, sieh da, Graf Pisani! willkommen, Herr Kamerad, bei unserer Unterhaltung. Ich fürchtete schon, Sie liebten weder Spiel noch Wein und belagerten nur das Haremlik des würdigen Sami's.“

„Ich überführe Sie von Ihrem Irrthum, Graf,“ entgegnete der Oberst, der eben eingetreten war, und warf eine Börse mit Gold auf den Tisch. „Fünf Doublonen auf den Buben hier!“

„Wahrhaftig, der Bursche hat gewonnen. Was, ein Paroli? ich sehe, Sie verstehen die Sache.“

Das Spiel nahm seinen Fortgang. In allen Ecken des Zimmers lärmte eine Gruppe. Französisch—Türkisch—Italienisch—Polnisch—Ungarisch und alle slawonischen Sprachen flossen in der Unterhaltung bunt durcheinander. Wellland hatte sich längst darin ergeben, für den Abend und die Nacht auf die Ruhe verzichten zu müssen, dergleichen kam so oft vor, und unterhielt sich auf der Gallerie vor den Fenstern mit Capitain Maxwell und Master Godkin, den beiden Berichterstatlern der *Daily News* und des *Morning Chronicle*, ehe er seinen Abendbesuch im Lazareth machte. Alexo, der Wirth, hatte neuen Bordeaux auf den Tisch der Spieler gepflanzt und dabei war ein bedeutsamer Blick des Sardiniers dem seinen begegnet. Der des Wirthes bejahte und deutete zur Thür.

„Geben Sie mir jetzt die Bank,“ erklärte Pisani und legte seine Uhr neben sich.

„Ich bin Ihnen Revange schuldig und werde sie dreißig Minuten halten, aber keinen Augenblick länger, denn ich habe noch einige Geschäfte. Heran, meine Herren, *faites votre jeu!*“

Die Offiziere spielten eifrig weiter, denn der Sardinier war im Glück und hatte bereits einen Haufen von Gold und Kaïmels⁽⁶⁻⁶¹⁾ vor sich gehäuft. Osman'a, der Jude, sah mit leidenschaftlichen Blicken und vom Wein erhitztem Gesicht dem Spiele zu. Er hatte schon Alles bis auf das goldgestickte Sattelzeug seines Pferdes, selbst seinen mit den schweren Goldschnüren pikeschenartig gezierten Rock der türkischen Husaren, deren Corps er angehörte, verloren.

„Wollen Sie einen Wechsel auf hundert Dukaten von mir annehmen, Herr Graf?“ fragte er endlich hastig. „Mein Vater ist Banquier in Temeswar und wird ihn einlösen, wie meine Kameraden mir bezeugen können.“

Der Sardinier verneigte sich höflich.

„Ich zweifle keinen Augenblick daran, mein Herr, aber ich mache nie dergleichen Geschäfte.“

„Alexo! Schurke, hierher! Zum Henker, wo steckt der Spitzbube?“

Der Slavonier schoß herbei.

„Befehlen die Herren frisches Getränk?“

„Unsinn, Koth! Du sollst mir einen Wechsel discontiren; ich weiß, Du hast Geld, wenn Du nur willst.“

Der Slovake wand und krümmte sich wie ein Wurm. Er wußte sehr gut, daß der Adjutant ihm sicher war, aber er hatte ihm bereits, wenn auch zu den höchsten wucherischen Zinsen, am Tage vorher ein Darlehen gemacht.

„O, Aga,“ sagte er, „ich bin ein armer Mann und habe bereits zwei Wechsel von Euch in Händen. Wo soll ich all’ das Geld hernehmen?“

„Schäbiger Lump!“ fluchte der Wüstling. „Wir Alle wissen, Du kannst halb Widdin auskaufen, so viel hast Du schon an uns verdient. Ich gebe Dir mein Wort, Du sollst Dein Geld wieder erhalten, noch ehe ich das Nest verlasse. Ich werde morgen zu den Juden gehen und Geld schaffen.“

„Könnt Ihr mir nicht lieber ein Unterpand geben, Aga? ich bin ein armer Mann und muß mich sicher stellen. Seine Hoheit der Vali⁽⁶⁻⁶²⁾ gönnt mir ohnehin kaum das Leben.“

„Bah! ich habe Nichts, meine Ringe sind fort, meine Uhr auch. Willst Du mein Patent?“

„Was thue ich mit Eurem Patent? das laßt Ihr im Stich, jeder Mann weiß, daß Ihr der Offizier Seiner Excellenz des Muschirs seid.“

„Nun, Schuft von einem Slavonier,“ sagte der Leichtsinnige, in seiner Brieftasche kramend, „hier ist was Besseres, das ich höchstens auf einige Tage entbehren kann. Die Generalordre des Muschirs zum Durchlaß auf allen Posten und zur Lieferung von Pferden. Ohne dies Papier kann ich nicht von der Stelle; ist Dir das sicher genug?“

Graf Pisani hatte, während die Übrigen, unbekümmert um die gewohnte Verhandlung, fortpointirten, mit halbem Ohr auf das Gespräch gelauscht. Sein rascher bedeutsamer Blick traf gedankenschnell den Slavonier und winkte ihm, zuzuschlagen. „Bei den heiligen Märtyrern, an die Ihr nicht glaubt, Aga,“ schwor der Wirth, „ich muß Euch anvertrautes Gold geben und thue es bloß auf Euer ehrliches Gesicht. Laßt das Papier da, Aga, und Ihr braucht Euch nicht zu eilen, ich verwahre es sicher und hoffe, Ihr werdet mich bei den Zinsen nicht vergessen!“

Der junge Tollkopf folgte dem schlaun Händler aus dem Gemach. Wenige Minuten nachher erschien er wieder am Spieltisch, die Taschen voll Gold, und von den Genossen jubelnd begrüßt.

Die Dukaten rollten. Mit beiden Händen auf den Tisch gestemmt, folgten Iskender-Bey und Osman-Aga den Chancen des Spiels. Die Augen funkelten—wilde Ausrufe und Verwünschungen—das triumphirende Lachen des Gewinns klang von ihren Lippen—nur der Sardinier spielte wie ein Gentleman.

Osman’a verlor—der kühne Führer der Baschi-Bozüks triumphirte im Gewinn.

„Fünzig Dukaten!“

Der junge Verschwender schob den ganzen Rest auf das Coeur-Aß.

„Schwarz! Auf den Buben, Kamerad!“ rief der Bey.

Die Karten fielen rechts und links—Roth hatte verloren, Schwarz gewonnen. Mit einem grimmigen Fluch hob der Adjutant die nächste Flasche an den Mund

und trank sie bis zum Boden leer, Iskender-Bey aber zog das Gold zu seinem Gewinn.

„Wein, Alexo, Champagner! Noch eine Taille, Kamerad?“

Aber der Graf hatte sich bereits erhoben und hielt ihm die Uhr vor.

„Die Zeit ist um, Herr Graf, ich cedire dem Nächsten.—Viel Vergnügen, meine Herren, mich rufen noch Geschäfte; vielleicht find' ich Sie später noch hier und gebe dann weitere Revange.“

Er steckte den Goldhaufen, der vor ihm lag, in die Tasche und griff zum Kasket. Aber ein jammerndes Geschrei voll Schmerz und Angst fesselte seinen Fuß und er blieb ein unwillkürlicher Zuhörer der nachfolgenden Scene.

Die Thür des Gemachs wurde aufgerissen, ein bulgarisches Weib und ein Mädchen erschienen auf der Schwelle, weinend und zagend, als sie die vielen Männer sahen.

Aber Doctor Welland, der sie führte, zog sie, ihnen Muth einsprechend, herein und gerade auf Iskender-Bey zu. Nursah, der schwarze Slave des Doctors, hatte das Mädchen an der Hand, dessen Gewand zerrissen war, dessen langes blondes Haar, häufig eine große Schönheit der bulgarischen Frauen, ihr wirr herab bis fast auf die Knie niederhing.

„Was Teufel, Doctor, bringen Sie uns da für Gäste? Haben Sie eine Otmitza⁽⁶⁻⁶³⁾ gehalten und Braut und Schwiegermutter zugleich erobert? Herbei mit dem Popen!“

Die ganze Gesellschaft brach in ein tobendes Gelächter aus, Welland aber faßte eifrig des Bey's Arm.

„Helfen Sie den Ärmsten, die Schutz bei Ihnen suchen,“ bat er; „sie sind geflüchtet aus ihrem Hause, wo Ihre Baschi-Bozüks Mord und Todschatz üben. Mein Neger fand die Weiber jammernd vor der Thür der Locanda und führte sie zu mir.“

„Bah! was wird es sein?—eine Lappalie—das Volk hier ist an Prügel gewöhnt! Warum geh'n sie den wilden Teufeln nicht aus dem Wege? ich kann mich nicht mit der Beschwerde jedes Bauern oder jeder Dirne befassen.“

Die Baba⁽⁶⁻⁶⁴⁾ war vor dem Bey niedergefallen und umfaßte seine Knie.

„Was giebt's, Weib?“ herrschte er ihr auf Türkisch zu.

„O Hoheit, sie morden meinen Mann—sie haben meinen Neffen erschlagen und ermorden sich unter einander!“

Die Stirn des türkischen Guerillaführers verfinsterte sich.

„Wer bist Du, Frau? wo ist Dein Haus?“

„An der Dromoi,⁽⁶⁻⁶⁵⁾ Hoheit, die nach Belgradzik führt, dem Adlernest der Haiducken. Die Zelte Deiner Krieger liegen keine tausend Gänge davon und mein Mann hält ein Hane.“⁽⁶⁻⁶⁶⁾

„Auf's Pferd, Jacoub'a,“ befahl der Bey, „und sieh' zu, was es giebt. Meine Kopfabscneider sollen dem Volke wenigstens nicht an's Leben kommen, sie werden morgen bessere Gelegenheit finden, ihre Tollheit zu kühlen. Jage die Hunde in ihre Zelte und Du, Weib, störe mich nicht länger.“

Er wandte sich wieder zu dem Spiel, während Jacoub-Aga den Säbel umschnallte und das Gemach verließ, indem er sich von dem Weibe noch weiter den Schauplatz des Excesses beschreiben ließ. Mehrere der jüngeren Offiziere umgaben die hübsche junge Bulgarin, die weinend und zitternd sich an den deutschen Arzt drängte, der sie hereingeführt.

Im Galopp flog ein Reiter vor das Haus, warf sich aus dem Sattel und man hörte ihn laut nach dem Bey fragen. Es war bereits dunkel geworden, der Re-

traiteschuß der Festung jedoch, der die Thore schloß, noch nicht gefallen. Der Führer der Irregulären beugte sich aus dem Fenster.

„Was giebt's? wer fragt nach mir?“

„Der Jüs-Baschi der Kosaken, Mahmud-Aga, läßt melden, daß eine große Anzahl der Irregulären mit seinen Leuten handgemein geworden ist in einer bulgarischen Mehana⁽⁶⁻⁶⁷⁾ an der Straße nach Nissa. Der Kolassi ist bereits in Kalafat und der Aga zu schwach, dem Kampfe zu steuern.“

„*Tysia, c bicy ma'c mordowalo!*“ fluchte der Bey in seiner Muttersprache, „das ist ein Anderes! Zu Pferde, meine Herren, wir müssen die Schufte auseinander treiben, sonst hauen sie sich gegenseitig in Stücke!“ Er sprang die Stiege hinab und rief unter dem Tschardak nach seinem Roß. Mehrere der Offiziere folgten ihm—andere blieben ruhig sitzen, dergleichen Auftritte ereigneten sich zu häufig, um ihre Ruhe noch zu stören. Seine On-Baschi's⁽⁶⁻⁶⁸⁾ voran, jagte der Bey davon.

„Hierher, Excellenz!“ flüsterte der slawonische Wirth, indem er die Hand des sardinischen Obersten berührte. „Folgen Sie mir.“

Es ist ein eigenthümliches Zeichen des militairischen Verhältnisses in der türkischen Armee, daß außer dem Dienst es weder Offizieren noch Gemeinen auch nur einfällt, den Vorgesetzten als solchen und anders, denn als gleichstehenden Kameraden zu behandeln.

Die beiden unteren Gemächer, die Küche und die Veranda der Locanda lagen voll von Militairs jeder Gattung, zum größten Theil Renegaten; aber auch die Moslems kümmerten sich nicht um die Durchdrängenden. Zechend und spielend, von den Leuten des Kahvedschi bedient, war Alles nur mit dem eigenen Vergnügen beschäftigt. Der Sarde folgte dem Wirth durch den Flur und einen kurzen Gang in ein anstoßendes Hintergebäude und zu einem kleinen leeren Zimmer.

„Verzeihen, Excellenz,“ bat der Slovake, „daß ich Sie hierher führe, aber nirgends im ganzen Hause ist ein Plätzchen, wo man sich ungestört besprechen kann.“

Der Oberst warf das Geld, das er gewonnen, auf den Tisch.

„Hier ist Etwas für den Brief der Gräfin, den Du mir gestern sandtest, und die hundert Dukaten, die Du für den Ferman des tollen Aga's ausgelegt. Der Überschuß ist Dein. Gieb mir das Papier.“

„Aber wenn der Aga es einlösen will?“

„Bah!—er denkt nicht daran; ich werde dafür sorgen, daß er Beschäftigung genug hat. In drei Tagen kannst Du es außerdem zurück erhalten. Wie steht's mit meinem Auftrag?“

„Excellenz Befehle sind erfüllt, aber wie ich die Verhältnisse kenne, wird mein Plan der einzig ausführbare sein. Ich habe sichere Kunde, daß eine Anzahl Dorobandschen die Gelegenheit zum Desertiren erlauert. Apollony ist bereit, auf das russische Gebiet zu gehen und die Leute zu führen; es wird ihnen dabei ein Leichtes sein, die Gräfin in ihrem Schloß an der Deszneizia aufzuheben und über die Donau zu bringen. Apollony bürgt mit seinem Kopf dafür, während auch die keckste Schaar der türkischen Truppen nicht die Hälfte des Weges zurücklegen würde.“

Der Graf schwieg, einige Augenblicke nachsinnend.

„Ist der Mann treu?“

„Wie Stahl und Gold, Excellenz, ich verschwöre mein Leben für ihn. Er führt die meisten Überläufer.“

„Du weißt,“ sagte der Oberst, „daß, wenn die Entführung gelingt, Du 200 Dukaten erhältst und der Walache eben so viel. Betrügst Du mich—denn ich weiß sehr wohl, daß Du den Russen eben so gut dienst, wie mir—so werde ich dafür sorgen, daß Sami-Pascha Dich eines schönen Morgens an Deiner eigenen Hausthür aufhängen läßt. Führe den Mann zu mir.“

Der Wirth verschwand und kehrte bald nachher mit einem jungen Manne zurück, der, obschon in türkischer Offizieruniform, doch nur als Volontair in der Armee diente, und—ein geborener Walache—durch seine Bestrebungen, seine Landsleute aufzuwiegeln und auf die türkische Seite herüberzuziehen, sich ausgezeichnet hatte. „Alexo hat Ihnen von dem Unternehmen bereits gesprochen,“ sagte der Graf. „Die eingetretenen Umstände erleichtern die Sache. Das Gut und Schloß der Gräfin Laszlo an der Straße nach Radovan liegt zwar zwei Meilen innerhalb der russischen Linien, doch wird die Gegend morgen von Truppen entblößt sein. Kennen Sie Schloß Badowitza?“

„Sehr gut, Aga!“

„Desto besser; also hören Sie! Die russischen Truppen haben eine Expedition gegen einen Ihnen gewiß bekannten Punkt, Czetate, etwa drei Meilen oberhalb Kalafat, unternommen, und werden sich dort festsetzen. Ich bin durch einen Brief gestern genau unterrichtet worden, daß auch die Detachements, die in der Nähe von Tschoroy und der Deszneizia stehen, dahin commandirt sind, das Gut der Gräfin Laszlo also ohne namhafte Vertheidigung in diesem Augenblicke ist. Alexo, der Wirth, sagt nur, daß Sie der Dorobandschen, die in jener Gegend stehen, sicher sind. Wir werden morgen die Russen bei Czetate angreifen. Sie müssen die Zeit benutzen, um die Gräfin ohne Aufsehen aufzuheben und zur Donau zu bringen. Wie Sie über dieselbe gelangen, oder zum Lager von Kalafat, ist Ihre Sache. Die Dame, die so schonend wie möglich behandelt werden muß und gegen die ich jede Beleidigung auf das Strengste untersage, wird im Konak Sami-Pascha's hier in Widdin abgeliefert. Ist dies geschehen, so wird Alexo Ihnen sofort die versprochenen 200 Dukaten auszahlen. Sagen Sie mir nun, ob Sie sich das Unternehmen auszuführen getrauen?“

„Es ist ein Kinderspiel, wenn die Entfernung nicht wäre. Ich muß den Strom hinabgehen und an einer anderen Stelle übersetzen, was schwierig ist, da überall noch Eis liegt. Der Weg durch unsere Stellung von Kalafat würde mir einen Tag ersparen, doch sind die Moslems sehr mißtrauisch und ihre Linien stark besetzt.“

„Werden Sie durch die Vorposten der Russen nicht gefährdet sein?“

Der Walache lächelte spöttisch.

„Ich besitze genügende russische Papiere—für Gold ist da drüben Alles zu haben—und kenne überdies die Gegend genau.“

„So kann ich Ihnen die Mittel geben, zu jeder Zeit und wie Sie es für gut finden, bei den türkischen Posten während der nächsten drei Tage aus- und einzupassiren, ja überall die nöthige Hilfe sich zu sichern. Hier ist eine Ordre des Muschirs; der Zufall hat mich in ihren Besitz gebracht.“

Apollony untersuchte das Papier.

„Betrachten Sie die Sache als abgemacht, Herr. Spätestens übermorgen Abend ist die Dame im Haremlik des Gouverneurs, oder ich habe meinen Kopf verspielt. Aber ich muß etwas Geld im Voraus haben.“

„Alexo wird Ihnen fünfzig Dukaten geben. Noch Eins—die Gräfin muß die Leute entweder für ein türkisches Streifcorps oder für Überläufer halten. Es kommt nur darauf an, daß ihrer Person Nichts widerfährt, und Gewalt wird sogar besser sein. Etwas Schrecken und Angst wird ihr nicht schaden, mit ihrer

Umgebung machen Sie keine Umstände und betrachten sie als Feinde. Unter keiner Bedingung darf aber die Dame ahnen, daß ihre Entführung von hier aus eingeleitet ist, keine Sylbe von meiner Person, verstehen Sie wohl?“

„Ihre Befehle sollen erfüllt werden! Auf übermorgen also.“

Der Oberst nickte.

„Gutes Glück! Alexo, gieb ihm das Gold.“

2. Die Völker.

Die Mehana des Bulgaren Gawra befand sich ungefähr zehn Minuten vor dem südlichen Thor Widdins an der Straße nach Nissa und Ternowo, der heiligen Stadt des Landes. Das Celo,⁽⁶⁻⁶⁹⁾ zu dem sie gehörte, lag weiter ab von der Straße. Jenseits derselben, hinaus in's Feld, der Donau zu, erstreckte sich das fliegende Lager der Baschi-Bozüks, die hier die Reserve für die Garnison von Kalafat bildeten. Die Hane war nicht nach bulgarischer Art gebaut, die ein rundes, bis auf etwa zwei Fuß vom Boden abstehendes Schobendach zeigt, während das Haus selbst tief in die Erde gegraben ist und man auf Stufen dazu hinuntersteigt. Sie war vielmehr nach städtischem Muster eingerichtet, einstöckig und mit einer großen gemeinschaftlichen Hoda⁽⁶⁻⁷⁰⁾ versehen, die zugleich Küche, Wohn- und Gaststube, bis auf zwei kleine Kammern den ganzen unteren Raum der Umfassungswand einnahm, und nur die vielen weißen, von der Sonne gebleichten und auf Pfähle gesteckten Ochsen- und Pferdeschädel rings um den Hof verkündeten die bulgarische Wohnstätte. Ein großer grüner Busch über der Hausthür zeigte die Eigenschaft als Schänke an—mehrere nach bulgarischer Weise eingerichtete Ställe—denn jede Art der Hausthiere hat hier ihre besondere Wohnung—umgaben das Hauptgebäude.

Gawra, der Wirth und Pferdehändler, galt unter seinen Landsleuten für einen habsüchtigen, aber wohlhabenden Mann, wenn er auch den Gebieten gegenüber Letzteres auf alle mögliche Weise zu verbergen suchte und die ganze Wirthschaft daher äußerlich ein verkommenes und liederliches Ansehen zeigte. Der Bulgar unterscheidet sich im Ganzen sehr zu seinen Gunsten von allen anderen Rassen der Bevölkerung der transsylvanischen Halbinsel. Er ist fleißig, betriebsam, ehrlich und unverdrossen. Geschickt zu jedem Handel und Gewerbe, zu Ackerbau, Viehzucht und Industrie, wäre dies Volk unter einer verständigen und milden Herrschaft der größten Ausbildung fähig, und ihr Land—an den beiden Abhängen des Balkans alle Erzeugnisse des europäischen Südens und Nordens vereinigend—besitzt einen natürlichen Reichthum, wie kein anderes. Während an den Abhängen zur Donau Buche und Eiche, Platane und Wallnuß die mächtigen Kronen aus den üppigen Buschpflanzen emporstrecken, der wilde Wein sich um ihre Stämme rankt und die Thäler fette Weidentriften in Unzahl bieten, thront hoch darüber der Felsengrad des Hämus mit Schluchten und unzugänglichen Bergwänden, in deren Tiefen Schätze edlen Metalls verborgen sind. Rasche goldhaltige Wässer springen von Fels zu Fels hinab, zur Donau drängend oder jenseits hinüber zu den Küsten des herrlichen ägeischen Meers. Der Bär, der Luchs und der Adler hausen auf diesen Bergen, der Schakal streift hinab zur Ebene und der stattliche Rothhirsch mit dem sechszehendigen Geweih streicht in zahlreichen Heerden durch die Wälder. Der Eber wälzt sich im Sumpf, das wilde Pferd galoppirt durch die Ebene. Sieben Felsenspässe brechen durch die gigantischen Massen der Berge und führen zu seinem

südlichen Hänge—die beiden bekanntesten: das trajanische und das eiserne Thor, von denen das erste nach Sophia, das andere über Kasanlik und Schumla nach Varna und dem Schwarzen Meere mündet—zur Landschaft Zagora, die sich vom Meeresstrande bis zum Berge Athos erstreckt, die reichste üppigste Provinz der Türkei.

Wie, wenn man aus dem nördlichen Deutschland kommend, die Felsenmauer der Alpen bei Botzen überstiegen hat und von Meran hinunterschaut auf die Fluren der Lombardei—gleich mit einem Zauberschlage eine andere Zone dem Pilger entgegenweht, so auch an den Felsenpässen des Hämus. Die volle südliche hesperische Natur umgibt den Wanderer—die Olive mit ihrem dunklen feuchten Grün—die Feige, die Cypresse und Platane—der Oleander aus zackigen Felsspalten, an deren Wand sich der Wein und die Melone rankt! die Orange duftet und der Südwind, der aus der Bai von Enos an der grünen Maritza herauf über die thracischen Ebenen streicht, trägt ihm die wonnigen Düfte der weiten Rosenfelder von Edrene entgegen. Über die endlosen Ebenen mit dem hohen Gras und den goldenen Getreidefeldern—nur unterbrochen von den Hunkas⁽⁶⁻⁷¹⁾ der pelasgischen Vorzeit, dem spitz emporspringenden Minaret oder der byzantinischen Wölbung einer verfallenden christlichen Kapelle—streift tagelang der Reiter, einsam und allein mit Alogon,⁽⁶⁻⁷²⁾ dem stummen Freunde. Zahlreiche Städte bevölkern das herrliche Land, aber außerhalb ihrer schmuzigen Ringmauern ist Alles eine poetische Wüste. Wo der Griechen-Slave allein wohnt, ist er noch schutzloser der Willkür seiner Herren preisgegeben.

Die Thätigkeit und Betriebsamkeit, welche dem Bulgaren innewohnt, hat ihn, die Maritza entlang bis zu den Küsten des ägeischen Meeres, bis an die Thore Constantinopels getrieben. Überall ist er Ackerbauer, Viehzüchter, Fabrikant, Handwerker und Kaufmann, und es liegt eine unermeßliche Quelle von Civilisation und Wohlstand in diesem demüthigen, sinnenden und empfänglichen Volke. Still beugt es seinen Nacken unter dem drückenden Joch des Spahi's, der von seinem Fleiße prunkt, seine Töchter entführt und seinen Glauben verhöhnt, und die traurige Klage, die seines Herzens tiefsten Kummer dem selten das Land durchpilgernden Fremdling öffnet, ist der kindlich naive Ruf: „Du bist glücklich, Bruder; in Deiner Vaterlande giebt es Nichts als Bulgaren!“⁽⁶⁻⁷³⁾

Dennoch ist auch dies demüthige gutmüthige Volk schon häufig durch die furchtbare Last der türkischen Mißhandlungen emporgerüttelt und ihm die Waffe zum kräftigen zähen Widerstand in die Hand gezwungen worden. Nur die eigene Gutmüthigkeit und die verrätherische Schlaueit der Gegner hat ihm das Schwert wieder aus der Hand gewunden und das Joch auf's Neue auf seinen kräftigen Nacken gelegt. Die Nation zählt—wenn man die wirklich von ihr bevölkerten Landstriche nimmt und nicht bloß das kleine Gebiet des alten bulgarischen Königreichs, dem die Türken diesen Namen gelassen—gegenwärtig vier und eine halbe Millionen Seelen, und man darf annehmen, daß jetzt—wo sich die europäischen Mächte wenigstens dem Mاسsemorden entgegensetzen werden—die Zahl bald derart wieder sich vermehren wird, daß sie die türkische Bevölkerung eben durch ihr Gewicht still und ohne Kampf zurückdrängt. Daß sie trotz der Gräuel, welche noch dies Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten entweihten, trotz der Ströme bulgarischen Blutes, die vergossen wurden, diese Ziffer erreichen konnte, verdankt sie dem Umstand, daß der Osmane die Nation bisher als Christen verächtlich von seinen Heerzügen ausschloß und daß das Wüthen der Pest hauptsächlich nur die fatalistischen Moslems danieder mähte, während sie die reinlichen vorsichtigen bulgarischen Landbewohner verschonte. Es ist erwiesen, daß jede große Pest der Türkei fast eine Million Men-

schen raubt. Die vom Jahre 1838 tödtete in Bulgarien allein 86,000, fast lauter Türken. Charakteristisch erzählen die Bulgaren, daß der furchtbare „Schwarze Tod“ damals durch die schänderische Gier ihrer Herren entstanden sei. Junge Türken in Bajardzik hätten sich über den kaum erkalteten Leichnam einer schönen Armenierin geworfen und, an ihm ihre viehische Gier befriedigend, den Krankheitsstoff in sich aufgenommen und weiter verbreitet.

Wir haben gesagt, daß die Bedrückung des Volkes es von Zeit zu Zeit zu einem kräftigen Widerstand getrieben. Jede Gemeinde hat ihren Spahi oder türkischen Grundherrn, der sein Spahilik durch den Kiaja oder Stellvertreter verwalten und durch diesen den Zehnten von allem Besitztum, Getreide, Wein, Früchten und Vieh erpressen läßt. Nur im Herbst besucht der Türke zuweilen sein Landgut und haust dann in seiner weißen Kula,⁽⁶⁻⁷⁴⁾ und der Bulgar empfindet nur an den vermehrten Lasten, an der größeren Gefährdung seiner Frauen und Töchter die Nähe des Grundherrn.⁽⁶⁻⁷⁵⁾ Außer dem Zehnten hat der Rajah dem Spahi einen dreitägigen Erntefrohn zu leisten. Doch sind das nur die geringeren Lasten—noch drückendere legt ihm die Regierung auf. Neben den extraordinären Erpressungen der Pascha's muß er den Haratsch—die Kopfsteuer—mit 15 bis 20 Piastern jährlich für den Kopf, die Poresa oder Grundsteuer, die sich nach alten festen Sätzen unverändert richtet, und fast für jeden Gegenstand seines Besitzes Steuer zahlen. Besitzt der Bulgare Nichts als sein Weib, so muß er für den Nießbrauch dieses Gutes allein schon mindestens 100 Piaster geben! Außerdem ist der Pascha berechtigt, ungemessene Frohnen von jedem Bauer zu den öffentlichen Arbeiten zu fordern, und diese Dienste nehmen in der Regel mehr als 30 Tage vom Jahre in Anspruch. Hierzu kommt noch der Gazdalik oder die Verpflichtung, jeden Gast, der auf einen Ferman oder in kaiserlichen Angelegenheiten reist, zu beherbergen und zu bewirthen. Mit der grausamsten Strenge werden diese Abgaben eingetrieben, und die Rechte, die der Bulgar dafür gewinnt, sind Null. Seine Dorfkirchen sind gewöhnlich elende Schuppen oder finstere, halb in die Erde versenkte Gräfte. Es ist durchaus untersagt, ein Kloster oder eine den Einsturz drohende Kirche auszubessern, ohne zuvor für schweres Geld die Erlaubniß des Divans erwirkt zu haben. Neue zu bauen, ist ganz verboten.

Auf den Hochebenen des Balkans, zwischen Seres und Sophia, Philibeh und Ternowo, wohnt eine größere Freiheit, denn die unzugänglichen Schlupfwinkel der Berge nehmen die Flüchtigen auf, und von den Höhen her beherrschen mit dem Schrecken ihres Namens die freien Söhne der Bulgarei—die Räuber des Gebirges—die Haiducken, das Niederland. Es giebt wenige zahlreichere Familien, von denen nicht einige Glieder unter diese Freischaaren gegangen wären; „der Pascha plünderte mich aus und ich schickte meinen Sohn unter die Haiducken,“ sagt gelassen der Familienvater. Die Haiducken sind der Schrecken der Türken und das Einzige, was ihre Gewaltthaten gegen das Land noch in Schranken hält. Diese „Freien“ vertheilen sich in mehr oder weniger zahlreiche Banden unter Hauptleuten, welche, wie die alten Barone in den Zeiten des Faustrechts, die Engpässe besetzen, die türkischen Karavanen und die Steuer-einnehmer des Landes anfallen und den Blutegeln den Raub wieder abjagen. Man erzählt Wunder von ihrer Tapferkeit und Stärke und ihrer Großmuth gegen den harmlosen Reisenden. Dennoch wagte noch beim Ausbruch des orientalischen Krieges kaum ein Kaufmann wenige Meilen durch das Binnenland am nördlichen Abhange des Balkans zu reisen, und ein sicherer Verkehr fand allein auf der Donau statt.

Der erste Aufstand der neueren Zeit am Balkan, der die Pforte erbeben machte, war der Paswan Oglu's, des Bosniaken, mit seinen Kerdschalis im Jahre 1792. Zugleich mit ihm—nach 300jährigem Hinträumen—erhoben sich die bulgarischen Haiducken. Aber während Czerni Georg, der Held von Serbien, 1804 sein Land befreite, sahen die Bulgaren unthätig zu und wechselten nur ihren Herrn, denn der Divan—unfähig, Paswan Oglu, den Vertheidiger der Janitscharen und Alttürken, zu vernichten—mußte ihn als rechtmäßigen Wessir von Bulgarien anerkennen. Hoch belebten sich wieder die Hoffnungen durch die Kriege der Russen 1810 und 1811 an der Donau, aber der Vertrag von Bukarest (28. Mai 1812) ließ die zum Theil bereits aufgestandenen Bulgaren im Stich und wehrlos in der Gewalt der Osmanlis, und Tausende wurden aus Rache zu Tode gemartert. Während Fürst Milosch in Serbien herrschte, lag schwer die Hand Hussein-Pascha's auf dem Lande, und seine Plünderung des armen Volkes häufte jene Schätze zusammen, die bis zum Jahre 1843 seinen Hofhalt in Widdin zu einem der glänzendsten im Orient machten. Die bulgarischen Haiducken kamen nicht eher wieder zum Vorschein, als bis 1821 der griechische Freiheitsruf auf ihren Bergen wiederhallte. Da erhoben sie sich aus ihrem Schlaf und zogen schaarenweis nach Macedonien und bis zum Peloponnes, und Bulgaren waren es, welche die Akropolis von Athen im Sturm nahmen. Der Slave Botschar aus Wodina, der nach Suli auswanderte, ist der Held Marco Botzaris, dessen Blut den heiligen Boden von Missolunghi tränkte.

Als 1829 Diebitsch in den Pässen von Kuletscha das Heer Reschid's schlug und am 19. August in Adrianopel einzog, schien der Stern des christlichen Bulgariens auf's Neue zu glänzen und die ganze Bevölkerung begrüßte jubelnd die Befreier. Wiederum täuschte Rußland ihre Hoffnungen, wenn es auch seitdem nicht aufhörte, im Stillen den erwachten Geist des Volkes zu schüren. Die bulgarische Hetärie, von den Didaskalen, den Dorfschulmeistern, gegründet, verzweigte sich über das Land, und die Sommernächte der Jahre 1834 bis 1838 fanden die Eingeweihten gar oft auf den Kirchhöfen der Klöster, auf den Felsenplateau's der Berge, im wilden Kolo⁽⁶⁻⁷⁶⁾ sich für die Stunde der Freiheit begeisternd. Der Verrath des Neffen Hadji Jordan's, der so vielen wackeren Männern das Leben kostete, brachte den lang vorbereiteten Aufstand zum Ausbruch und 20,000 Mann lagerten um die Feste Jarkoï, bis der trügerische Milosch statt der versprochenen Hilfe sie mit dem Versprechen der Befreiung vom Frohndienst und eigener Stareshinen⁽⁶⁻⁷⁷⁾ zum Abzug bewog. Zu spät sahen sie ein, daß man sie betrogen.

Der Raub der schönen Agapia durch den Neffen des Pascha's von Nissa rief im Frühjahr 1841 auf's Neue das Volk in die Waffen. Unter Miloje erhoben sie sich, und als erst die Irregulären Hussein-Pascha's 150 Dörfer zwischen Sophia und Nissa zerstörten, die Männer spießten, die Frauen schändeten und in die Flammen ihrer brennenden Hütten warfen oder in die Sklaverei verkauften—strömten die Landleute von allen Seiten in die Gebirge, und von 2000 Spahi's, die sie zu verfolgen wagten, kehrten kaum 30 zurück. Miloje hielt Nissa mit seinen Männern belagert und vertheidigte, endlich geschlagen, heldenmüthig mit 1500 Streitern die Kula Kamenitza, bis Alle um ihn gefallen und er selbst sich mit einem Pistolenschuß das Leben nahm, um seinen letzten sechs Gefährten die Flucht zu erleichtern.

Seit jenem Aufstande, bei welchem man wieder vergeblich auf die Hilfe Rußlands und Europa's geharrt hatte, herrschte die Ruhe des Todes in der Bulgarei—nur der Einzelne, der in die Berge geflüchtet und mit seinen Brüdern sich dort vereint hat, kämpft noch trotzig gegen den türkischen Zwingherrn.

Offenbar hofften die Russen bei dem gegenwärtigen Zug an die Donau auf einen neuen Aufstand des bulgarischen Volkes und machten auch vielfache Versuche zur Gründung von Freischaaren. Aber die Kraft des Volkes war in den 13 Jahren noch nicht wieder genügend erstarkt und der Bulgare erinnerte sich, wie drei Mal seit eines Menschen Gedenken der schwarze Czar, obschon einer seiner ältesten Titel der eines „Fürsten der Bulgaren“ ist, seine Rettung den eigenen Interessen geopfert und ihn seinem Zwingherrn stets auf's Neue zu noch härterer Knechtschaft überlassen hatte. Der Aufstand—der Omer-Pascha's Heer hätte vernichten müssen—unterblieb, und die griechische Erhebung im Epirus und in Macedonien fand nicht die gehoffte Stütze am Balkan.

Im Hane des Wirthes Gawra ging es lebendig her an dem Nachmittage des Tages, der uns in der Locanda des Slowaken Alexo zu Widdin gefunden hat. Der schlaue Handja⁽⁶⁻⁷⁸⁾ hatte die Nähe der türkischen Lager benutzt, um einen Handel und Ausschank von Getränken anzulegen, und handelte und verhandelte dabei mit Glück und Gewinn manches Roß, theils aus dem eigenen Stall, theils von der Beute, welche die Irregularen und türkischen Husaren von den Streifzügen über Kalafat hinaus mit zurückbrachten. So strömten denn auch Viele nach dem Abzug des Muschirs und nachdem die Truppen von der Besichtigung zu ihren Quartieren in der Palanka Widdins und dem fliegenden Lager zwischen der Heerstraße nach Nissa und dem Strom zurückgekehrt, zur Mehana.

Das Hane war der gewöhnliche Verkehrsort der Irregularen, seit Kurzem aber auch ihrer christlichen Nebenbuhler, der türkischen Kosaken, dieses Corps aus walachischen Freiwilligen und den Flüchtlingen jedes Landes Europa's, die aus irgend einem Grunde sich nicht zu der Annahme des Islams bequemen wollten, denn diese gehört unbedingt zum Eintritt in den türkischen Nizam. Die türkischen Kosaken waren daher von den Moslems nicht nur als Dschaurs verachtet, sondern offen von ihnen gehaßt, und wurden auf alle gefährlichen und verlorenen Posten gestellt, da ihre verwegene Tollkühnheit keine Hindernisse kannte. Mit Groll und Ärger sahen die Baschi-Bozüks sich im Hane des Bulgaren seit einigen Tagen von ihren Gegnern verdrängt, die der Ruf von der Schönheit der beiden Töchter des Wirthes und einige zufällige Pferdekäufe dahin geführt hatten, und mit Ingrimms bemerkten sie, wie der Handja selbst sich weit mehr mit den Dschaurs zu thun machte, deren Geld leichter rollte und die mehr verzehrten, als die geizigen Moslems.

Die Baschi-Bozüks waren heute zahlreicher versammelt als gewöhnlich und füllten nicht allein die größere Hälfte des untern Hauses, sondern strömten auf dem breiten Tschardak fortwährend ab und zu. Die bunten wüsten Gruppen, auf dem Boden umherkauernd oder gleich Statuen an der getünchten Wand lehrend, boten einen seltsamen phantastischen Anblick. Neben dem Albanesen von Janina mit der heute zu Ehren der Besichtigung wieder einmal rein gewaschenen Fustanelle, dem langbezipfelten Feß und der goldbetreßten Jacke, saß der schmutzige Bosniake, der Arnaut mit den grünen zerlumpten, engen Hosen, die er irgend einem Christen gestohlen, der offenen rothen Ärmel-Weste und dem um den Kopf geschlungenen Tuch, unter dem die dunklen, unruhigen Augen umherblitzten—oder gar der Syrier mit dem broncefarbenen Gesicht, dem weiten, einst weißen, jetzt zu schmutzigen Fetzen gewordenen Gewande. Daneben das ebenholzfarbene Gesicht des Mohren aus Derr oder Kordofan; das gelbe Antlitz des Egypters—des armen Fellah—der, von Hütte und Familie gerissen, hier den ihm gleichgültigen Streit des Großherrn ausfechten sollte. Der

Araber aus den Wüsten von Yemen, der Bewohner der Öden um Damaskus, der Druse vom Libanon, die Vertreter aller wilden Stämme Albaniens neben dem breitbackigen Turkomanen mit den kleingeschlitzten, scharfen Augen! Grausamkeit, Apathie, Fanatismus und Spitzbüberei auf allen den braunen, weißen, gelben und schwarzen Gesichtern, ein Gewirr von Trachten in Farbe und Schnitt, keine der andern gleich, der feine Seidenschawl um schmutzige Lumpen gewunden, Feß und Turban, Tuch und kurdische Mütze; der Kaftan und der Ziegenhaarmantel, das entblößte Bein und die rothe albanesische Gamasche; Goldstickerei neben der wollenen, kaum die Blöße verhüllenden Decke, der blinkende Sporen an dem einen schleppenden Pantoffel, die gelbledernen Strümpfe der Türken oder das unbehilfliche Schuhwerk, das die Regierung geliefert. Dazu ein Arsenal von scharfen Waffen jeder Art, das den Sammler und selbst den Alterthumsforscher entzückt haben würde. Der Säbel in jeder Form und Biegung in Sammet und Lederscheide, im Metall klirrend, oft ohne alle Hülle—der kostbare bleigraue Damascener Stahl in der einfachsten Scheide, Handjars jeder Größe und Form, vom handbreiten syrischen Yatagan bis zur schweren, gewichtigen Waffe des Turkomanen, kurdische Messer, die mehr gerade Klinge der Stämme des Peloponnes, der gewundene eiserne Dolch, vielleicht noch aus den Zeiten der Kreuzzüge von Vater auf Sohn vererbt—eherne und hölzerne, fußlange Griffe, mit silbernen Buckeln und Stiften beschlagen—Perlmutter und Elfenbein, Juwelen und edle Steine an vielen verschwendet. Dazwischen das plumpe Seitengewehr, das der Nizam trägt, der unvermeidliche Tabacksbeutel überall, die Feuerzange in ihrer messingenen Kapsel im Gürtel—der Tschibuk in Aller Munde—eine Wolke voll Tabacksqualm und Knoblauchgeruch über allen Köpfen—zwischen den stillen, ernstesten Gruppen mit dem Kaffeebecher oder dem irdenen Krug voll scharfem Slibowitza, der wie Wasser durch diese abgehärteten Kehlen floß, einige zerlumpte schmutzige Derwische mit der topfartigen Filzmütze und dem braunen oder grauen Mantel—das war der Anblick, den die größere Hälfte des ziemlich weiten Raumes bot.

Desto tobender und lärmender war die Gesellschaft in dem anderen Theil. Hier saßen und standen um zwei oder drei Tische an Zwanzig der türkischen Kosaken in ihrer kleidsamen Uniform, dem blauen, mit scharlachrothen Aufschlägen und eben solchem Futter in den langen aufgeschlitzten Hängeärmeln versehenen Dolman, dem Pelzschacko mit dem großen Halbmond von Messingblech daran und den weiten blauen Pantalons mit breiten rothen Galons. Dazu die Cartouche und der Säbel in der blinkenden Scheide, obschon auch ihnen die gewöhnlichen Feuerwaffen fehlten, da der strengste Befehl gegeben war, daß außerhalb des Dienstes Flinten und Pistolen nicht getragen werden durften, um möglichst Unheil bei dem heißen Blut der Parteien zu verhüten.

Die Gruppen um die Tische waren mit Trinken und Spielen beschäftigt. Während bei den Offizieren in der Locanda Alexo's das Pharo die Taschen leerte, klapperten hier die Würfel unter den Verwünschungen, den wüsten Späßen und dem Gelächter der Freiwilligen.

In der Mitte des Gemaches vor dem großen Kamin war die Kula mit einer ihrer Töchter eifrig mit der Kaffeebereitung beschäftigt. Gawra, der Wirth, und ein Neffe von ihm, fast noch ein Knabe, bedienten die Gäste.

An dem Tisch in der Nähe des Kamins saß die Hauptgruppe der Spieler um einen Fremden, der, so sehr er ihnen auch in dem verwegenen und kühnen Aussehen glich, doch keiner der Ihren war und nicht die Uniform trug. Der Leser kennt ihn bereits—Sta Lucia, den corsischen Banditen, der nach seinem

letzten Verbrechen in Stambul im Heerlager an der Donau Sicherheit gefunden hatte und hier den Diener des sardinischen Obersten spielte.

„*Mashallah!*“ murrte Ali, der Arnaut, zu seinem Nachbar, einem zerlumpten Asiaten, indem er mit dem Mundstück seines Tschibuks nach den Spielern deutete, „sieh diese Söhne der ungläubigen Hunde, wie das blanke Gold durch ihre unreinen Hände rollt. Ein weiser Mann hat mir gesagt, daß man durch dieses Spiel aus einem Beschlick⁽⁶⁻⁷⁹⁾ im Handumdrehen zwanzig goldene Ghazi's erwerben kann.“

Die Augen des Asiaten funkelten lüstern.

„Weißt Du, o Ali, wie man das Geld gewinnt?“

„Ich habe mir sagen lassen, daß man ein Geldstück einsetzt, man wirft die bleiernen Kugeln und erhält so viel Geld, als sie schwarze Punkte zählen.“

„*Inshallah!*—was für Narren sind diese Christen! Es ist nur ein Gott und Mahomed ist sein Prophet. Ich möchte ihnen wohl ihr Geld abnehmen.“

„Bei meinem Bart,“ schwor der Arnaut, „ich habe die gleiche Lust. Aber mein Beutel ist leer.“

Abdallah, der Syrier, nestelte an einem solchen von Ziegenhaar.

„Ich fand bei dem Moskow, den wir bei dem Überfall erschlugen, außer dem Golde auf seinen Schultern zehn Stücke in seiner Tasche. Wenn ich wüßte, daß Allah mein Thun segnen würde, möcht' ich einen großen Beschlick in diesem Spiel wagen.“

„Hussah, Schurke von Wirth! *Istem teremtéte!* Rum her, Branntwein!“

„Bergantre!⁽⁶⁻⁸⁰⁾ Wo steckt der Bursche, daß er Caballero's warten läßt?“

„Villao!⁽⁶⁻⁸¹⁾ Branntwein her!“

„Caballeros, Euer Spiel!—Acht auf der Tafel.“

„*Pesta!* ich werfe mehr! Zehn!“

„*Psia twoja ma?! Hundsmutter die Deinige! Das Geld ist verloren.*“

Der Pole griff sich wild in die Haare und starrte mit funkelnden Augen auf sein verlorenes Geld, das der Spanier ruhig zu dem seinen zog.

„Allah sende ihm Unglück! Hast Du es mit Deinen eigenen Augen gesehen?“

„Was lachst Du mir in meinen Bart, o Beg? Auf mein Haupt komme es. Bin ich ein Mann oder bin ich eine turkomanische Kuh? Sind das Augen oder sind sie es nicht? Ich habe gesehen, wie er über die Thür seines Hofes die drei Kreuze gemacht hat, die das Zeichen der Christen sind, und die unsere Brüder auf's Krankenlager werfen, bis die Reihe an uns kommt.“

Der Moslem, an den die Rede gerichtet war, schüttelte zur Bejahung sein Haupt. „Wir wollen den Derwisch Ibrahim herbeirufen, der dort steht, er wird uns sagen, ob dieser aussätzige Bulgar dafür an seine eigene Thür genagelt werden soll!“

„*Khaweh, Khaweh! Tschibuk, Khaweh dschetir!* Bringt Pfeifen und Kaffee herbei!“

„Höre, Freund Gawra, reiche mir die Guzla⁽⁶⁻⁸²⁾ dort von dem Nagel. Wo ist Marutza, Deine Tochter, daß sie mein Lied begleitet? Warum bedient die Moma⁽⁶⁻⁸³⁾ Deine Gäste nicht?“

Der Bulgare reichte eifrig dem Italiener die Cither.

„Die Marutza fürchtet sich vor der zahlreichen Gesellschaft, Aga, sie wirthschaftet in den Ställen mit dem Vieh.“

„Schaff' sie herbei, pitoccone!⁽⁶⁻⁸⁴⁾ Meinst Du, wir sind hierher gekommen, um Dein schlechtes Gesicht anzuschauen?!“

„*En avant,* Monsieur Gawra, bringen Sie uns Mademoiselle Maruzza!“

„Die Moma! die Moma!“ heulte der Chor.

Der Bulgare war bereits demüthig verschwunden.

Die Moslems schauten finster auf die Lärmer; um Hadschi-Achmet und den Derwisch hatte sich eine Gruppe gebildet und horchte eifrig seinen Worten.

„Dieses Schwein von einem Bulgaren thut, als ob wir nicht in der Welt wären. Ich will die Gräber seiner Väter besudeln!“

Der Redner schüttelte verächtlich den Zipfel seiner Jacke.

„*Corpo di Bacco!* Ruhe da oben! Ich will mein Lied singen!“

Tomasini, der Venetianer, begann, auf der Guzla klimpernd, Orsino's Trinklied aus der Lucretia. Seine Stimme war schön und bald sammelten sich Zuhörer um ihn und klatschen ihm ihren Beifall. Selbst die wilden Kinder der Wüste horchten den übermüthigen frischen Klängen.

An dem Tisch des Corsen stand der Baschi-Bozuk, sein Auge haftete gierig auf dem Golde, das vor Sta Lucia lag.

„Hei, Kamerad—willst Du auch ein Mal Dein Glück versuchen? Heraus, alter Beduine, mit den Piastern und den blanken Dukaten und Dublonen, die Du zusammen gestohlen hast.“ Er reichte ihm den Becher.

Der Araber verstand seine Sprache nicht, aber er legte langsam und zögernd einen Imperial auf den Tisch. Seine langen Finger krampften noch ängstlich danach, als der Corse das Goldstück nahm und prüfte.

„Diavolo! Russisches Gold? Hast Du viel dergleichen, *pidocchioso?*“

Er warf einen Napoleonsd'or daneben und schob dem gierigen Moslem die Würfel zu. Einige Männer sammelten sich um die Gruppe.

Draußen am halb zusammengebrochenen Hofzaun hinter dem Hause, durch den vorspringenden Stall vor den Blicken verborgen, lehnte Marutza, die älteste Tochter des Hauswirths. Um das reine ovale Gesicht mit den großen blauen Augen wallte das Goldhaar bis fast zur Erde hinab, die jungfräulich üppige Gestalt wie mit einem Mantel umgebend. Auf dem Scheitel fehlte zwar die Ringelblume oder die Rose, mit der die Bulgarin sich schmückt, denn die Jahreszeit bot nicht die sinnige Zierde; aber der Mann vor ihr schaute auch nicht nach fremden Blumen aus, wo die Rosen auf den Wangen der Geliebten ihm glühten und aus ihren treuen melancholischen Augen alle Blüthen der Zärtlichkeit ihm entgegen strahlten.

Es war ein kräftiger junger Mann von trotzig kühnem Aussehen, der glänzend gewichste Schnurrbart lang über die Mundwinkel niederhängend, auf dem Haupte, das bis auf den langen, in zwei Flechten getheilten Haarbüschel auf dem Scheitel, kahl geschoren war, einen slavonischen Hut. Von dicker Wolle war seine ganze Kleidung, die kurze Kutte, der Gürtel, die Beinkleider, die Bänder, womit seine Füße dicht umwickelt waren. Über dem Allen war er in einen weiten filzartigen weißen Mantel gehüllt, der die Waffen in seinem Gürtel verbarg, bis auf die treue Flinte, die im Bereich der Hand lehnte.

„Ich sage Dir, Marutza,“ sprach finster der Fremde, „ich dulde es nicht länger, daß Dein Vater Dich den Blicken der Männer preisgibt, von denen seine Habsucht ihren Vortheil zieht, statt Dich, wie es einer Bulgarin ziemt, an der Spindel oder dem Webstuhl in der Kammer zu halten. Mit Maria, Deiner Schwester, mag er thun, was ihm beliebt, aber Du bist meine Braut, wenn Du auch den Schleier oder die Haube nicht trägst, und bei den vierzig Märtyrern, ich hole Dich in der Otmitza, wenn Dein Vater der Sache kein Ende macht!“

„Du thätest besser, Miloje,“ entgegnete die Stimme des Alten, der seine Tochter zu suchen gekommen war, hinter ihnen, „Du brächtest Deinen und meinen Hals nicht in Gefahr, indem Du hier umherstreichst, während die Khawassen

des Pascha's und alle Leute in Widdin wissen, daß ein Preis auf Deinem Kopfe steht.“

„Bah!“ sagte der junge Mann verächtlich, indem er die Finger seiner Rechten von sich spreizte. „Ich fürchte die Schurken nicht. Ich bin ein freier Haiduck, und Sami-Pascha weiß, was er von meinen Brüdern zu erwarten hat, wenn er mir ein Haar krümmt. Mein Vater war ihr Schrecken und, bei der Panagia!⁽⁶⁻⁸⁵⁾ ich werde diese Türken nicht für die Tschorbadschias⁽⁶⁻⁸⁶⁾ erkennen, so lange ein Athem in dieser Brust ist.“

„Aber was willst Du hier, wo tausend Augen auf uns gerichtet sind?“

„Mein Weib, Marutza, meine Braut, wie Du meinem Vater gelobt hast. Ich bin von den Bergen herunter gekommen, weil ich gehört habe, daß Du, des schönsten Geldes wegen, Deine Töchter gleich Mägden die Krieger des Großherrn bedienen läßt.“

„Du bist ein Thor, Michael Miloje! Wem anders fällt einst mein Hab' und Gut zu, als Dir und dem Mann meiner Tochter Maria? Die Weiber müssen verdienen, so lange sie im Hause sind. Du kannst Marutza doch nicht mit auf Deine kalten Berge nehmen, und im Paschalik findest Du kein Celo, wo Du Dich niederlassen darfst, ehe nicht der Bann von Deinem Haupte genommen ist. Was können wir thun, wir sind die Knechte!“

„Ha, bei dem Blute meines Vaters, der im Thurm von Kamenitza für die Freiheit der Seinen starb,“ rief der Haiduck, „sind wir nicht Memmen, daß wir diese Fesseln tragen? Sind unsere Freunde, die Moskowiten, nicht jenseits des Stromes bereit, uns zu Hilfe zu eilen, sobald nur der Kampfesruf von unsern Bergen erschallt? Ist der schwarze Czar nicht unser wahrer Vater? Schämt Euch, Gawra, der Ihr in Eurer Jugend mit dem Popen, Eurem Ohm, bei Jarkoï gefochten und vor Nissa gestanden mit meinem Vater, daß Ihr so ganz vergessen habt, was Euer Herz damals entflammte.“

„Thörichter Junge,“ sagte der vorsichtige Bulgar, sich scheu umblickend. „Ist es nicht schon deshalb, weil ich Gawra heiße, daß ich die Rache der Osmanli's fürchten und ihren Verdacht einschläfern muß? Was weißt Du, wie meine Seele denkt! Doch fort mit Dir jetzt—das Mädchen muß in die Hoda und ihrer Mutter helfen und Dich schütze der Gott unserer Väter, bis Du so viel erworben hast, daß Du die Braut heimführen kannst. In das Haus, Marutza, oder man wird nach uns spähen.“

Das Mädchen riß sich los und flog über den Hof zur Tscharda. Der junge Haiduck aber faßte des Alten Arm, der ihn gleichfalls verlassen wollte.

„Ist es nur das, Vater Gawra, das gelbe Metall, dessen ich bedarf, um die Braut zu erhalten? Schaut her, dessen habe ich genug, mehr als ich brauche, mein Haus zu bauen und ein stattlich Gut frei zu kaufen.“

Er zog aus dem breiten wollenen Gürtel einen ledernen Beutel und zeigte ihn dem Pferdehändler—der Beutel wog schwer von Gold.

„Bei dem Blut der heiligen Märtyrer!“ fuhr der Alte zurück, „wo hast Du das Geld her, Mihael?“

„Ei, laßt Euch's nicht kümmern,“ lachte Dieser. „Es ist ehrlich erworbenes Gold, das der schwarze Czar seinen tapfern Kindern, den Haiducken, gesandt hat. Aber ich kann nicht von hier, Vater Gawra, und ich will auch nicht. Ich muß Jemand erwarten, der mich innerhalb dreier Tage in Eurem Hane treffen soll, und Eure Mehana ist ein offenes Haus, ich habe so gut ein Recht, darin zu weilen, wie jeder dieser Soldaten des Padischah.“

Der Bulgar bedachte sich einen Augenblick—sein Geiz und der Anblick des vielen Goldes, das der Haiduck bei sich führte, siegten über seine Vorsicht.

„Sei es denn,“ sagte er, „aber bei der Panagia, bringe mich nicht in's Unglück für meine Güte. Die Soldaten kennen Dich nicht und die Khawassen meiden meine Schwelle, weil sie Schläge von ihnen fürchten. Sei vorsichtig, Michael, und mische Dich nicht in fremde Händel. Du kennst die Gelegenheit und weißt, daß die Stiege neben dem Heerd zu den Bodenkammern führt. Dorthin zieh Dich zurück, ehe sie auf Dich und Deine Gegenwart merken; ich werde die Weiber zu Dir senden. Gieb mir die Flinte, daß ich sie verberge.“

„Ich kann die Waffe nicht von mir lassen.“

„Narr! Hier würde sie auch wenig sicher sein, diese Moslems sind Diebe, die überall umherspähen.“

Er holte aus dem Stall eine Schütte Stroh und steckte das Gewehr hinein. Dann nahm er es unter den Arm und schritt dem Hause zu, dem jungen Knees⁽⁶⁻⁸⁷⁾ winkend, ihm in einiger Entfernung zu folgen.

Drinnen in der Hoda nahm der Lärm immer mehr überhand, je mehr der feurige Branntwein, das Spiel und der Streit die Köpfe erhitzten. Auch die Bashi-Bozüks standen jetzt in einzelnen Gruppen und lebhafterer Verhandlung, und ihre Augen ruhten finster auf Gawra, als er sich mit dem Stroh durch ihre Mitte wand und es in die Kammer hinter dem Heerde warf. Um Sta Lucia und die beiden Bozüks hatte sich ein zahlreicher Kreis gebildet aus Moslems und Christen und schaute aufmerksam oder höhnisch dem Spiel zu. Der Corse hatte, seinen Gefährten einen Wink gebend, dem habgierigen Sohn der Wüste bald den einfachen Mechanismus und den Gang des Spieles begreiflich zu machen gewußt, theils durch Pantomimen, theils durch türkische Worte. Noch deutlicher wirkte das Beispiel, denn mehrere der Kosaken setzten alsbald das Würfeln fort und als Sta Lucia den Syrier die beiden ersten Würfe gewinnen ließ und ihm die Goldstücke zuschob, glaubte der Bozuk wirklich, sein Kismet wolle es, daß er das Geld des Dschaur's zu dem seinen mache, und mit der Gier eines echten Spielers setzte er das gefährliche Spiel fort.—Tomasini hatte die Guzla fortgelegt und Marutza, die bei ihm vorbeischlüpfte, am wallenden Gewand ergriffen, während Rodriguez, der Spanier, ihre Hand gefaßt hielt und fünf, sechs Andere um das geängstete Mädchen sich sammelten, ihr den Ausweg versperrend.

„Schöne Marutza,“ flüsterte der Italiener, „her zu mir, trink aus meinem Gla-se! Pesta, Du bist so allerliebste, daß Tomaso Dich besitzen muß, und wenn es sein Leben gälte!“

„Demonio,“ schrie der Rival, „der Mann will die Schönheit allein haben!—An mein Herz, schöne Senjora, Rodriguez ist gleichfalls bis über die Augen vernarrt in Dich!“

„Putao!“ zischte ein dritter Nachbar und riß das Mädchen an sich. „Halb Part, Kamerad!“

Wie ein Spielball flog sie durch die Hände der wüsten Gesellen. Laut auf kreischte die Jungfrau.—

Abdallah, der Syrier, hatte nach wechselndem Verlust und Gewinn bereits sieben seiner blanken Goldstücke in den Händen des überlegenen Christen gelassen. Die Adern seiner Stirn schwollen, krampfhaft zuckten seine Finger nach dem verlorenen Gelde.

„Nimm Dich in Acht, Kamerad,“ sagte mit spöttischem Lachen der Corse und seine Rechte spielte am Griff des Dolches, während die Linke lustig den Würfelbecher schüttelte. „Du vergreifst Dich an fremdem Eigenthum. Seid Ihr solche Straccionis, daß Ihr nicht ein Paar Goldstücke für Euer Vergnügen wagen

könnt?—Etwas Ordentliches, Freund Muselmann, setze Deinen Rest, hier ist das Gold, das ich gegen halte!“

Der Moslem zauderte—seine Genossen waren stumm, nur die blitzenden Augen zeigten den gierigen Antheil. Dann langsam und zögernd schob Abdallah den Rest seiner erbeuteten Imperials auf den Tisch, und der Corse warf klingend und hochmüthig drei dagegen.

„*En avant, mes braves!* Bringen wir einen Toast auf die schöne Marutza!“

„*Allah bila versin!* Der Bulgare muß sterben für den Hohn, den er uns angethan!“

Die Worte kreuzten sich mit dem gellenden Hilferuf des Mädchens; Vater und Mutter eilten herbei.

„*Cenrinegato!*“ donnerte es zwischen das wilde Gelächter und eine kräftige Faust stieß den geilen Venetianer zurück, daß er den Boden maß, und riß das Mädchen aus den Armen der Trunkenen.

Abdallah hatte seinen Wurf gethan—mit Hohngelächter wurde die niedre Zahl begrüßt. Sta Lucia schüttelte mit triumphirendem Lächeln den Becher und ließ die Würfel rollen.

„Siebzehn!—Nichts für ungut, Kamerad, die Imperials gehören mir!“ Er zog die Goldstücke zu dem Geldhaufen vor sich.

„*Marzocco! Picaro! Filho de puta!* Was will der Prostack?“ tönten in zehn Sprachen die Flüche durch einander und Tomasini sprang vom Boden empor und riß den Säbel aus der Scheide, daß die Klinge blank durch den Qualm und das Dunkel funkelte, das, nur von dürftigem Lampenschein gebrochen, bereits die weite Hoda füllte. Sta Lucia schaute hinüber zu dem beginnenden Streit. Diesen Augenblick der Unachtsamkeit benutzte der Syrier, sein Gold wieder zu erhaschen, und seine Hände faßten gierig danach; drei, vier Andere nahmen die Bewegung für einen Aufruf zum Raub und fielen über den Geldhaufen des Corssen her.

„*Canaglia!*“ Einen Augenblick funkelte das Stilet des Banditen in der erhobenen Faust, dann fuhr es nieder und nagelte die Hand des unglücklichen Asiaten fest auf den Tisch.

Ein wilder Schrei des Schmerzes und der Wuth—gleich einer Schlange wand sich der Mann an dem gefesselten Arm.

„*Wallah!* Auf die Dschaurs, Ihr Gläubigen!“

Säbel und Handjars blitzten—mitten hinein in den Lärmen knallte ein Schuß.—

Der Haiduck hatte den Mantel von sich geworfen—seine Linke suchte das Mädchen fortzudrängen und zu schützen, während die Rechte eine lange Pistole aus dem Gürtel riß.

„Zurück da, die Moma ist eine ehrliche Jungfrau und meine Braut!“

In dem wüsten Lärmen verklang der Ruf oder wurde mit Hohngelächter beantwortet; seiner Tracht nach hielten ihn die Christen für einen der Irregulären, daher der wüthende Schrei:

„Er hat Pistolen! Nieder mit dem Schuft, Kameraden!“

Der Irrthum war aber zugleich die Rettung des Haiducken. Während Monsieur Louis, der lustige Pariser, und einige Vernünftigere sich zwischen ihn und den Italiener warfen und einen tollen Streit verhindern wollten, faßte der Portugiese mit frecher Faust die Schulter und das Gewand des Mädchens, ein Ruck, und das wollene Kleid riß in Stücken und enthüllte die weiße Brust der Jungfrau.

Der trunkene Lüstling that jedoch jauchzend nur einen Blick auf die enthüllten Reize—der nächste schon zeigte ihm die weite Mündung einer Pistole dicht vor den Augen und mit zerschmettertem Schädel stürzte er auf seine Gefährten zurück. Der Schuß gab das Signal zum allgemeinen Kampf, die Baschi-Bozüks warfen sich von allen Seiten auf die gehaßten Christen, und der lange verhaltene Groll brach in ungezügelter Heftigkeit aus. Säbel, Handjars, Dolche und Messer blitzten und färbten sich roth im Blut der Gegner.

Mit den Schlägen des schweren Pistolenkolbens hatte sich der Haiduck, die Braut im Arm, Bahn gebrochen durch das Getümmel, keine der Parteien wußte recht, woran sie mit ihm war, und so kam er glücklich bis zu der Treppenleiter, welche neben dem Heerd zum Dachgeschoß des Hauses führte, in dem außer den Vorrathsräumen zwei Kammern für die Töchter und die Mägde des Hauses sich befanden. Der scharfe Blick des Knees hatte gesehen, wohin der Handja sein Gewehr verborgen, und indem er das Mädchen nöthigte, die Leiter hinaufzusteigen, hatte er auch bereits die treue Waffe gefaßt und hielt mit ihr Wache am Fuß der Leiter.

„*Bassa manelka!* Sollen wir uns von den türkischen Lumpen erschlagen lassen? Hierher, Kameraden!“

Die breite kräftige Gestalt des ungarischen On-Baschi's hatte sich auf einen der Tische geschwungen, und während die Reiter sich um ihn sammelten, regnete es Hiebe von seiner breiten Klinge auf die Köpfe und Schultern der Gegner.

Gawra, der Wirth, an Schlägereien des Gesindels gewöhnt, hatte Anfangs die Sache wenig gefährlich genommen und war nur herbeigeeilt, um sein Kind aus den Händen der Trunkenen zu befreien. Als aber, noch ehe er das Mädchen erreicht, der Schuß fiel und überall die Waffen blitzten, erkannte er die drohende Gefahr und drängte die Baba und ihre jüngere Tochter zur Thür. „Geschwind zur Stadt und hole Hilfe. Die Teufel stecken uns sonst das Haus über'm Kopf in Brand!“ Die Weiber entflohen, während sie im Umblicken noch sahen, wie eine Anzahl der Baschi-Bozüks sich auf den Wirth selbst warf und der Knabe Jowan zu Boden geschlagen wurde.

„Hinaus mit den verrätherischen Hunden! Schlagt sie fort, die asiatischen Spitzbuben!“ schrie der Führer der christlichen Freischaar, und in geordneter Phalanx drangen sie auf die wilde Horde ein und ihre gewichtigen Hiebe trieben diese durch Fenster und Thür, heulend vor Wuth, aus zwanzig Wunden blutend im Handgemeng. Doch nur eine kurze Zeit war der Sieg auf Seite der Christen. Im Tschardak faßten die Moslems, von den Ihren, die sich draußen umhergetrieben, unterstützt, festen Fuß und begannen auf's Neue den Eingang zu stürmen. Wie ein Zündfeuer lief die Nachricht von dem begonnenen Streit zu dem nahe gelegenen Lager, und trotz der ausgestellten Wachen begannen bereits neue Banden des Gesindels durch das Dunkel des Abends herbeizuströmen. Vergebens war das Erscheinen mehrerer unteren Offiziere, der Christenhaß und der Groll, der zwischen den beiden Truppentheilen herrschte, loderte in so vollen Flammen, daß an Gehorchen vorerst nicht zu denken war.

Die Kosaken unter dem Commando des On-Baschi Stephan begannen sich in dem Gemach zu verschanzen, denn bei ihrer geringen Zahl und der größeren Entfernung der Stadt sahen sie sehr wohl die Gefahr ein und daß es galt, sich zu halten, bis Entsatz kam. Mehrere von ihnen waren gleichfalls verwundet, außer der Leiche des Portugiesen lag ein junger Pole zum Tode getroffen am Boden, der Handjar Hussein's des Albanesen hatte seinen Schädel gespalten.

Zwei der Bozüks waren dafür in der Hoda gefallen. Sta Lucia, der Bandit, der zum großen Theil den Ausbruch des Kampfes mit veranlaßt hatte, war überall

und legte mit Hand an die Verbarrikadirung der Thür und der Fenster. An den Haiducken dachte Keiner mehr, man hatte ihn für einen der Baschi-Bozüks gehalten und glaubte, daß er mit den Andern entwichen. Michael Miloje aber hatte die Gelegenheit benutzt, während der Kampf am Tschardak tobte, und sich mit Marutza in das Bodengeschoß geflüchtet. Seine starke Faust zog die Leiter ihnen nach.

Die wilden Gesellen, trotzend der Gefahr, ließen es dann nach der Sicherung des Eingangs ihr erstes Geschäft sein, die Vorräthe der Mehana zu plündern und alles Getränk herbeizuschaffen. Ein wüstes Bachanal begann, ein Bachanal, das jeden Augenblick sich in das letzte Todesstöhnen verwandeln konnte. Durch die Fenster hinaus die Branntweinkrüge schwingend, höhnten sie ihre Gegner.

Eine kurze Pause des Kampfes war eingetreten—wohl an Zweihundert der Irregulären waren jetzt versammelt in der Nähe und auf den braunen dunklen Gesichtern flammten alle Nüancen der erregten Leidenschaften. Offiziere sprengten neuerdings herbei und versuchten die Leute zurückzutreiben—Mahmud-Aga, der Capitain der Kosaken, unter ihnen—aber vergeblich drohte er, seine Escadron ausrücken zu lassen, wildes Hohn- und Rachegeschrei antwortete den Bitten und Befehlen.

Kiehnfackeln—die Ställe des Roßhändlers boten des Vorraths genug—flamnten ringsum, dazu verbreitete der helle Mondschein volle Klarheit.—Die Baschi-Bozüks schienen ihren Haß und ihr Unternehmen getheilt zu haben, denn ein starker Haufe hatte den unglücklichen Wirth zur hintern Seite des Hofes geschleppt zu dem dort befindlichen Ausgange, und zeigte ihm hier sein Verbrechen:—drei rothe mit Thierblut gemalte Christenkreuze auf dem Querbalken des Thores! Die fanatischen Moslems sahen darin eine Verhöhnung des Halbmonds und Ibrahim, der Derwisch, hetzte die Erbitterten. Unterdeß bereitete die größere Hälfte vor den Stufen des Tschardaks sich zum neuen Angriff vor.

Die Bozüks, welche den Bulgarenwirth trotz seiner Protestationen und seines Flehens am Thor unter den Kreuzen mit ausgespannten Gliedern festgebunden hatten, begannen nun ein teuflisches Spiel zu treiben, das stark an die Martern der Indianerstämme Nordamerika's erinnerte. Ben-Bahoui, der Damascener, hatte es angegeben.

Er rief seine Landsleute zusammen, und auf etwa zehn Schritt von dem Unglücklichen tretend, wog er seinen Yatagan zwischen den Fingern und schleuderte ihn dann in geschicktem Wurf auf den Unglücklichen, daß die Spitze etwa in Fußweite von seinem Leibe in das Holz fuhr.

„Kreuzigt ihn! kreuzigt ihn!“

Das gellende Hohngelächter der Wilden verschlang den Hilferuf des Gefährdeten. Ein Zweiter der Bande—ein großer Schwarzer mit dem stumpfen Bullenbeißergesicht der Stämme der Nilquellen—trat vor, den Wurf zu versuchen; die taumelnde Haltung bewies, daß er seine geringen Fähigkeiten im Slibowitza ersäuft hatte. Andere strömten hin und her zwischen den beiden Haufen, den Hohn ihrer Gegner in der Mehana mit der Ladung zu dem blutigen Spiel beantwortend. „*Mashallah!* schlägt die Dschaurs todt!“

Die wüthende Bande begann jetzt den Sturm gegen die Thüren und die Fenster des Hauses.

Der Mohr hob grinsend das schwere Messer zum Wurf—plötzlich warf er auch den andern Arm wild in die Höhe, drehte sich um sich selbst und stürzte zu Boden.

Der Knall, der kräuselnde Rauch aus der Dachöffnung der Mehana zeigte, woher der Flintenschuß gefallen.

„Die Hunde haben Feuerwaffen! Wallah! Steckt ihnen das Haus in Brand!“

Die schwache Thür der Mehana brach vor den Schlägen der Stürmenden, über die Trümmern her wurden die Freiwilligen und die Bozuku auf's Neue handgemein.

Wüthend über den Tod eines Gefährten, stürzten Mehrere der Asiaten mit geschwungenem Handjar auf den unglücklichen Wirth zu, während Andere sich bereit machten, das Dach in Brand zu stecken.

Die Gefahr, der Tumult waren auf's Höchste gestiegen—

Da hob es sich wie eine dunkle Masse jenseits des fast fünf Fuß hohen Zau-nes und sie flog durch die Luft und mitten zwischen die Gruppe der Asiaten: ein braunes schäumendes Roß, das jetzt zitternd von der gewaltigen Anstren-gung stand und schnaufte. Und auf dem Roß ein Mann, die breite Brust von dem silberbeschnürten schwarzen Dolman umspannt, Todesdrohung im feuer-sprühenden Blick, das häßliche, aber energische Gesicht vor Aufregung glü-hend:—Graf Ilinski, Iskender-Bey, der Oberst der Irregulären.

„*Przekle, cie!* In Eure Zelte, Ihr Hunde! Fort!“

Seine Rechte spannte den Hahn der Sattelpistole—sie Alle hörten deutlich das Knacken—eine solche Stille war um den Grafen her, als sie ihn erkannt—nach allen Seiten hin verloren viele der Meuterer sich eilig in's Dunkel.

„Wer hat das Aas hier erschossen?—Ihr kennt das Verbot, Feuerwaffen bei Euch zu führen. Antwort!“

„*Sen ektiar der,*⁽⁶⁻⁸⁸⁾ o Bey!“ sagte endlich, sich zu Boden werfend und seinen Steigbügel küssend, der Damascener; „der Schuß kam von den Christen her aus der Mehana. Es ist unser Kismet, Deinem Willen zu gehorchen; wir haben keine Flinten.“

„Was thut Ihr mit dem Mann da?“

„Er hat Koth auf unsern Glauben gehäuft. Es ist ein bulgarischer Mistträ-ger—wir wollten ihn strafen.“

„O, Aga,“ rief der Unglückliche, „sie warfen mit ihren Yatagans nach mir!“

Der Bey schaute zum Thor. „Ungeschickte Hunde—nennt Ihr das einen Wurf? Eine Elle vom Ziel!“ Er ritt zum Thor und zog den Handjar, der noch neben dem Leibe des zitternden Bulgaren steckte, aus dem Holz. „Halt still, Pro-stak!“⁽⁶⁻⁸⁹⁾

Er ritt auf fünfzehn Schritt zurück und hob sich im Sattel. Einen Augenblick wog er die schwere Klinge auf der flachen Hand, mit dem Mittelfinger den Knopf des Griffs berührend, dann warf er die Waffe, die zischend die Luft durch-schnitt und kaum in Zollweite über dem Kopf des Wirthes tief in's Holz fuhr.

Ein donnernder Beifallsruf der Kinder der Wüste erschütterte die Luft.

Das war die Weise, wie Iskender-Bey diese ungezähmten Seelen gebändigt hatte.

Er sagte zu ihnen: „Ich schieße besser, wie Du, ich werfe den Djerid besser, wie Du, ich reite besser, wie Du“; und er schoß besser, er warf besser, er ritt besser, und war Allen voraus im Kampf. Der Tiger der Wüste beugte sich vor dem polnischen Wolfe und ward sein Knecht.

„Bindet den Mann los!“

Es geschah.

„Und nun fort mit Euch Schurken und zu Euren Zelten, denn in fünf Minu-ten lasse ich Allarm blasen und, *Inshallah!*—ich spieße den, der nicht in seiner Reihe steht. Zum Dank für den Lärmen hier sollt Ihr noch diese Nacht marsch-

iren.—Du,“ er wandte sich zu dem Damascener, „und zwei dieser Hundssöhne—Ihr bleibt bei dem Mann hier, bis ich nach Euch sende.“

Er wandte das Pferd und ritt zum Hause, ohne die Bande auch nur eines Blickes weiter zu würdigen. Gleich begossenen Hunden schlichen sie eilig nach allen Seiten davon.

Am Tschardak der Mehana hatte unterdeß eine eigenthümliche, fast komische Scene gespielt und dem blutigen Gemetzel ein Ende gemacht.

Während der Kampf tobte und das Blut floß, jagten mit verhängtem Zügel die Adjutanten des Bey's, Jacoub-Aga und Hidaët-Aga, in den Hof, und der Erstere, ohne alle Rücksicht auf die Niedergetretenen, sein Pferd mitten in den dichtesten Haufen. Im nächsten Augenblick schon regnete es rechts und links, vorn und hinten Hiebe mit dem schweren Kantschuh, den er in der Hand hatte, auf die Köpfe und Schultern der Stürmenden, während das Pferd, von dem tollen Reiter gespornt, rechts und links die Männer zu Boden warf. Erschrocken über den unerwarteten Gruß, stob die Bande, die nicht den Säbel der Christen, wohl aber die ungezählten Prügel des Kolassi's fürchtete, bei Seite und gerieth hier in die Hände Hidaët-Aga's, der sie mit einer gleichen Tracht mit der flachen Säbelklinge empfing.—„Jacoub'a! Jacoub'a! Allah beschütze uns're Köpfe!“ heulte es überall, und ehe fünf Minuten vergangen, war der Platz unter dem schallenden höhrenden Gelächter der so eben noch in blutiger tödtlicher Vertheidigung begriffenen Belagerten von dem Gesindel gereinigt. Zugleich hörte man im Lager die langen gewundenen Hörner der Irregulären in schweren klagenden Tönen die Signale zum Sammeln blasen, und von Widdin her schmetterten Trompeten und der Rest der Escadron der türkischen Kosaken unter Führung eines Mullahim trabte heran.

Iskender-Bey kam ruhig aus dem hintern Theil des Hofes, wo er in so tollkühner und glücklicher Weise im rechten Augenblick erschienen war, zum Tschardak geritten, auf den jetzt die Belagerten—fast die Hälfte mehr oder weniger verwundet—sich herausgedrängt hatten. Ein Baschi-Bozuk lag erschlagen mit weit klaffender Wunde in der Veranda; die Verwundeten hatten ihre Kameraden jedoch mit fortgeschleppt. „Kolassi Jacoub?“

Der Aga salutirte.

„Wie viel Todte?“

„Ich höre eben, daß Einer der Freiwilligen drinnen erschossen, ein Anderer schwer verwundet ist. Zwei Leichen der Unsern liegen in der Mehana, eine hier.“

„Nur? Ein Vierter liegt im Hof; die Sache ist also gut genug abgelaufen. Jusbaschi Mahmud'a!“

Der Hauptmann der Kosaken, der sich vergeblich bemüht hatte, die Kämpfenden auseinander zu bringen, nachdem er eilige Meldung in die Locanda Alexo's gesandt, trat vor.

„Ich bin der Höchstcommandirende hier, wenn auch Ihre Leute nicht zu den Meinen gehören. Lassen Sie die Halunken dort, die den Handel angezettelt, hervortreten.“

Es geschah.

„Wer von Euch hat die zwei Schüsse gethan?—Antwort!“

Einige Augenblicke schwiegen Alle, dann entgegnete der On-Baschi:

„Keiner von uns hat nach dem Tagesbefehl Schießgewehr bei sich geführt. Der Erschossene da drinnen ist einer der Unsern.“

„Wer also schoß?“

„Ein Baschi-Bozuk natürlich, Mir-Alai.“(6-90)

„Narr! Warum sollte der seinen eigenen Kameraden erschießen?—Ruft den Wirth der Mehana aus dem Hofe herbei und seine drei Wächter.“

Die Leute wurden gebracht. Der Bey wandte sich zu dem Damascener.

„Woher kam der Schuß, der den Mohren niederstreckte?“

„Aus dem Hause, Bey! Ich sah selbst den Rauch aus dem Dache steigen.“

„Durchsucht das Haus.—Kannst Du uns Auskunft geben, Wirth?“

„Excellenz, habe Gnade mit Deinem Knecht. Ich habe viele Gäste gehabt, die ich nicht kenne. Man riß mich sogleich zu Boden und schleppte mich in den Hof. Ich weiß nicht, woher der Schuß gekommen, die Angst des Todes war über mir.“

Die beiden Mulassims, die mit dem On-Baschi das Haus durchsucht hatten, erschienen wieder, Marutza mit sich führend. Der Eine trug die Flinte des Haiducken.

„Wer ist das Mädchen?“

„Meine Tochter, Excellenz; sie flüchtete auf den Boden, als der Streit im Hause begann.“

„Habt Ihr Niemand weiter gefunden?“

„Niemand, als dies Weib und die Flinte unter dem Stroh verborgen. In der Hoda liegt ein junger Bursche, der Aufwärter des Handja, aber er ist verwundet.“

„Jowan, mein Neffe!“

„Still. Mädchen, Du mußt es wissen, rede die Wahrheit. Wer schoß die Flinte ab auf den Mohren?“

Der Bulgar zitterte.

„Ich, o Aga, that es. Mein Vater war in Gefahr!“

Der Bey schaute ihr scharf in die schwarzen Augen, die muthig Stand hielten. Das ritterliche Blut des Polen trug den Sieg davon über den Moslem.

„So thatest Du brav, Mädchen, wie ich wünsche, daß meine Tochter an mir thun möge. Doch vermag ich Deinen Vater nicht vor Strafe zu schützen, weil er gegen den ausdrücklichen Befehl der Regierung Waffen in seinem Hause gehegt hat. Mulassim Hassan, der Ihr in dem Lager bleibt, Ihr werdet morgen den Mann und das Mädchen zu Sami-Pascha führen. Die Todten hier sind meine Sache, versteht mich wohl, nur das Gewehr geht den Pascha und seine Khawassen an. Gute Nacht, Mädchen!“

Sie neigte sich demüthig und küßte den Riemen seines Steigbügels.

„Jüs-Baschi Mahmud'a, führt Eure Leute fort. Nach der Schlacht hören die Burschen da das Weitere. Und nun, meine Herren, zu unserem Corps und sorgt dafür, daß keiner der Lebendigen unter dem Vorwande einer Wunde in seiner Reihe fehle. Bei dem Gott Mahomed's und der Christen, ich will den Kerl lebendig schinden, der es wagt! Vorwärts, Jacoub'a!“

Und dem scharrenden Roß die Sporen in die Flanken pressend, flog der wilde Graf im Galopp davon—hinter ihm d'rein seine Adjutanten.

In langen, verhallenden Tönen bliesen die Hörner zum Aufbruch nach Czeta-te.

3. Im Gefecht! Czeta-te.

Der Oberbefehlshaber der russischen Armee hatte beschlossen, die Operationen gegen den linken Flügel der türkischen zu beginnen und diese aus der

kleinen Walachei zu verdrängen. Zu dem Ende galt es, Kalafat zu cerniren, und General-Lieutenant Graf Anrep-Elmpt, der bei dem Einrücken in die Fürstenthümer die Avantgarde commandirt hatte und jetzt in Krajowa befehligte, erhielt die entsprechenden Ordres.

Kalafat liegt, wie ein Blick auf die Karte lehrt, in einer kurzen Biegung der Donau nach Nord-Osten, ehe sie sich zur serbischen und ungarischen Gränze wendet. Dem entsprechend bildeten die Bewegungen der Russen auf der Basis der Donau die zwei Seiten eines Dreiecks, indem zwei mit einander in Verbindung bleibende Colonnen von Krajowa aus vorrückten. Das Corps des Generals Dannenberg bewegte sich von Karakal über den Schyl in den Rayon Radowan und lehnte seinen äußersten linken Flügel an die Mündung des Flusses, über die Deszneizia hinaus; die fünfte leichte Division des General-Lieutenants von Fischbach dagegen besetzte in einem forcirten Marsch die Straße, welche von Kalafat längs des Donauufers gegen Orsowa und das eiserne Thor führt. Radowan bildete somit den Winkel der combinirten Position.

Diese Bewegungen waren in den letzten Tagen des December ausgeführt worden, hatten natürlich die Aufmerksamkeit der Türken erregt, und es war vor der Rückkehr des Muschirs nach Nicopolis in Folge der neuerdings durch die Spione über die Vorwärtsbewegung des Feindes eingegangenen Nachrichten beschlossen worden, die drohende Festsetzung der Russen nördlich von Kalafat bei Czetate um jeden Preis zu verhindern.

Gegen diesen günstig zur Vertheidigung und Befestigung gelegenen Ort war die (erste) Infanterie-Brigade des General-Majors Bellegarde, bestehend aus dem Jekaterinenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 19 unter Oberst Uwasnow-Alexandrow und dem Tobolskischen Regiment Nr. 20, vorgeschoben worden, und Oberst Baumgarten nahm mit dem letzteren hier Stellung, nachdem bereits am 31. December in der Nähe ein heftiges aber erfolgloses Gefecht stattgefunden hatte. Schweres Geschütz mit Pionieren und Schanz-Arbeitern hatte Krajowa am 2. Januar verlassen, um die Stellung bei Czetate zu befestigen.

Diese Nachrichten waren es, welche Oberst Pisani durch die geheime Correspondenz der Gräfin Laszlo erhalten hatte, die trotz der Kriegsgefahr, und während viele walachische Bojaren im Gegensatz nach Ungarn und Siebenbürgen flüchteten, zu Anfang December von ihren nahegelegenen ungarischen Besitzungen auf einem ihr gehörenden Gute in der Nähe von Radowan und Krajowa in dem von den russischen Truppen besetzten Gebiet erschienen war.

Die Scene, welche wir in dem vorigen Capitel beschrieben, ereignete sich am Donnerstag den 5. Januar. Obschon der nächste Tag der Sonntag der Moslems war, hatte man doch nicht zögern wollen, bis die Russen sich stärker befestigt hätten, und der Angriff war für den nächsten Tag bestimmt.

Um 4 Uhr Morgens verließen die Türken, 13 Infanterie-Bataillone, 6 Compagnieen Jäger, ein Regiment türkischer Kosaken und zwei starke Abtheilungen der berittenen Irregulären mit 28 Geschützen, im Ganzen etwa 18,000 Mann stark, die Verschanzungen von Kalafat und rückten gegen Czetate vor. Ismaël-Pascha, der Tscherkesse, commandirte die Vorhut und das Haupttreffen, unter ihm der Ferik (Divisions-General) Mustapha-Pascha und der Livas (Brigade-General) Osman-Pascha. Achmet-Pascha, der Commandeur von Kalafat, befehligte die Reserven.

Zwei der türkischen Bataillone mit zwei Kanonen wurden auf der Straße in den Dörfern Maglavit und Gunia zurückgelassen, um die Verbindung mit Kalafat aufrecht zu erhalten. Sieben Bataillone sollten die Reserve bilden.

Das Dorf Czetate liegt auf einem Hügel, welcher auf mehrere Meilen hin die umliegende Fläche überragt und auf beiden Seiten von Schluchten eingefaßt ist. Die östliche ist von ziemlicher Tiefe, zerklüftet und steil und verliert sich in einen kleinen See, unter welchem sich eine Fläche bis zur Donau erstreckt; die andere, weniger furchtbar, windet sich gegen die Spitze des Hügels hinter dem Flecken, indem sie eine Art Hohlweg bildet, den man jedoch ohne Schwierigkeit von einem Ende zu dem andern passiren kann. Die Straße von Kalafat schneidet mitten hindurch in nordwestlicher Richtung, nachdem sie zwischen den Schluchten aufgestiegen ist. Auf der Höhe über dem Flecken, rechts von der Straße, hatten die Russen eine starke Verschanzung aufgeworfen, die für den Fall eines Rückzugs als Zufluchtsort dienen konnte. Vor Czetate und dies deckend, liegt der Weiler Fonton-Banali, den Oberst Baumgarten mit dem Regiment Tobolsk, einer Schwadron Husaren des Regiments Fürst von Warschau und einer Abtheilung des Donischen Kosaken-Regiments Nr. 36 mit 6 Kanonen der leichten Batterie Nr. 1 von der 10. Artillerie-Brigade unter Oberst Sagoskinn besetzt hielt. Die Reserve der Position unter General-Major Bellegarde stand, da man den raschen Angriff keineswegs erwartete, fast zwei Meilen zurück in dem Dorfe Motsessei. Der Obercommandirende, General-Lieutenant von Anrep, hatte sein Quartier in etwa gleicher Entfernung zur Rechten in dem Dorfe Boleschti genommen.

Es war bereits spät am Abende, als eine Ordonnanz einen Offizier weckte, der in einer ärmlichen Hütte des letztgenannten Dorfes auf seinem Mantel schlief, und zu dem General beschied. Capitain von Meyendorf, dieser war der Offizier, war rasch empor und in wenig Minuten bei dem Commandirenden. Einige Offiziere waren in dem Gemache versammelt, Kosaken hielten am Eingang einen walachischen Bauer, dem die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt waren, am Strick. Der General selbst war offenbar in großer Aufregung und sah wiederholt Briefe durch, die auf dem Tische lagen.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Adjutant, es giebt für uns Alle zu thun. Wir werden eher Gelegenheit haben, als wir es hofften, die Befehle des Fürsten auszuführen und mit den Türken anzubinden. Meine Kosaken haben in der Nähe der Deszneizia diesen Nachmittag bei einer Streifparthie einen Spion aufgegriffen, den Hettmann Poduroff mir so eben zuschickt. Seine Papiere sind von Wichtigkeit und zeigen, daß unsere Stellung bei Czetate vielleicht morgen schon angegriffen wird.“

„Desto besser, Excellenz.“

„Das mag sein, aber nicht besonders erfreulich ist es, zugleich daraus zu erfahren, daß der Verrath nicht müde wird, in unserm eigenen Feldlager sein Nest zu bauen. Wenn ich mich recht erinnere, kennen Sie die ungarische Gräfin Laszlo, die sich seit Monatsfrist—wie sie angab, um ihr Eigenthum in den Kriegsdrangsalen möglichst zu schützen—auf Schloß Badowitza zwischen Radowan und Krajowa aufhält. Ich erinnere mich wenigstens, Sie in Unterhaltung mit ihr gesehen zu haben, als die schöne Dame uns in voriger Woche in Krajowa besuchte.“

Der Capitain verbeugte sich, um die Röthe zu verbergen, die sein Gesicht überflog. „Ich habe die Ehre, die Frau Gräfin von Wien aus zu kennen und besuchte sie noch vor einigen Tagen mit mehreren Offizieren.“ Er verschwieg, daß gerade die Nachricht von ihrer Anwesenheit auf den walachischen Gütern ihn veranlaßt hatte, den Fürsten um den Auftrag zur Überbringung von Depeschen an General Anrep und zur Einleitung wichtiger Verbindungen mit dem serbi-

schen und bulgarischen Ufer zu bitten, die ihn jetzt seit vierzehn Tagen im Hauptquartier des westlichen Corps beschäftigten.

„Werden Sie es glauben, Capitain, daß gerade diese Dame den Spion bei uns gespielt und die Mittelperson abgegeben hat, durch welche der schlaue Fuad fortwährend mit unsern Bojaren verkehrt und uns so manche Verlegenheit bereitet?“

Der Offizier erblaßte, doch suchte er sich rasch zu fassen.

„Unmöglich, Excellenz,“ stotterte er.

„Die Beweise halte ich in der Hand, Herr Capitain. Hier dieses Packet mit gedruckten Proclamationen an die Bojaren und das Volk trägt die Unterschriften Omer's und Fuad-Effendi's; dieses Couvert, das man bei dem Boten fand, enthält Briefe an verschiedene Bojaren, und ein Blatt, offenbar an die Gräfin gerichtet, in welchem man—der Schreiber ist nicht genannt—für die letzten Nachrichten dankt, die sie nach Widdin über unsere combinirten Bewegungen gegen Kalafat und die neuen Zuzüge unserer Truppen gemacht hat. Der Brief schließt mit der Benachrichtigung, daß der Muschir zwar heute Morgen Widdin verlassen, aber den Befehl geben werde, unsere Linien bei erster Gelegenheit zu durchbrechen, und bittet die Gräfin um weitere Kunde über die Dispositionen. Offenbar hat der Verkehr meiner Offiziere in ihrem Hause, den ihre täglichen Einladungen so sehr beförderten, ihr alle diese Nachrichten verschafft.“

„Und darf ich fragen, was Euer Excellenz beschlossen haben?“

„Ich muß natürlich Bellegarde und Baumgarten benachrichtigen lassen, auf ihrer Hut zu sein. Sie, Herr Capitain, beauftrage ich, da Ihnen die Person der Gräfin hinlänglich bekannt ist, morgen bei Tagesanbruch sich mit einem Zug Husaren nach Schloß Badowitz auf den Weg zu machen, die Gräfin zu verhaften und ihre Papiere in Beschlag zu nehmen. Sie liefern die schöne Spionin nach Krajowa ab, wo sie nach meiner Rückkehr ihrer gebührenden Züchtigung nicht entgehen soll.“

„Euer Excellenz erlauben mir die Bemerkung, die Gräfin ist österreichische Unterthanin.“

„Hier ist sie Walachin, Herr Capitain, und die Österreicher selbst haben uns belehrt, wie man mit diesen ungarischen Damen umspringt. *K'tschortu!* (6-91) ich will sie peitschen lassen, wie die Österreicher, und sie mit Kosaken über die Gränze bringen, daß das Beispiel allen Weibern künftig die Einmischung in die Politik verleiden soll!“

„Excellenz, es ist eine Dame—ich war im Hause ihres Oheims täglicher Gast!“

„Eine Spionin ist sie, Herr,“ fuhr der General auf, „und als solche verdient sie behandelt zu werden. Was blieb sie nicht in Wien, statt hierher zu kommen und die Verrätherin zu spielen?—Aber ich sehe, wie die Sache steht, Sie liegen eben so gut in den Netzen der schönen Rebellin, wie diese Herren hier, die schon allerlei Ausflüchte versucht haben. Ich muß einen weniger galanten Offizier schicken, wenn ich sicher sein will, daß die Dame nicht einen Ausweg findet. Skolimoff—rufen Sie mir den Capitain der sechsten Ssottnie her—ich weiß nicht, wie der Kerl heißt, aber tauglich dazu ist er.“

„Chotumofski, Excellenz!“

„Bon! Rasch, damit die Sache zu Ende kommt. Sie, Rittmeister Kowaleff, nehmen den Boten mit sich und lassen ihn an den ersten besten Baum außerhalb des Dorfes aufknüpfen, mit einem dieser Plakate auf der Brust. Es mag den Kanailen zur Warnung dienen. Herr Capitain, da Sie die Galanterie dem Dienst vorziehen, muß ich Ihnen eine andere Beschäftigung geben. Sie werden sogleich zu Oberst Baumgarten aufbrechen und ihm die Nachrichten mitthei-

len, die Sie eben gehört haben, damit er auf seiner Hut ist. Ich werde morgen ihm Verstärkung senden und wahrscheinlich selbst seine Stellung besichtigen.“

Der Capitain verbeugte sich. Näher zu dem General tretend, fragte er leise: „Haben Euer Excellenz keine Botschaft von Alexo, dem Wirth in Widdin?“

„Nein, und deshalb eben hab' ich mich anders besonnen und sende Sie nach Czetaate, für den Fall, daß eine solche eintreffen sollte, da Sie der Chiffren kundig sind. Ich weiß nicht, ob man dem Menschen weiter trauen kann, nachdem er uns über diesen Verrath im Unklaren gelassen, aber vielleicht fehlte ihm selbst die Kenntniß davon. Der Bursche, den ich eben condemnirt habe, kennt den Wirth nicht. Er ist von dem Gut der Gräfin und hatte, nach seinem Geständniß, nur den Auftrag, am Donauufer vorige Nacht eines Boten von drüben zu harren. Wir werden in den nächsten Tagen von Ihrem Zigeuner Gebrauch machen müssen. Er ist der Zuverlässigste von Allen, so jung er ist. Und nun Adieu, Capitain, und grüßen Sie den Obersten.“

Er wandte sich zu einem andern Offizier und Capitain Meyendorf verließ die Hütte. Draußen begegnete ihm schon der befohlene Kosaken-Offizier, ein alter graubärtiger Hauptmann mit rohem finstern Gesicht.

Der Capitain schauderte, indem er, in seinen Mantel gehüllt, an ihm vorüber ging, dann setzte er eilig und in tiefem Nachdenken den Weg zu seinem Quartiere fort. Als der Capitain in die walachische Hütte, die er mit mehreren andern Offizieren theilte, zurückkehrte, befahl er der Ordonnanz, sofort seine beiden Pferde zu satteln. Dann ging er und weckte im Stall einen Mann, der dort schlief. „Steh' auf, Mungo, Du sollst mich begleiten.“

Der junge Zigeuner, dem im Lager von Budeschti am Vorabend der Schlacht von Oltenitza der Offizier das Leben gerettet, sprang sofort empor und schüttelte das Heu, auf dem er gelegen, aus den Haaren. Er hatte seit jener Zeit sich den Russen angeschlossen und, das gefährliche Gewerbe des Leichendiebes und Marodeurs aufgebend, das nicht minder verzweifelte eines Spions angenommen. Da seine Wanderungen ihn nicht allein durch die ganze Walachei, sondern auch häufig in das bulgarische Uferland bis zur serbischen Gränze hin geführt hatten und er das Türkische und Bulgarische geläufig sprach, war er von den russischen Heerführern bereits vielfach zu diesen verächtlichen Diensten, die er mit großer Gewandtheit ausführte, benutzt worden, namentlich zur Unterhaltung einer Verbindung mit den bulgarischen Haiducken und den Resten der alten Hetärie. Obschon der Capitain wenig Sympathieen für ihn empfand, hatte der Bursche seit jener Zeit doch so große Anhänglichkeit an ihn gezeigt und ihm seine Dienstleistungen, wenn er eben nicht anderweitig umhergeschweifete, so unabweisbar aufgedrängt, daß er es sich endlich gefallen ließ, den Zigeuner mit seinem gewöhnlichen Reitknecht die Sorge um seine Pferde theilen zu sehen. Da bei den beschlossenen Bewegungen gegen Kalafat die Anknüpfung und Verbindung mit den russenfreundlich Gesinnten in Widdin und im Hauptquartier des Muschirs von größter Wichtigkeit war, wurde ausdrücklich der junge Zigeuner mit dem Capitain nach Krajowa gesandt und hatte von hier aus bereits zwei Mal das türkische Ufer und Widdin betreten, wo Alexo, der Wirth, als Agent beider Parteien mit großer Schlaueit diente.

Die Pferde standen bereit, der Capitain schwang sich auf, und indem er seinen Reitknecht zurückließ, befahl er Mungo, das zweite Pferd zu besteigen und ihm zu folgen.

Als sie über die Vorposten hinaus auf dem Wege in der Richtung von Czetaate waren, ließ der Capitain sein Roß langsam und achtlos schreiten, in düsteres

Nachsinnen verloren. Endlich schien sein Entschluß gefaßt, er hielt den Zügel an und rief Mungo herbei.

„Ich habe gesehen, daß Du ein guter und verwegener Reiter bist. In welcher Zeit glaubst Du, daß ich mit meinem Halbblut die Deszneizia jenseits Radowan erreichen könnte?“

„Wenn Du das Pferd anstrengst, Capitain, in fünf Stunden.“

Der Offizier ließ seine Uhr repetiren.

„Es ist Mitternacht! Also gegen sechs Uhr. Die Kosaken werden kaum vor dieser Zeit aufbrechen und vor Mittag das Schloß nicht erreichen—sie hat demnach, auch wenn ein Hinderniß den Boten verspäten sollte, Zeit genug zur Abreise. Steig' ab, Mungo, und wechsle mit mir das Pferd.“

Der Zigeuner gehorchte stillschweigend.

„Du kannst mir jetzt das Wenige, was ich für die Rettung Deines Lebens in Budeschti that, wett machen mit einem Dienst, wenn es Dir wirklich Ernst mit Deinem Dank ist, wie Du mich so oft versichert hast.“

„Befiehl, Herr, Mungo wird Dir's beweisen, und wenn es sein Leben kostet.“

„Kennst Du das Dorf und das Schloß Badowitza?“

„Ich kenne es nicht, aber ich habe davon gehört in Krajowa. Es wohnt eine vornehme Dame dort, die der Capitain neulich besucht hat.“

„Wohl! Höre mich genau an, denn von Deiner Botschaft und deren Eile hängt Wichtiges ab. Die Dame ist die Gräfin Laszlo, die Herrin des Schlosses. Du reitest, so rasch Du kannst, zum Schloß der Gräfin und suchst unter irgend einem Vorwande, ohne daß es ihrer Umgebung und dem Posten, der vielleicht noch im Dorfe liegt, auffällt, zu ihr zu gelangen.“

„Ich werde es.“

„Sobald Du sie siehst, verlange ein geheimes Gehör und sage ihr: der Warner aus dem Prater von Wien lasse sie bitten, noch in derselben Stunde abzureisen und möglichst rasch die ungarische Gränze zu erreichen. Um Mittag würde es zu spät sein.—Hast Du die Worte gemerkt?“

Der Zigeuner wiederholte sie.

„Aber, Herr, die Dame wird fragen, wer ihr die Worte sendet, oder wenigstens nach einem Beglaubigungszeichen bei einem Boten, wie ich bin.“

Der Offizier hatte bereits seine Brieffafel in der Hand und reichte ihm ein zusammengeschlagenes, vor dem Abreiten im Quartier geschriebenes Papier.

„Die Vorzeigung desselben wird, wenn die Gräfin einen Beweis fordert, genügen.“

„Zugleich wird es Dir bei den Militairpikets, die Dich anhalten könnten, als Ausweis dienen. Es enthält einfach die Worte: ›Mein Diener Mungo reitet in meinen Geschäften nach Krajowa.‹—Und nun, Bursche, gib mir einen Beweis Deiner Schlaueit und Treue und schone das Pferd nicht.“

Er reichte ihm das Papier und wandte das seine, doch schon nach wenigen Schritten kehrte er nochmals um und rief den Zigeuner zurück.

„Es ist möglich, daß es morgen ein heißes Treffen giebt und Du mich bei der Rückkehr nicht mehr finden könntest. Nimm diese Börse und meinen Dank für Deine Dienste, und—wenn Du die Gräfin sprichst, sage ihr, sie möge meiner freundlich gedenken!“

Er wandte kurz das Pferd und sprengte davon, während der Zigeuner den Renner in die entgegengesetzte Richtung spornete.

Der Morgen war klar, der Himmel wolkenlos, nicht ein Windhauch bewegte die Luft, und als die Sonne aufging, bildeten das friedliche Thal der Donau,

noch stellenweise mit Schnee bedeckt, und der große Strom, der langsam seine gelben Wässer dahinwälzte, ein Bild des Friedens und der Ruhe, das die blutigen Scenen nicht ahnen ließ, die so rasch folgen sollten.

Bald nach 7 Uhr nahte die türkische Avantgarde dem Weiler am Fuße des Hügels, auf dem Czetate stand.

Ismaël-Pascha mit Iskender-Bey und dem Ferik Mustapha befanden sich an der Spitze der Colonne. Weder in dem Weiler, noch auf der Höhe von Czetate zeigte sich in dem ersten Licht des Tages eine Spur der Russen.

Die Colonne machte Halt, der Pascha recognoscirte einige Augenblicke das Terrain, dann wandte er sich zu seinen Begleitern.

„Halte Deine Bataillone bereit, Mustapha, und lasse Nefwik-Bey mit seinen Jägern vorrücken und sich über das Feld verbreiten. Ich werde ihm selbst meine Befehle geben. *Mashallah!* ich glaube, die Moskows sind davon gelaufen, ehe wir gekommen sind.“

„Du irrst, Pascha,“ sagte der Graf; „mein Fernrohr zeigt mir, daß das Dorf besetzt ist und Artillerie dort steht. Wenn Du mir gestatten willst, will ich meine Irregulären an dem Wasser entlang ihnen in den Rücken führen.“

„Allah sende ihnen Verderben! Es geschehe, wie Du sagst, Freund Bey, auf Dein Haupt komme es. Wir müssen die Höhe dort gewinnen, wir sind nicht die Esel der Moskows. *Wallah!* da ist der Neffe des Muschirs. Höre, Bey, Du sollst die Ehre des ersten Angriffs haben. Rücke langsam vor und nimm jene Häuser.“

Nefwik und Iskender-Bey eilten nach verschiedenen Seiten davon.

Während der Letztere, gedeckt durch das Terrain auf der rechten Seite von Czetate, mit seinen beiden Regimentern Irregulärer und sechs Kanonen den kleinen See im Galopp umging, eröffnete sich bereits in der Fronte der Kampf. Die fünf Compagnieen Jäger unter Befehl Nefwik-Bey's breiteten sich rechts und links aus und begannen langsam den Hügel gegen den Weiler hinan zu steigen, zuweilen *en tirailleurs* feuernd, jedoch ohne eine Antwort hervorzurufen. Sie waren etwa noch 400 Schritt von dem Weiler entfernt, als plötzlich ein einzelner Kanonenschuß donnerte und sofort sich noch zwei andere Geschütze demaskirten und ein scharfes Feuer eröffneten. Das Heckenfeuer der Infanterie fiel ein und von der Spitze des Hügels begannen die vor Czetate aufgefahrenen drei Kanonen mit Paßkugeln und Granaten ihr Feuer, während die am unteren Abhang mit Kartätschen schossen. Nur die letzteren thaten Schaden, während die ungeschickt gezielten Schüsse der obern Batterie über die Anstürmenden weggingen und die Granaten in der Luft platzten, noch ehe sie die feindlichen Colonnen erreicht hatten.

Den Jägern Nefwik's folgte Mustapha-Pascha mit vier Bataillonen Nizam, von Hadschi-Mustapha, dem commandirenden Offizier der Artillerie, unterstützt. Die türkischen Geschütze—die vorzüglichste Waffe der ganzen Armee—schossen ungleich besser als die russischen, und ihre Paßkugeln schlugen fest und sicher in die Gebäude des Weilers.

Zwei Mal setzten die Jäger unter dem Ruf: „Allah! Allah!“ an, zwei Mal wurden sie von den Chargen der Russen geworfen. Wüthend spornte Ismaël-Pascha sein schwarzes Pferd gegen den Nizam und trieb ihn gegen die Gebäude, während die türkischen Kanonen der Avantgarde folgten.

Oberst Baumgarten vertheidigte die bedrängte Position mit großer Kühnheit gegen den überlegenen Angriff. Die Husaren und ein Bataillon des Regiments Tobolsk waren nach Czetate zurückgesandt und die Übermacht des Feindes war daher erdrückend. Der Nizam griff den Weiler mit dem Bajonet an und an

vielen Punkten focht bereits Mann gegen Mann. Doch noch hielten die Russen tapfer Stand.

Den Hügel von Czetate herab jagte ein Adjutant.

„Major Topoltschann meldet, daß die Cavallerie des Feindes die Position am See umgangen hat und mit einer reitenden Batterie das Dorf im Rücken angreift. Das zweite Bataillon und die Husaren sind bereits im Feuer.“

Die Kunde war entscheidend; die Wegnahme des Dorfes, ehe man sich nach der Redoute auf der linken (rechte russische) Flanke zurückziehen konnte, hätte das Detachement des Weilers gänzlich abgeschnitten.

Der Commandirende sah die Nothwendigkeit des Rückzuges. Major Kolomeitseff erhielt den Befehl, mit dem ersten Bataillon und den Kosaken denselben zu decken und langsam zu folgen. Der Weiler stand bereits in hellen Flammen, als die drei Geschütze den Hügel hinauf jagten und dort auf der Höhe ihre Gefährten ablösten. An der Spitze des dritten Bataillons durcheilte der Oberst das Dorf und warf sich auf der hintern Abdachung den Baschi-Bozüks Iskender-Bey's entgegen, von der Schwadron Husaren flankirt, während die Soldaten des ersten und zweiten Bataillons sich in den Häusern zu verschanzen begannen.

Die Irregulären, die bereits einige Vortheile errungen, verloren dieselben und wichen, obschon die Aga's wüthend auf die eigenen Leute losschlügen.

Der günstige Augenblick war verloren, die Russen hatten das Dorf mit ihrer ganzen Macht besetzt und eröffneten ein furchtbares Musketenfeuer auf die von zwei Seiten vorrückenden Colonnen.

Achmet Pascha sandte zwei Bataillone der Reserve zur Unterstützung vor; mit einer doppelt überlegenen Macht wurde das Dorf angegriffen, während die türkische Cavallerie Ordre erhielt, sich in der Schlucht auf der Linken, durch welche quer der Weg von Czetate nach Norden führt, festzusetzen und so den Rückzug zur Redoute abzuschneiden.

Das Gefecht auf den Hügelseiten war überaus blutig; die türkischen Jäger litten furchtbar, und die erste Compagnie derselben wurde buchstäblich vernichtet. Unter dem wüthenden Allahgeschrei stürmte der Nizam das Dorf. Schritt um Schritt mußte durch Blut erkaufte werden. Die Russen machten jede Mauer, jede Hütte zu einer Festung. Zweiunddreißig Offiziere wurden hier verwundet, eilf davon getödtet! Man sah sie ihre Mütze in die Stirn drücken und, den Säbel in der Faust, sich in die Massen stürzen, um den Tod zu finden, lieber als daß sie wichen.

Dennoch drangen die Türken siegreich vor—es war zum ersten Male, daß im Angriff der Nizam Lorbeeren errang!

An der kleinen Kirche des Ortes hielt Oberst Baumgarten mit seinen Offizieren, darunter der Regiments-Adjutant Zagreba, dem das Blut fortwährend am rechten Bein von einem Schuß im Schenkel herabfloß, ohne daß der Tapfere der Verwundung achtete. Auch Major Kolomeitseff blutete bereits aus zwei Wunden. Zur Seite des Obersten befand sich Capitain Meyendorf, der seine Dienste als Adjutant angeboten.

Der Oberst wandte sich zu ihm:

„Bellegarde und Graf Anrep lassen lange auf sich warten, Herr; man muß dieses Schießen in Motsetseï gehört haben, und wir schlagen uns schon drei Stunden.“

„Die Position ist unmöglich länger haltbar, Oberst.“

„Ich sehe es und Major Topoltschann hat es mir gleichfalls melden lassen. Es ist Zeit, daß wir unsern Rückzug sichern. Reiten Sie zu Sagoskin und sagen Sie ihm, daß er sich fertig hält mit den Geschützen. Die Husaren werden die tête

nehmen, die Kosaken die Geschütze flankiren, und das zweite Bataillon soll diesmal die Ehre haben, die Arriere zu bilden. In zehn Minuten müssen wir auf dem Wege sein, und wenn Sie mich das Tuch schwenken sehen, soll Rittmeister Sszamarin mit seinen Husaren im Galopp die Schlucht forciren. Sie bleiben bei ihm.“

Der Capitain salutirte, während der Oberst bereits dem Regiments-Adjutanten weitere Befehle gab, und ritt zu der Batterie, die an der andern Seite der Kirche über die Häuser hinweg, in denen man sich Mann gegen Mann schlug, ein unregelmäßiges Feuer gegen die unterstützenden Colonnen des Feindes unterhielt.

„Achtung! Kartätschen in die Geschütze!—Die Pferde vor!“—Die Befehle waren in drei Minuten vollzogen.

Die Trommeln schlugen zum Avanciren. Das zweite und erste Bataillon machten eine Charge mit dem Bajonet auf den Feind.

Der Oberst schwenkte das Tuch—die Trompeter bliesen zur Attaque und gleich einer Windsbraut galoppirte der Rest der Schwadron Husaren vom Regiment Fürst von Warschau die Straße entlang und stürzte sich in die Schlucht zur Linken. Hinter ihnen d'rein jagte die Batterie.

Hier hatte sich, gedeckt gegen die russische Artillerie vom Dorf und von der Redoute, die türkische irreguläre Cavallerie aufgestellt mit sechs Geschützen, welche die Straße beherrschen sollten. Der Angriff erfolgte jedoch so rasch und plötzlich, und die Verwirrung war im Augenblick so groß, daß die türkischen Geschütze nicht an's Feuern kommen konnten, und vier derselben von den Russen genommen wurden. Indem sich die Husaren und Kosaken rechts und links von der Straße ab und auf die Irregulären warfen, gelang es der russischen Batterie, die Schlucht zu passiren und alsbald auf der entgegengesetzten Seite Posto zu fassen, von wo sie den Aus- und Eingang derselben bestreichen konnte.

Zugleich warf sich das dritte Bataillon Tobolsk über die Seiten der Schlucht, während das erste und zweite den Anprall des Nizam, durch dessen Öffnung jetzt die türkischen Kosaken zur Verfolgung heransprengten, zurückhielten und den Rückzug deckten.

Das Mordio, der Allahruf und das Hurrah der braven Infanterie zwischen dem Donner der Geschütze und dem Knattern der Flinten war sinnbetäubend, das Gemetzel in der Schlucht selbst und auf dem leicht ansteigenden Abhang zur Redoute wahrhaft furchtbar, das Blut rann, wie Augenzeugen berichten, in kleinen Bächen auf der gefrorenen Erde herunter.

Mit scharfen Hieben trieb der Bey seine Arnauten in's Gefecht, um womöglich den Zug der Russen über die Straße zu durchbrechen.

Zwei Mal gelang es ihm, zwei Mal wurde er auf's Neue zurückgedrängt. Als er zum dritten Mal über die Straße brach, schloß sich die Colonne hinter ihm und etwa dreißig Gefährten. Bereits war das zweite Bataillon auf dem Rückzug, während das erste sich noch heldenmüthig jenseits der Schlucht am Rande des brennenden Dorfes schlug, und die russische Artillerie auf der halben Höhe der Redoute Stellung genommen und ihr Feuer eröffnet hatte.

Iskender-Bey, der tapfere Argonautenführer, schien verloren—ringsum die starrenden Bajonette, während die langen Piken der Kosaken und die Säbel der Husaren seinen kleinen Haufen bedrängten. Ein Hieb hatte bereits seinen linken Arm gelähmt, doch der verwundete Löwe schien seine Kraft zu verdoppeln und war überall. Aber die starrende Mauer der Bajonette, gegen die er sein Pferd spornte, widerstand seiner Tollkühnheit, um ihn fielen die Bozuks, die

ihn begleitet, der On-Baschi Hussein, Abdallah, der Syrier, kaum Zehn noch hielten Stand.

Da führte der Graf, das Verzweifelnde seiner Lage erkennend, gleich wie Roland im Thal von Ronceval das Horn, die silberne Pfeife, die er zum Commanodgebrauch an gleicher Kette auf der Brust trug, an die Lippen und drei gellende, schneidende Töne schrillten durch die Luft, über alles Kampfgetöse weithin vernehmbar.

Capitain Meyendorf hatte sich mit den Husaren auf den Trupp geworfen, der den Bey schützte, und sein Degen kreuzte sich mit dem Säbel des Führers.

„Ergeben Sie sich, Graf, Sie sind gefangen.“

„Einem Russen? Niemals! *Tysia, c byci ma'c mordowało!*“ Sein Hieb sauste zur Seite, doch glücklich parirte der Adjutant, daß nur leicht die Spitze des Säbels seine Wange ritzte. Von der andern Seite umdrängten die Husaren den kühnen Polen und kräftige Hände erfaßten ihn.

„Nehmt ihn gefangen—Schonung dem Tapfern!“ Da brauste und tobte es heran, gleich einer Sturmesbraut. „Allah! Hurrah!“ und rechts und links flogen die Russen zur Seite, Roß und Mann übereinander stürzend, Lanzen brachen sich Bahn, Handjars und Säbel blitzten: „Hussah, Bey! Jacoub'a ist hier!“ und die tolle Arnautenbande mit dem Aga an ihrer Spitze hieb rasend den Führer aus der Gefahr!—

Die Redoute war glücklich erreicht, die Geschütze derselben und die Feldbatterie donnerten gegen den Feind und hinüber gegen Czetate—600 russische Krieger deckten den Kampfplatz, über achthundert waren verwundet.

Ismaël-Pascha sammelte die Bataillone, um sie zum Sturm gegen die Redoute zu führen, als ein Adjutant Achmet's herbei jagte und das Anrücken der russischen Truppen von Motsetseï meldete.

Es war bereits um Mittag. In dunklen Columnen, kaum noch eine halbe Meile entfernt, kamen die Russen gegen die rechte Flanke des Feindes an unter General-Major Bellegarde: das Jäger-Regiment Odjessa, geführt von General-Major Schigmond, der Rest des Alexandrinskischen Husaren-Regiments Fürst von Warschau, geführt vom Oberst und Flügel-Adjutant Alopäus, eine Feldbatterie von sechs Geschützen und ein Schwarm von Kosaken, im Ganzen zwischen 7- und 8000 Mann. Die Infanterie bildete das Mitteltreffen, die Cavallerie und Artillerie war auf den Seiten aufgestellt und ihr Marsch direkt gegen die Kalafater Straße gerichtet, um den türkischen Truppen den Rückzug abzuschneiden.

Die Reserven Achmet-Pascha's, aus fünf Bataillonen bestehend befanden sich am Fuß des Hügels, und er ließ sie Front gegen den anrückenden Feind machen. Die türkischen Truppen bewiesen hier große Standhaftigkeit, denn die Nachricht, daß der Feind die Rückzugslinie bedrohe, ist auch bei den bestdisciplinirten wohl geeignet, Verwirrung anzurichten.

An der Seite des Hügels, unter der Schlucht auf der Rechten, war eine Art von alter Fenz, die einen viereckigen weiten Raum einschloß, der von den Einwohnern wahrscheinlich zur Schafhürde benutzt worden war, jedoch schon vor langer Zeit, da der Graben halb angefüllt ist. Dennoch gewährte er noch immer eine günstige Position zur Vertheidigung. Die türkische Infanterie unter dem Livas Osman-Pascha entwickelte sich zur Rechten über diese Einzäunung, drei Bataillone in Linie, zwei in Reserve, die rechte Flanke durch eine Batterie von 4 Zwölfpfündern, die linke durch 6 Feldstücke gedeckt. Die Cavallerie aus dem genommenen Czetate wurde zurückgerufen und auf der Linken aufgestellt, das Regiment türkischer Kosaken vor den Irregulären.

Der Anmarsch der russischen Truppen bot einen imposanten Anblick. Nichts konnte die Festigkeit ihres Marsches übertreffen, jede Linie schritt wie ein Mann und alle Distancen wurden so genau innegehalten, als ob sie in St. Petersburg paradirten. Als sie näher herankamen, ritten vier Offiziere vor, um den Grund zu recognosciren und zogen sich dann wieder zurück. Gleich darauf änderten die russischen Reservebataillone ihren Marsch und rückten mit zwei Geschützen gegen die Schlucht vor, machten aber Halt, als sie diese ungangbar fanden. Zugleich eröffnete die russische Artillerie ihr Feuer, und die türkische erwiederte dasselbe.

Es zeigte sich jetzt jener bedeutende Unterschied dieser Waffe in beiden Lagern, der schon zwei Jahre vorher Kaiser Nicolaus gegen den General Wrangel, als dieser Petersburg besuchte, zu den Worten hingerissen: „Das habe ich Ihnen (den Preußen) zu verdanken!“

Die russischen Geschütze feuerten viel zu hoch und ihre Kugeln thaten anfangs wenig oder gar keinen Schaden, bis es ihnen endlich gelang, die Distance zu finden. Die türkische Artillerie dagegen, von Hadschi-Mustapha commandirt, räumte furchtbar auf unter den anrückenden Colonnen und riß weite Lücken in die lebenden Mauern. Aber mit jener stoischen Haltung, die der russischen Infanterie eigen ist, schlossen sich im Augenblick wieder die Reihen, und bewegten sich mit derselben Ruhe vorwärts.

Ein türkisches Feldgeschütz wurde demontirt, einen Augenblick ließ das Feuer nach. Dies benutzten die Gegner, um sich zu einer dichten Colonne zu schließen und zum Bajonetangriff auf die türkischen Linien vorzubereiten. Die Trommeln wirbelten den kurzen Sturm marsch und die Colonnen kamen heran.

Aber der Kartätschenhagel der türkischen Geschütze fegte die Spitzen nieder. Zwei Mal setzten die Russen an, und zwei Mal siegte die menschliche Natur über den Gehorsam des Kriegers, und sie wurden zurückgedrängt unter dem Allahruf der ermuthigt jetzt vorgehenden türkischen Linien; einige Augenblicke waren die russischen Geschütze ohne Deckung und fast in der Gewalt der Moslems, als General-Major Schigmond, selbst verwundet, die Jäger zum dritten Mal gegen den Feind führte und die Husaren und Kosaken sich in seine Flanken warfen, ohne daß es den Führern der türkischen Cavallerie gelang, den Angriff aufzuhalten.

Die Türken wurden zur Straße zurückgeworfen. Zugleich erhielt Achmet-Pascha die Nachricht, daß der General-Lieutenant Graf Anrep mit den starken Reserven von Boleschti auf Modlavit (Maglawit) anrücke und so ihn im Rücken bedrohe. Zwei Stürme Ismaël-Pascha's auf die Redoute waren unterdessen von Oberst Baumgarten zurückgeschlagen worden.

Achmet-Pascha gab den Befehl zum Rückzug nach einem fast achtstündigen Kampf. So tapfer sich die Türken geschlagen, so traurig zeigten sich jetzt die schlechten Anstalten ihres Heerwesens. Der größte Theil der Verwundeten, über 500 Mann, mußte hilflos auf dem Schlachtfelde zurückgelassen werden. Die Truppen unter Bellegarde zählten eine gleiche Anzahl von Todten und fast das Doppelte an Verwundeten; die Türken hatten während des zwiefachen Kampfes gleichfalls über 1000 Mann verloren, so daß nach der Schlacht an 3000 Todte und Verwundete auf dem Platz lagen.

Der Boden war so mit Leichen bedeckt, daß kaum 48 Stunden hinreichten, sie zu beerdigen.

Um 3 Uhr traten die Türken unbehindert ihren Rückzug an, denn die Munition begann beiden Gegnern auszugehen, und sie erreichten Kalafat, ohne von den Colonnen des General Anrep angegriffen zu werden. Am nächsten Morgen

hatte das letzte Bataillon sein Quartier bezogen. Sie ließen 6 Kanonen in den Händen der Russen zurück, und deren anrückende Übermacht blieb Herr des Schlachtfeldes; aber der Zweck war erreicht, und die Stellung bei Czetate geworfen.

Es war am andern Vormittag, als den unter der zerstörten Mauer einer Hütte von Czetate im todesähnlichen Schlaf liegenden Capitain Meyendorf eine schüttelnde Hand weckte. Vor dem Auffahrenden stand Mungo, der Zigeuner, bleich, erschöpft, kaum sich aufrecht erhaltend.

„Dein Auftrag? sprich, hast Du ihn glücklich ausgeführt?“

Der junge Bursche schüttelte den Kopf.

„Ich kam zu spät. Die Streifwachen hielten mich auf, erst um acht Uhr Morgens erreichte ich das Dorf—die Dame war fort—das Schloß in Flammen!“

„Es ist unmöglich—die Kosaken konnten vor Mittag nicht eintreffen!“

„Nicht die Kosaken, Herr, die verrätherischen Dorobandschen und ein türkisches Streifcorps überfielen das Dorf, plünderten und führten die Dame gewaltsam mit sich fort. So erzählten mir die Bauern und Diener.“

„Und Du bist ihrer Spur nicht gefolgt?“

„Ich that es, Herr. Die Marodeurs, über 200 Mann stark, schlugen sich durch die schwachen russischen Posten und erreichten die Donau unweit Kalafat. Ich kehrte zurück, um Dich zu benachrichtigen. Drei Stunden von hier stürzte Dein Pferd todt von der Anstrengung—ich machte den Rest des Weges zu Fuß.“

Der Offizier athmete hoch auf.

„Gott sei Dank, was kümmert mich das Pferd!“—Im nächsten Augenblick versank er in tiefes Nachsinnen. „Die Gefahr ist noch nicht vorüber,“ murmelte er, „sie darf nicht hierher zurückkehren und muß gewarnt werden, und ich—muß wissen, ob sie in Sicherheit ist!“—Er wandte sich laut zu dem Zigeuner: „Wann soll der Knees der Haiducken mit Dir in Widdin zusammentreffen?“

„Heute oder morgen, Herr!“

„Nimm meinen Mantel, armer Junge, und suche einige Stunden zu schlafen, dann folge mir nach Boleschti, Du wirst der Beutepferde genug und billig finden. Aber höre, versieh Dich womöglich, ehe Du Dich zur Ruhe legst, mit zwei türkischen Anzügen von den Gefallenen, wir werden ihrer bedürfen. Auf Wiedersehen, Mungo.“

Der Capitain schritt in tiefen Gedanken davon, sein Pferd zu suchen.

Der Wudkoklak.

In den Thälern der Donau lebt eine grauenvolle Sage und pflanzt sich fort von Vater auf Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht. Wenn der Vollmond seinen bleichen Schein über Fels und Wald gießt, dann erhebt sich der Wudkoklak—der Vampyr der Griechen-Slaven und Moldau-Walachen—aus seinem Grabe, in dem er mit offenen Augen und starrem Blick schläft. Seine Klauen und Haare wachsen im Todesschlaf—warmes Blut rinnt durch die erstorbenen Adern; denn in den unheimlichen Nächten des Vollmonds frisst er es auf, indem er durch das Land streift, den Lebenden die Rückenader öffnet und ihr rothes Blut saugt.

Schaurig ist der Glaube des Volkes! Steht ein Todter in dem Verdacht, auf diese Weise sein Grab zu verlassen, so wird er feierlich ausgegraben. Hat die Verwesung ihr Werk gethan, so begnügt sich der Pope, ihn mit Weihwasser zu besprengen; ist er aber roth und blutig, so treibt man ihm den Teufel aus und stößt ihm bei seiner Wiederbeerdigung einen im Feuer gehärteten Eichenpfahl in die Brust, damit er sich nicht wieder erheben könne. Die hungrigsten Raben fliehen den Leichnam des Verfluchten schon von Weitem, ohne zu wagen, ihn auch nur mit der Schnabelspitze zu berühren!

Aber einen andern Wudkoklak giebt es, vor dem nicht der Segen des Priesters, nicht der blutige Pfahl durch die Brust zu schützen vermag: lebendig wandelt er unter den Lebenden und sucht seine Opfer. Oft wird er vom unwiderstehlichen Drang nach Schlachtengemetzel ergriffen und verläßt bei Tag und Nacht seine Wohnung und schweift umher, Menschen und Thiere, die ihm begegnen, mit Bissen zerfleischend. Aber das Blut junger Mädchen und Frauen ist es, worauf er besonders lüstern—in ihr Herz schleicht er sich ein durch tausend listige Ränke, und wenn er in der Braut- oder Liebesnacht sie in die Arme preßt, schwindet ihr Bewußtsein und das Blut weicht langsam aus ihren Adern, das Antlitz wird bleich und täglich bleicher, die Quellen des Lebens vertrocknen, statt frisch zu erswellen in befruchtender Kraft—denn allnächtlich theilt der Vampyr ihr Lager und saugt der Schlummernden das Mark aus dem Gebein, das frische rothe Blut aus der zitternden Brust, und das junge Leben welkt und welkt, und ehe der Mond zwanzig Mal seinen Kreislauf vollendet, deckt die Erde den frischen Leib und das gebrochene Herz, und der Wudkoklak darf nach neuen Opfern suchen.

Zuweilen auch paart er sich mit der Wjeschtitza, dem weiblichen Gnomen, dem Gespenst mit Feuerflügeln, das Nachts sich auf die Brust des schlafenden Kriegers niedersenkt, ihn in seine Arme preßt und ihm seine Wuth einflößt. Alsdann raubt wohl die Wjeschtitza, in Gestalt einer Hyäne, kleine Kinder und schleppt sie fort in den Wald, da die Liebe des Wudkoklak kein Leben zu zeugen vermag. Das sind dann die klagenden Stimmen, die in Fels und Wald nach den Eltern rufen, das sind die wankenden bleichen Lichter, die den Wanderer in den Moder der Sümpfe begraben!

Der Bulgare macht drei blutige Kreuze an seine Thür, um dem Wudkoklak und der Wjeschtitza den Eingang zu sperren. Doch vergeblich, denn die Wjeschtitza senkt sich im Haß und in der blutigen Leidenschaft auf jede Menschenbrust, und über die Schwelle des Palastes und der Hütte, durch die ganze Welt schreitet der Wudkoklak und heftet den gierigen Mund an Unschuld und Tugend, an Alles, was schön, vertrauend und erhaben ist, und mästet sich von dem Lebensmark der Lebendigen, die sich machtlos winden in seinen Schlangengarmen!

In einem Gemache des Selamlık von Sami-Pascha zu Widdin lag auf weichen Polstern die schöne Gräfin Helene Laszlo am zweiten Morgen nach der Schlacht von Czetate. Ihre geistige und körperliche Kraft war erschüttert von dem unerwarteten Schreckniß, das über sie gekommen. Jene unerklärliche geheimnißvolle Laune des Frauenherzens, das sich selbst vermeidet, Rechenschaft zu geben, hatte sie vermocht, den Vorspiegelungen und Aufreizungen des Grafen Pisani Gehör zu geben, der ihr mit der schlaun, ganz den Interessen der revolutionären Propaganda ergebene Freundin auf ihre Güter nach Ungarn gefolgt war und hier verstanden hatte, den exaltirten Geist der jungen Frau zu Entschlüssen und Handlungen zu erregen, deren sie sich—hätte eben nicht ein

kaum bewußter Wunsch im Grund ihrer Seele sie unterstützt—sicher enthalten haben würde. So wagte sich denn die Gräfin auf ihre Güter am Schyl und der Deszneizia, mitten in die Gefahren und die Wirrniß eines occupirten Landes und auf einen Schauplatz, der jeden Augenblick selbst die Stätte der Schlacht und des Todes werden konnte, indeß der sardinische Oberst sich in's türkische Heerlager begab. Die Gräfin, in steter geheimer Verbindung mit diesem Manne, der ihre politische Exaltation zu fesseln verstand, öffnete in Krajowa und auf ihrem Gute ihr Haus der Gesellschaft der russischen Offiziere und hatte die unwürdige Rolle der Spionin übernommen und seit Wochen durchgeführt, indem sie zugleich mit den zurückgebliebenen Bojaren des Fürstenthums eine enge Verbindung unterhielt, unter denen Fuad-Effendi durch seine Intriguen und Versprechungen eine starke Partei für die Pforte warb.

Nur hatte der schlaue Graf ohne das Herz der jungen Frau gerechnet, dessen Geheimniß allein sie zur Übernahme jener Rolle bewogen. Nach langem und schwerem Kampf mit dem in Wien so tief verletzten weiblichen Stolz waren dem Capitain die kurzen Zeilen geworden:

Gräfin Helene Laszlo hat die Ehre, Baron von Meyendorf ihre Anwesenheit auf Schloß Badowitza anzuzeigen und wird, wenn der Dienst ihn in diese Gegend führt, den Besuch eines Freundes mit Vergnügen empfangen.

So kalt diese Mittheilung in ihrer conventionellen Form auch war, so genügte sie doch, wie wir gesehen haben, den Capitain nach Krajowa zu führen.

Zwei Mal seither war er der schönen Frau begegnet, in Krajowa selbst und bei einem Besuche auf ihrem Gute, doch beide Male hatten der zahlreiche Hof, der die Gräfin umlagerte, und der kalte Ernst, der in dem Benehmen des Capitains lag, jede Verständigung, ja jede vertraulichere Annäherung verhindert.

So fern standen sich die Herzen, die einander gehörten und die geschaffen waren, sich zu beglücken—als die Schlacht von Czetate und die Intrigue des Sarden auf's Neue sie trennte.

Die Gräfin war bei der gewaltsamen Entführung von Schloß Badowitza durch die Dorobandschen,⁽⁷⁻⁹²⁾ die mit einer Plünderung und einem kurzen Kampfe gegen den schwachen russischen Posten verbunden war, zwar von jeder Beleidigung verschont geblieben, aber es war ihr keiner der Schrecken, keine Gefahr ihrer Lage erspart worden. Trotz aller Bitten und Versprechungen auf eine Kerutza geworfen, von Zweien der wilden Söhne des Landes bewacht, führte die wilde Jagd der Flucht sie nach den Ufern der Donau, und vergeblich ersehnte jetzt die ungarische Patriotin Hilfe und Rettung durch die Hand der russischen Unterdrücker, denn die Zahl der zum Feinde flüchtenden Dorobandschen war so bedeutend, daß sie die schwachen begegnenden Pikets leicht in die Flucht schlug.

So gelang es—während wenige Meilen davon die blutige Schlacht tobte—Apollony, dem Agenten des Sarden, im Rücken der russischen Stellung seine Beute am Nachmittag glücklich bis an's Ufer der Donau und zu den türkischen Posten zu bringen. In einem Boote wurde hier die Gräfin über den Strom geführt und in die Festung gebracht. Sie war so erschöpft, daß sie willenlos Alles mit sich geschehen lassen mußte. In einem abgelegenen Gemache des Selamlik ließ Sami-Pascha seine schöne Gefangene einstweilen einschließen, indem er wegen der Pläne des Obersten seine Gründe hatte, sie in das Haremlik selbst nicht aufzunehmen.

Mit Schrecken gewahrte Gräfin Helene, daß alle Hoffnungen auf sofortige Befreiung sie täuschten, die sie gefaßt, als sie sich in die Hände der Türken geliefert sah. Sie blieb eine Gefangene, zwischen den öden Mauern eines türkischen Zimmers eingeschlossen, von schwarzen Slaven bedient, und erst am Nachmittag erhielt sie eine weiße Dienerin, Marutza, die Tochter des Handja's, die der Pascha, als am Tage vorher Vater und Tochter nach dem Befehl Iskender-Bey's von den Khawassen vor sein Gericht geführt worden, zum Dienst im Haremlik bestimmt hatte, während Gawra mit einer harten Geldbuße und dem Verbot der Hanewirtheitschaft belegt ward. Das Mädchen verstand ein wenig italienisch, und so konnte die Gräfin sich wenigstens verständlich machen und erfuhr, daß sie in den Händen des Pascha's von Widdin sei. Durch Marutza, welche frei ausund einging, ließ die geängstete Frau alsbald eine Unterredung mit dem Pascha verlangen, aber der Erfolg derselben hatte nur dazu gedient, ihre Angst und ihre Verlegenheit zu erhöhen. Der alte Moslem fand sich in der That gegen Abend bei ihr ein, von einem seiner Eunuchen begleitet, und nahm seinen Sitz mit aller Bequemlichkeit eines türkischen Haremsherrn auf dem Divan des Gemachs, indem er mit lüsternen Augen die selbst noch in dem Zustande der Abspannung fesselnden Reize der schönen Ungarin betrachtete. Zu ihrem Schrecken erfuhr diese jetzt, daß sie nicht bloß eine Gefangene, sondern von den Dorobandschen als Beute an Sami-Pascha verhandelt worden, und daß dieser sie als eine Erwerbung seines Harems betrachtete. Vergebens berief sie sich auf ihren Stand, auf ihre Bemühungen für die türkischen Interessen, auf Graf Pisani, dessen Herbeiholung sie verlangte, der alte Moslem erwiederte ihr, daß er sie ehrlich gekauft und bezahlt habe, daß er ihren Stand nicht kenne und dieser ihm auch gleichgültig sei, daß er von keinem Anrecht auf türkischen Schutz wisse, und wich mit großer Schlaueit den Fragen und dem Verlangen nach dem Sardinier aus.

„*Mashallah!*“ sagte der dicke Pascha, sich den Bart streichend, „was geht dieser Dschaur mich an? Ich kenne ihn nicht, und wenn ich ihn kenne, bin ich nicht der Herr in meinem Haremlik, und was hat er dort zu schaffen? Ich weiß nicht, ob er in Widdin ist, oder in Kalafat, oder in der Schlacht gefallen. *Wallah!* was kümmert einen Gläubigen ein Kreuzträger?“

Gräfin Helene vermochte keine entscheidende Antwort zu erzielen. Der Pascha verließ sie, indem er ihr nochmals andeutete, daß sie sich als ein Mitglied seines Harems anzusehen habe. Die einzige Hilfe, die der Verzweifelnden beifiel, war, einen europäischen Arzt zu verlangen.—

Doctor Welland hatte den Morgen nach der Schlacht bis zum späten Nachmittag im Lazareth zugebracht, Hunderten der armen Verwundeten, die sich zurück zum türkischen Lager zu schleppen vermocht hatten, Hilfe bringend und die traurigen Leistungen der ihm beigeordneten Unterärzte und Chirurgen beaufsichtigend. Zum Tode erschöpft, langte er in der Locanda Alexo's an, wo Nursah, der schwarze Diener, der jeden seiner Wünsche ihm an den Augen abzulesen schien, ihn mit bereit gehaltenen Erfrischungen erwartete.

Nur Einem hatte seltsamer Weise der Slave sich immer bisher zu entziehen gewußt: seinen Herrn in die türkischen Bäder zu begleiten und ihn dort zu bedienen! Der Doctor war noch mit seinem Mahle beschäftigt, das von mehreren der türkischen Offiziere getheilt wurde, und lauschte den Einzelheiten der blutigen Schlacht, als ihm von Alexo, dem Wirth, gemeldet wurde, daß ein höherer Offizier ihn zu sprechen wünsche.

Es war Graf Pisani, der ihn im selben Zimmer erwartete, in welchem er mit Apollony, dem walachischen Agenten, die für das Schicksal der Gräfin Laszlo so unheilvolle Unterredung gepflogen.

Der Arzt kannte den Grafen seit den wenigen Tagen seines Aufenthalts in Widdin nur von Ansehen. Der innere Instinct seiner ehrlichen Seele warnte ihn vor dem glänzenden Tiger und er erwartete stillschweigend die Anrede.

„Verzeihen Sie, Signor Dottore, daß ich Sie nach den vielen Anstrengungen noch in Anspruch nehme. Im Selamlik des Gouverneurs befindet sich eine kranke Dame, die Ihrer Hilfe bedarf. Sie ist durch Schreck und Furcht in große Nervenauflregung versetzt und es wird nöthig sein, ihr ärztlichen Beistand zu leisten. Darf ich Sie um diesen bitten? Sobald es Ihnen genehm, wird mein Diener Sie dahin geleiten.“

Der Arzt verbeugte sich.

„Ich werde in einer halben Stunde bereit sein.“

„Ich habe bei dem Besuch eine Bitte an Sie, Doctor,“ bemerkte der Graf. „Man wird Sie nach mir fragen und Sie wahrscheinlich mit einer Botschaft an mich beauftragen. Ich bitte Sie nun, der Dame gegenüber zu thun, als sei ich Ihnen gänzlich unbekannt. Es versteht sich von selbst, daß ich Ihre ärztliche Mühwaltung honoriren werde.“

Die ruhigen ernsten Augen des deutschen Mannes hatten sich finster gefaltet.

„Ich biete gern meine Hilfe, Herr Graf,“ sagte er gemessen, „wo sie verlangt wird. Zu Intriguen und Lügen bin ich unfähig.“

Der Oberst lächelte verächtlich.

„Wir mißverstehen uns, Signor Dottore. Ihre Person und Ihre Vergangenheit sind mir nicht unbekannt, und ich habe das Recht, Sie zu dem kleinen Dienst aufzufordern, den ich von Ihnen verlange. Sehen Sie dies!“ Die Hand, die er in die Brustöffnung seiner Uniform gesteckt, zeigte dem Arzt einen kleinen Gegenstand.

Der Doctor fuhr unwillkürlich zurück.

„Immer dies unselige Zeichen!“ sagte er schmerzlich und unwillig. „Wohin ich mich auch wende, überall verfolgt es mich. Doch, was Sie auch denken mögen, Herr Graf, ich bin es müde, meine Ehre und mein Gewissen unter einem Zwange zu beugen, den mir eine Thorheit der Jugend auferlegt hat.“

„Sie verweigern den Gehorsam?“

„Ich weigere mich, eine Lüge zu sagen. Alles, was mir Ehre und Pflicht gestatten, bin ich bereit, zu thun.“

Der Graf, der offenbar noch andere Aufträge beabsichtigt hatte, bedachte sich einige Augenblicke.

„Ihre Weigerung, die Sie natürlich zu vertreten haben, kann in meinen Absichten nur wenig ändern. Es bleibt dabei, daß Sie sich zu der Kranken begeben, die eine in die türkische Gefangenschaft gerathene Dame von jenseits der Donau ist. Ich will Ihnen nicht weiter wehren, ihr zu sagen, daß Graf Pisani Ihnen bekannt und hier am Orte ist, aber ich habe das Recht, Sie zu ersuchen, daß Sie jedes nähere Eingehen auf meine Verhältnisse und etwaige Aufträge ablehnen.“

Der Arzt verbeugte sich schweigend.

„Die Dame,“ fuhr der Graf fort, „mag ihre Wünsche mir auf andere Weise zugehen lassen; ich habe selbst nichts dawider, daß Sie ihr meine Adresse geben. In einer halben Stunde wird mein Diener Sie auf dem Tschardak der Locanda erwarten. Adieu, Signor Dottore.“

Der Morgen sog die frischen Nebeldüfte von der wallenden wogenden Fläche des Stromes. Zu den Füßen der Gräfin Helene knieete Marutza, die walachische Dienerin. „Deine Befehle sind erfüllt, o Excellenza, meine süße Herrin,“ berichtete das Mädchen in schlechtem Italienisch, „aber mein Herz ist schwer geworden bei Bestellung der Botschaft und meine Wange bleich.—Hast Du von dem Wudkoklak gehört, o schöne Herrin?“ flüsterte sie scheu.

„Ich verstehe Dich nicht, Kind. Wird Graf Pisani mir Hilfe leisten in dieser eigenthümlichen Noth? wird er kommen? Sprich—gieb mir Antwort.“

„Er wird nicht säumen, Herrin,“ sagte ängstlich das Mädchen; „wann hätte der Wudkoklak je gezögert, wenn es galt, auf seine Beute zu stürzen? Weißt Du auch, wem ich Dein Blatt gebracht?“

„Dem Oberst Pisani, jetzt in türkischen Diensten, einem alten Freunde von mir. Er allein kann mich retten.“

„Was kümmert mich sein Name in der Welt! Er ist ein Wudkoklak—ich sah es an dem Faltenmaal auf seiner Stirn, an seiner Leichenfarbe und dem höhnischen Zug um seinen Mund!“

„Ich verstehe Dich nicht—wer ist Dein Wudkoklak?“

Das Mädchen blickte sie scheu an:

„Das ist der Vampyr, der als Mensch unter den Lebendigen wandelt und die junge Braut sucht, die er zum ewigen Verderben umstricken und deren Blut er aus den blauen Adern trinken muß.“

Die Gräfin schauderte.

„Du bist ein thörichtes Kind und hängst an dem Aberglauben Deines Volkes!“

Der Oberst saß an ihrer Seite, seine Stirn bewölkt, während ihr angstvoller Blick an seinem Antlitz hing.

„Um Gotteswillen, Sie können mich doch nicht in der Gewalt dieser Menschen lassen? Nehmen Sie die Hilfe der österreichischen Behörden in Anspruch!“

Der Sarde lächelte verächtlich.

„Bei dem langsamen Wege der diplomatischen Reclame würden Sie dann längst verloren sein. Die Sache ist schwieriger, als Sie denken, theure Freundin. Die Stellung der europäischen Offiziere unter diesen halbasiatischen Horden ist eine ganz andere, als wir sie gedacht haben, unser Einfluß durch das Mißtrauen gegen alle Christen äußerst gering. Dazu ist Sami-Pascha unbeschränkter Gebieter in Widdin und von der Armee ganz unabhängig. Der alte Schuft ist ein eingefleischter Türke und hat nach den Sitten der Moslems ein unbestrittenes Anrecht auf Ihre Person. Er hat Sie als Kriegsgefangene gekauft. Es ist ein Unglück, daß es den schurkischen Überläufern eingefallen, Sie wahrscheinlich in der Hoffnung eines reichen Lohnes oder Lösegeldes mitzuschleppen, und ein noch größeres, daß ich nicht Kunde davon erhielt, ehe der schändliche Handel geschlossen war.“

„Aber so bieten Sie ihm das Zehn-, das Zwanzigfache dieser Summel!“

„Das ist längst geschehen, doch der alte Lüstling weigert sich, die—ich muß es aussprechen, so hart das Wort klingt—die Christensclavin zu verkaufen. Es ist eine besondere Gunst und nur seiner Furcht vor meiner Person oder seinem Trotze auf sein Recht nach dem muselmännischen Gesetz zuzuschreiben, daß er mir den Zutritt zu Ihnen bewilligt hat. Selbst der Arzt, der, wie ich höre, zu Ihnen gerufen wurde, mußte geloben, todt und taub zu sein für Alles, was er innerhalb der Wände seines Haremlik erfährt.“

Die Gräfin rang verzweifelnd die Hände.

„In welche Schmach, in welches Entsetzen habe ich mich verstrickt! Ihr Rath, Oberst, führte mich nach Krajowa und zu der schimpflichen Stellung, die mein Unglück geworden. An Ihnen ist es, mich zu retten.“

„Und ich will es,“ sagte ernst der Mann an ihrer Seite. „Aber hören Sie mich, Helene, hören Sie meine Betheuerung. Nicht die Selbstsucht eines Mannes, dessen Ergebenheit und Huldigung wohl Anspruch auf Ihre Gerechtigkeit hat—die bittere Nothwendigkeit allein zwingt mich, Ihnen das einzige Mittel zur raschen Befreiung vorzulegen. Ich muß irgend ein persönliches Recht haben, Ihre sofortige Auslieferung von dem Pascha zu fordern. Ich muß ein Recht haben, sei es auch nur scheinbar, auf das gestützt ich nöthigenfalls die Offiziere und Führer des Heeres zu meinem Beistande gegen die Willkür Sami's aufrufen kann! O, mißverstehen Sie mich nicht, Helene—Ihre Rettung allein legt mir das Wort in den Mund.“

Die Gräfin war noch bleicher geworden, als die Angst sie gemacht, all' ihr Blut schien zum Herzen zurückgetreten, an das sie die kleine Hand preßte—der erste giftige Odemzug des Wudkoklaks erstarrte sie.

„Wie meinen Sie dies, Graf?“

„Hören Sie mich an, Helene! Sie wissen, daß ich Sie liebe, auch ohne daß ich wie ein thörichter Knabe zu Ihren Füßen gelegen. Ich bin ein Mann und Soldat und werbe wie ein solcher um das Weib meines Herzens. Daß der Besitz Ihrer Hand das Ziel meiner höchsten Wünsche ist, fühlten Sie längst, wenn ich auch vermieden habe, diese Wünsche Ihnen geradezu auszusprechen, denn ich weiß, daß Sie Nichts für mich empfinden und nur den Freund, den Mann von gleicher politischer Gesinnung, den Vertheidiger Ihres tapfern und unglücklichen Volkes in mir sehen, der gegen die Fesseln der Tyrannei und für den erhabenen Gedanken der Freiheit kämpft, für die Sie in diesem Augenblick unwürdig leiden. Ich bin zu stolz, um von Ihrer Verlegenheit einen Nutzen zu ziehen für das Erreichen meiner Wünsche—aber es ist nothwendig, unbedingt nothwendig zu Ihrer Befreiung, daß Sie eine kurze Zeit für meine erklärte Braut gelten. Dies allein giebt mir ein Anrecht auf Ihre Person, und kein Offizier wird sich weigern, Sie, wenn es sein muß, mit Gewalt dem Pascha abzufordern.“

Ihre zarten Hände bedeckten das Gesicht—sie schluchzte—nur das Weib war von der kühnen stolzen Patriotin geblieben.

„Ich weiß,“ fuhr der Graf mit schmerzlichem Tone fort, „wie schwer auch nur dieser Gedanke auf Ihnen lastet, und daß das Bild eines Glücklicheren denn ich—das Bild eines Despotensöldners in dem Herzen wohnt, das doch für die Befreiung seiner Nation schlägt. Aber hören Sie wohl, Gräfin, ich gebe Ihnen hiermit das Ehrenwort eines Edelmannes und eines Offiziers, daß die Erklärung, die Sie zu meiner Braut macht, nie gegen Sie benutzt werden soll, es sei denn“—er hielt einige Augenblicke inne—„Sie wünschten und verlangten selbst deren Erfüllung.“

Die Gräfin sah das spöttische Lächeln des Triumphes nicht, das sein männlich schönes Gesicht verzog. Seine schwarzen Augen ruhten mit jener magnetischen Gewalt der Schlange auf ihr, die das Opfer in ihre Kreise bannt. Ein unerklärliches Gefühl drückender Angst lastete trotz des Versprechens schwer auf ihrem Herzen; dennoch empfand sie, daß sie den Vorschlag annehmen müsse, daß er der einzige Ausweg sei aus der schrecklichen Lage.

„Ich thue Ihnen weh, mein Freund,“ sagte sie abgewandt und reichte ihm die Hand, „und dennoch—ich kann jetzt nicht über Ihre Bewerbung entscheiden, ich muß Ihr Wort als Unterpfand meiner freien Entschließung annehmen.“

„Sie willigen ein?“

„Wenn ich vor mir selbst frei bleibe—ja!“

Der Graf küßte ihre Hand. Dann entfernte er sich für eine kurze Zeit, während der die junge Frau, mit den bangen Ahnungen ihres Herzens kämpfend, das Antlitz in den Kissen des Divans verbarg. Pisani kehrte mit Schreibgeräth zurück und legte ein Blatt Papier vor die Gräfin.

„Es ist nöthig, gnädige Frau, daß Sie einige Worte zur Bestätigung meines Rechtes niederschreiben. Mit ihnen in der Hand werde ich sofort die nöthigen Schritte thun.“

Ihre Hand zitterte, als sie die Feder ergriff.

„Was muß ich schreiben?“

„Erlauben Sie mir, Ihnen die kurzen Worte zu diktiren, Sie sind zu aufgereggt, um selbst das Zuviel und Zuwenig zu vermeiden.“

Er sagte sie ihr in französischer Sprache und ihre Finger schrieben sie langsam nieder, während aus den schönen Augen ein Tropfen auf das Papier fiel. Die Worte lauteten:

Helene Gräfin von Laszlo überträgt dem Obersten Grafen Antonio Pisani, als ihrem Verlobten, den Schutz und das Recht an ihrer Person und an ihrem Eigenthum.

„Die letztere Bestimmung ist nöthig,“ sagte der Oberst nachlässig, „um der Habsucht Sami-Pascha's Schranken zu setzen.“

Die Gräfin hatte der Worte kaum geachtet. Sie unterzeichnete und reichte dem Sarden das Blatt. Als er es berührte, zuckte es wie ein electricer Strahl kalt und schneidend durch ihre Nerven.

„Ich habe Ihr Wort?“

„Wie weh thun Sie mir, Helene, mit diesem Rückhalt! Morgen spätestens werden Sie frei sein!“

Er beugte das Knie vor ihr und küßte zärtlich ihre Hand, die sie ihm schauernd überließ. Dann erhob er sich und verließ sie. Fest trat sein Fuß auf, trotzig hob sich der Kopf und die dunklen Augen funkelten in der Gewißheit des Sieges, als er die Thür der Gemächer und den Eunuch-Khawaß, der an ihr Wache hielt, hinter sich gelassen. Er bemerkte kaum die Dienerin, die aufgereggt, scheu an ihm vorüber schlüpfte und zu der Herrin eilte.

Das Mädchen war in seltsamer Aufregung, seine schönen blauen Augen glänzten diesmal freudig, als es in die Wohnung des türkischen Despoten zurückkehrte, dessen Machtspruch sie den Ihren entrissen. Die Gräfin, zu deren Dienst man sie bestellt, hatte die abergläubische Warnerin am Mittag auf einige Stunden fortgeschickt, als sie Graf Pisani erwartete, und Marutza kehrte jetzt von dem Hause ihres Vaters zurück, wohin sie, diese Zeit benutzend, geeilt war.

Die junge Bulgarin warf sich am Ruhebett der Dame nieder, für die, obschon kaum 24 Stunden verflossen waren, seit sie sich in ihrer Nähe befand, doch bereits ihr ganzes Herz mit jener zähen Ergebenheit schlug, die eine eigenthümliche Tugend dieses Volkes ist.

„Weine nicht, schöne Herrin,“ flüsterte sie schmeichelnd, „der Unheimliche ist fort und ich bringe frische Hoffnung. Du sollst frei werden, noch ehe die Sonne wieder die Minarets von Widdin bescheint.“

Die Gräfin preßte die Hand der jungen Trösterin.

„Ich weiß es, aber Du weißt nicht, welches Opfer es mich kostet. Er hat versprochen und hält sein Wort.“

„Er!—Wen meinst Du, Herrin?“

„Nun, Graf Pisani, der mich eben verließ.“

„Den Sohn der Hölle?—Unglückliche Herrin—er Dich retten? Er ist der Wudkoklak und Alles, was er thut, wird Dich nur in den Abgrund ziehen. O, sieh her!—kennst Du dieses Tuch?“

Sie reichte der Gräfin ein feines Kantentuch, das diese forschend und ängstlich prüfte. Es trug ihren Namenszug mit dem Wappen darüber in eleganter Stickerei.

„Mädchen, um der Heiligen willen—woher hast Du dies Tuch? Es ist das meine, und dennoch brachte ich es nicht hierher?“

„Erinnerst Du Dich an die große Sultansstadt an der Donau, von der die Schiffe mit dem Rauch hier vorbeifahren?“

„Wien?“

„Ja, so heißt sie. Es ist ein großer Garten darin. Doch habe ich den Namen in der Eile vergessen.“

„Der Prater?“

„Es mag sein. Ich soll Dich fragen, ob Du des Tages gedenkst, an welchem in diesem Garten Deine Pferde mit dem Wagen durchgingen, und des Mannes, der damals mit Dir war und von Dir schied?“

„Marutza!“—die Hand der Gräfin preßte krampfhaft den Arm der jungen Bulgarin. „Mädchen—weiter—weiter!“

„Er nahm dies Tuch damals mit sich als Andenken und trug es in den Schlachten seines Volkes. Er ist kein Moslem, obschon er die Kleidung der Mörder trägt.“

„Er ist hier?“

„Vor einer Stunde gab mir der Fremde das Tuch. Er ist ein Freund Michael Miloje's, meines Bräutigams. Er sagt, er müsse Dich sprechen um jeden Preis, und wenn Dir hier Gefahr drohe, werde er nicht weichen, bis er Dich gerettet.“

Die Gräfin rang die Hände.

„Der Wahnsinnige, in welche Gefahr hat er sich gestürzt! Und ich—in demselben Augenblick meine Ehre, mein Leben in die Hand eines Andern gegeben, in die Hand seines Feindes!“

„Ich warnte Dich vor dem Wudkoklak!“

Ihre Blicke fielen auf das Schreibzeug, das der Oberst zurückgelassen, und sie stürzte wie auf einen rettenden Ausweg darauf zu.

„Kannst Du zu ihm gelangen?“

„Ich soll ihn in der Locanda Alexo's des Wirthes erwarten, wenn der Abend kommt; in einer Stunde ist die Zeit da.“

Die Gräfin schrieb eilig einige Zeilen auf eines der Blätter, die zurückgeblieben waren.

„Aber wird Dein häufiges Gehen und Kommen nicht Verdacht erregen?“

Marutza lachte schlau.

„Ich habe dem Schwarzen, der dieses Hane bewacht, eine Flasche vom Feuertrank meines Vaters mitgebracht und ihm das Goldstück gegeben, das ich von dem Fremden erhielt. Das Eine verschließt seinen Mund, das Andere trübt seine Augen! Marutza kann frei aus- und eingehen, nur Du, Herrin, bist die Gefangene!“

Die Gräfin hatte geendet. Sie faltete das Blatt zusammen und gab es an die Bulgarin, die es in den Busen steckte, ihr Kleid küßte und eilig verschwand.

Welche Gebete, welche Gedanken Helenens begleiteten sie!

Am Vormittag desselben Tages hatten zwei Männer in der phantastischen und willkürlichen Tracht der Baschi-Bozüks—wie die Binden um Arm und Kopf zeigten, Beide nicht ohne leichte Wunden in der Schlacht davon gekommen—durch das nördliche Thor, das nach Negotin und dem Timok führt, dem serbischen Gränzfluß, die Stadt betreten. Bei dem fortwährenden Umhertreiben zahlloser Nachzügler und dem Leben und Drängen, das überall herrschte, konnte ihre Erscheinung Niemand auffallen, obschon ein schärferer Beobachter leicht bemerkt haben würde, daß dem Einen wenigstens das unnachahmliche Phlegma des Orientalen fehlte, und sein Schritt oft hastig den straffen militairischen Gang zeigte, während sein Auge scheu und aufmerksam umherschweifte. Er trug den linken Arm in einer alten Turbanbinde, seine Wange aber zeigte die kaum geschlossene Wunde eines leichten Hiebes.

Ohne viele Worte zu wechseln, schritten Beide durch die Stadt und auf dem Wege nach Ternowo hin, bis sie zum Hane des Bulgaren Gawra kamen. Der grüne Zweig vor der Thür war jetzt entfernt und der Wirth saß mißmüthig auf der Schwelle seines Hofes unter den Pferde- und Ochsenköpfen und rauchte den Tschibuk. „*Dobar stschast*,“⁽⁷⁻⁹³⁾ grüßte der Jüngere der beiden Bozüks in seiner eigenen Sprache den Wirth. Dieser schaute erstaunt deshalb auf, denn er war solcher Höflichkeit von einem Moslem eben nicht gewöhnt.

„*Da bog dai!*“⁽⁷⁻⁹⁴⁾ lautete seine Antwort. „Bist Du denn ein Bulgar, junger Mann?“

„Wir Beide sind Fremde. Aber ich sehe den Zweig nicht auf Deinem Thor, o Handja. Wir wollen einkehren bei Dir und Deinen Gaourt⁽⁷⁻⁹⁵⁾ und Rakih⁽⁷⁻⁹⁶⁾ kosten.“

„Wo kommst Du her, Freund,“ sagte mürrisch der Wirth, „daß Du nicht weißt, wie drinnen im Hause ein Mulassim sitzt, den ich bezahlen muß, und den Seine Hoheit der Pascha zur Aufsicht in mein Haus gelegt hat, daß ich keine Herberge mehr halte. Geht Eurer Wege, Freunde, ich bin Nichts als ein Pferdehändler und in der Ungunst des Herrn.“

Die Beiden rührten sich jedoch nicht von der Stelle.

„Bist Du Gawra, der Wirth, so wirst Du mir sagen können, wo Michael, Dein Neffe, zu finden ist?“

Der Alte schaute erschrocken auf.

„Was kümmert mich der Landstreicher. Ich bin ein treuer Unterthan des Sultans, unsers Herrn.“

Der Bozuk schlug rasch mit dem Daumen das griechische Zeichen des Kreuzes und sein listiger Blick verständigte den Bulgaren.

„Rede keine Thorheit, Handja, Du hast es mit Freunden zu thun und brauchst Dich nicht zu verstellen. Der Knees wollte mich bei Dir erwarten, und ich habe mit ihm nöthig zu sprechen.“

Die Gefühle des Wirths in Betreff seines künftigen Eidams schienen sich in den letzten 48 Stunden sehr geändert zu haben. Der Haiduck hatte ihm die Strafe, die der Pascha ihm auferlegt, reichlich ersetzt und Gawra wußte, daß er ihm sein Leben zu danken hatte. Überdies hielt er, durch die letzten Ereignisse gewarnt, jetzt selbst für nothwendig, daß der junge Mann bei erster günstiger Gelegenheit das schöne Mädchen in die sichern Berge mit sich führe. Der Haiduck befand sich daher, trotz der drohenden Nähe seiner Feinde, in diesem Augenblick nicht weit von den Sprechenden. Gawra selbst hatte ihm die Rolle gegeben, die er spielte.

„Siehst Du den Knecht dort, welcher am Brunnen die Pferde Deiner Brüder, der Soldaten, tränkt, die sie in meine Ställe gestellt haben?—Rede mit ihm, vielleicht kann er Dir Antwort geben.“

Sein Daumen zeigte auf einen jungen Mann in dem wollenen Kittel des armen Bulgaren, ohne alles Auffallende in seiner Erscheinung, als seine kräftige Gestalt, der mit zwei andern Knechten im Hofe mit einer Anzahl türkischer Pferde beschäftigt war.

Die Baschi-Bozuku schlenderten in den Hof, wo bereits mehrere ihres Gelichters umherlungerten und der Thätigkeit der Bulgaren träge zuschauten. Sie traten wie von ungefähr zu dem Schimmel, welchen eben der junge Mann striegelte, den Gawra, der Wirth, ihnen angedeutet.

„*Wallah!* ein kräftiges Pferd—ich möchte es unter den Beinen haben auf einem Ritt gegen die Moskows.—Ich grüße Dich, Knees Michael Miloje.“

Die letzten Worte wurden flüsternd zu dem bulgarischen Knecht gesprochen.

„Bei den vierzig Märtyrern!“ entgegnete der Bulgare, indem er sich, die Füße des Pferdes zu reiben, niederbeugte, „Du hast lange auf Dich warten lassen, und ich wäre bereits zu dem Hochgebirge zurückgekehrt, wenn mich nicht eine Otmitza hier gefesselt hielte.—Sprich, was bringst Du für Hoffnungen für die Kinder der Berge vom schwarzen Czar, unserm Vater?“

Mungo—denn er und der Capitain, der erst nach vielen Vorstellungen vom General-Lieutenant Anrep die Zustimmung zu dem gefährlichen Wagstück der Selbstprüfung der Verhältnisse in Widdin erhalten, steckten in den Trachten der Baschi-Bozuku—machte sich mit dem Pferde zu thun.

„Schau den Mann an, der mich begleitet, o Knees, er ist einer der vornehmen Aga's der Russen und herübergekommen, mit Dir und Deinen Brüdern zu verhandeln. Er hat außerdem ein persönliches Geschäft und möchte wissen, ob und wie eine Dame von jenseits des Stromes durch Überläufer gestern oder vorgestern in's Lager gebracht worden ist? Wann und wo kann er Dich sprechen?“

Der Bulgare kraute sich am Kopf.

„Ich weiß Nichts von Deiner Dame, als daß meine Moma—Fluch dem Pascha!—seit zwei Tagen eine fremde Christin im Harem oder Selamlik des Gouverneurs bedienen muß. Bei den Gebeinen der Heiligen! da kommt sie selbst über die Ebene von der Stadt her. Nimm dies Pferd und führe es mit Deinem Gefährten zum hintersten Stall im Hof. Dort ist ein Verschlag, in den Ihr Euch begeben mögt—ich werde in wenig Zeit bei Euch sein.“

Mungo that, wie er gesagt, und gab dem Capitain einen Wink, zu folgen, indeß Michael dem Mädchen entgegen ging.

Eine Stunde darauf saßen die beiden kühnen Späher, der Haiduck und die Moma in einer der Hütten, die dem Handja für seine Haustiere und Vorräthe gedient, jetzt aber längst von den Türken geleert waren und besprachen sich eifrig, indem Mungo, so weit es nöthig, den Dolmetscher machte. Dem Capitain blieb kein Zweifel mehr, daß die Dame im Selamlik des Pascha's die Gräfin Laszlo war und mit Schmerz hörte er von Marutza, die eben jenes Schreiben an den sardinischen Obersten besorgt, in wessen Händen die Geliebte sich befand. Die Anwesenheit Pisani's im türkischen Feldlager machte ihm klar, wie die Gräfin zu jenen Verräthereien bewogen worden, wenn sie auf der andern Seite ihm auch wiederum die Entführung und die jetzige Gefangenschaft der Dame als Räthsel erscheinen ließ. Dennoch lebte das undeutliche Gefühl einer großen über der geliebten Frau schwebenden Gefahr in seinem Herzen, und er be-

schloß, womöglich den Versuch zu machen, sie zu sprechen, und wenn es ihr Wunsch, sie zu befreien.

Freilich waren die Mittel dazu sehr gering und beschränkten sich auf die Hilfe seines Begleiters, des Haiducken und etwa Alexo's, des Wirths, dessen Zuverlässigkeit erst noch geprüft werden sollte. Der junge Knees indeß erklärte das Wagestück ausführbar, und daß er zugleich die ihm verlobte Braut mit entführen und beide Frauen über die serbische Gränze bringen wolle. Der Haiduck war in Widdin geboren und kannte daher jeden Theil der Festung, in der das Konak des Pascha's liegt, auf das Genaueste. Marutza gab ihm die Nachrichten, in welchem Theil der Gebäude das Gemach der Gräfin lag und es wurde beschlossen, daß sie beim Anbruch des Abends die Verbündeten nochmals aufsuchen sollte, um die weiteren Pläne zu hören.

Während Miloje mit seinem Schwiegervater Gawra das Nöthige verabredete und diesem das Versprechen abnahm, mit vier Pferden am Thor von Ternowo zu ihrem Dienst bereit zu sein, hierauf türkische Kleider anlegte und unter deren Schutz sich keck und frei in die Festung selbst wagte, wandten der Offizier und sein Gefährte sich zu der Locanda Alexo's, des Wirths, deren Umgebung stets von Offizieren und Soldaten aller Art umlagert war. Hier gelang es der Schlaueheit Mungo's leicht, dem Wirth ein Zeichen zu geben und sich mit ihm zu verständigen. Durch die hintere Pforte seines Gehöfts wurden die beiden Abenteurer eingelassen und in dasselbe Gemach quartirt, in dem die Entführung der Gräfin beschlossen worden.

Der Slowake, treulos gegen alle Parteien und nur auf seinen Geldgewinn bedacht, hielt es für wichtig und nöthig, seine russischen Verbindungen wenigstens nicht durch einen unnützen Verrath preiszugeben, und es gelang ihm leicht, in Betreff der Spionage der Gräfin sich zu rechtfertigen, indem er jede Kenntniß davon läugnete.

Da er die Belohnung des Obersten bereits in der Tasche hatte, war er zu jeder neuen Intrigue gegen goldene Vergütung gern bereit und schaffte willig Alles an, was man von ihm verlangte. Die Gelegenheit sollte ihm zeigen, auf welcher Seite sich ihm der meiste Vortheil bot.

Während der Capitain hierauf allein in dem Versteck zurückblieb und Mungo in der Nähe umherstrich, um Kundschaft und den Haiducken aufzusuchen, hörte der Offizier es in der von Alexo ihm angegebenen Weise an die Thür pochen und öffnete. Zu seinem Erstaunen stand ein schwarzer Knabe vor ihm, der eilig in das Gemach schlüpfte und wieder die Thür verschloß.

Die Brust des Knaben hob sich ängstlich und hastig.

„Signor,“ sagte er auf italienisch, „ich habe Alles gehört, denn meine Schlafkammer ist über diesem Gemach und nur durch eine dünne Bretterdecke von ihm geschieden. Du bist ein Russe?“

„Was willst Du damit, Bursche?“ fragte der Offizier und faßte rasch entschlossen den Arm des Mohren, um sich seiner zu bemächtigen.

„Laß mich; Du siehst, ich bin Dir nicht feind, sonst wäre ich nicht hier. Ich komme, Dich zu warnen.—Der Wirth dieses Hauses, dem Du Dich anvertraut, ist ein Verräther an der Sache Deines Glaubens und Deines Volkes; mißtraue ihm!“

„Wer bist Du, Knabe?“

„Ich bin der Diener eines fränkischen Arztes, Signor, und Deiner Nation ergeben. Lies hier den Beweis.“ Er holte aus einem seidenen Beutelchen, das an einer Schnur unter den Kleidern auf seiner Brust hing, ein Papier. „Kennst Du Signor Ölsnero in Constantinopel?“

Der Capitain las.

„Ich weiß, daß er einer der Unsrigen ist und sehe, daß ich Dir trauen darf. Aber was soll ich thun?“

„Der Wirth ist habsüchtig. Biete ihm gelbes Gold, mehr als Deine Feinde, und er wird Dir helfen. Ich wollte Dich nur warnen, ihm nicht zu viel zu trauen. Lebe wohl, Signor; Nursah wird über Dir wachen.“

Der Knabe entschlüpfte.

In tiefem Nachdenken erwartete der Capitain die Gefährten, die der Wirth mit Marutza ihm, nachdem die Dunkelheit bereits eingetreten, zuführte. Das Mädchen übergab ihm das von der Gräfin geschriebene Blatt. Beim spärlichen Schein einer Lampe las der Capitain die folgenden von einem geängsteten Frauenherzen diktirten Worte:

Ich weiß, daß Sie hier sind, und die Gefahr, in die Sie sich um meinetwillen gestürzt, erhöht die Schmerzen, die mein Herz zerreißen. Bei den Worten der Liebe, die Sie mir einst im Prater von Wien gesprochen, beschwöre ich Sie, verlassen Sie sogleich Widdin und das türkische Gebiet, Sie wissen nicht, welchem Feinde Sie hier begegnen könnten. Sorgen Sie nicht für mich—ich werde morgen frei sein—der Himmel wird mich schützen und ich sehe Sie in Krajowa wieder. Fliehen Sie, bei Ihrer und—meiner Liebe, fliehen Sie!

Helene.

Die letzten Worte des Blattes ließen ihn alles Andere vergessen und er preßte es stürmisch an seine Lippen.

„Um keinen Preis darf sie zurückkehren! Ich muß sie selbst sehen, sprechen, und weiche nicht eher von diesem Boden.—Höre, Wirth—auf ein Wort mit Dir!“ Er zog ihn in eine Ecke. „Ich weiß, Du bist ein Schurke, und thust, was Du thust, um Gold, nicht um der Sache willen! Doch höre mich! Bist Du mindestens in dieser Sache mir treu und ergeben, so sollst Du einen Lohn erhalten, wie Dir schwerlich ein Verrath einbringen würde. Hier ist ein gültiger Wechsel auf Sina in Pesth, den Du durch den österreichischen Consul prüfen lassen magst. Er lautet auf 500 ungarische Dukaten, und sie sollen Dir ausgezahlt werden, wenn Du mich in meinem Unternehmen unterstützest und wir ungefährdet aus Widdin kommen. Jetzt sprich, ob wir uns auf Dich verlassen können?“

Der Slowake prüfte sorgfältig den Wechsel.

„Euer Excellenz können sich auf Alexo verlassen; ich schwöre Ihnen bei der Seele meines Vaters, daß ich Alles thun werde, was möglich ist.“

„Gut, wir sind einig. Nun zu Euch. Ich will und muß die Dame sprechen, die im Konak des Gouverneurs gefangen gehalten wird, denn es droht ihr eine neue Gefahr. Habt Ihr irgend ein Mittel, dies im Laufe des Abends möglich zu machen?“

„Der Weg über den Festungswall bis zum Hause des Pascha's wird in einer Stunde frei sein,“ sagte der Haiduck. „Ich kenne einen alten Winkel, durch den man unbehindert aus und ein gelangen kann.“

„Aber die Wachen?“

„Es steht eine einzige in der Nähe jenes Theiles des Selamlik, die uns hindern könnte; ich nehme sie auf mich.“

„Das würde für die Flucht genügen, wenn diese nöthig wird. Aber wie gelange ich zu der Gräfin selbst?“

„Wenn wir die Gewänder einer türkischen Frau hätten,“ sagte Marutza, „so wüßte ich Rath.“

„Ich kann sie mit leichter Mühe anschaffen,“ meinte der Wirth.

„Wohl, so thue es. Ich muß jetzt zum Selamlik zurückkehren, ehe die Thore geschlossen werden. Ich werde die Kleider in einem Packet mit mir nehmen. Der Signor Offizier folgt mir in kurzer Entfernung, es kann keinen Verdacht erregen, wenn ein Baschi-Bozuk in die äußern Höfe eintritt, es treiben sich der Männer dort fortwährend umher, bis die Thore geschlossen werden. Nur der Zutritt in das Selamlik selbst ist gefährlicher, da dort Wachen stehen, und was geschieht, muß vor der vierten Stunde (9 Uhr) geschehen, denn nach dieser Zeit kann Niemand das Selamlik verlassen oder in den Höfen verkehren, ohne von den Wachen angehalten zu werden. Ich werde vor dem Capitano hergehen bis zu einem dunklen Winkel, wo er sich ruhig lagern mag. Wenn ich sehe, daß der Schwarze, unser Wächter, trunken oder unaufmerksam ist, werde ich unter einem Vorwand zurückkehren und ihn holen. In den Yaschmak und den Mantel einer türkischen Frau gehüllt, kann er mir ohne Besorgniß folgen, die trüben Augen Ali's, unsers Wächters, werden ihn nicht erkennen.“

Der Plan wurde gut befunden, und während Alexo ging, die Gewänder herbeizuschaffen, machte sich der Offizier fertig zu dem gefährlichen Wege. Mungo erhielt den Auftrag, den Wirth mit den Pferden für alle Fälle bereit sein zu lassen, und der kühne Haiduck übernahm es, den Capitain auf dem Schlupfwege wieder aus der Festung zu schaffen und nöthigenfalls die Flucht der Frauen in derselben Weise zu bewerkstelligen. Marutza trieb zur Eile und der Wirth entließ die Verbündeten auf demselben Weg, auf dem er sie in seine Locanda geschmuggelt hatte.

Das Mädchen schritt eilig voraus durch die bereits dunklen Gassen. In einer Entfernung von etwa 20 Schritt folgte ihr der Capitain, in den zerlumpten kurdischen Mantel des Bozüks gehüllt. Viele Menschen bewegten sich auf den Gassen; so waren sie bereits bis zu dem Damm gekommen, welcher auf das Thor der Festung zuläuft, als zwei in Mäntel gehüllte Männer, die ihnen entgegenkamen, auf das Mädchen im Vorübergehen aufmerksam geworden schienen. Der Eine, ein Offizier, blieb stehen und sah Marutza nach, und so kam es, daß er durch eine rasche Bewegung mit dem falschen Baschi-Bozuk zusammenstieß und diesem für einige Augenblicke der Mantelzipfel vom Gesicht fiel. Einen Moment lang starrten beide Männer sich an, der Capitain erkannte sogleich den Grafen Pisani in seinem Gegner, dieser jedoch schien durch das matte Sternenlicht, was allein den Platz erhellte, getäuscht zu sein, und wenn ihm in dieser Nähe auch das Gesicht bekannt vorkam, doch im Augenblick nicht zu wissen, wo er es hin thun solle. Der Russe hatte Geistesgegenwart genug, um sich nicht zu verrathen, und den Mantel rasch wieder um sich ziehend sprach er den gewöhnlichen türkischen Gruß und ging weiter.

Der Sardinier blieb nochmals einige Augenblicke stehen und schaute den Beiden nach.

„War es mir doch, als müßte ich den türkischen Lümmel kennen,“ sagte er zu seinem Begleiter, dem Banditen und jetzigen Diener Sta Lucia. „Sieh, ich glaube gar, er folgt dem Mädchen in den Konak und—Demonio!—sie macht ihm ein Zeichen!“ Er lachte laut auf. „Die bulgarische Dirne hat sich einen verzweifelt zerlumpten Galan ausgesucht!“ Er wollte eben weiter gehen, als er auf der Erde etwas Weißes blinken sah, grade an der Stelle, wo er mit dem Fremden zusammengestoßen war. Es hatte eine Briefform und, dadurch aufmerksam

gemacht, hob er das Blatt auf und behielt es in der Hand, indem Beide ihren Weg fortsetzten.

Wie es so häufig geht, daß ein zufällig aufgestoßenes Gesicht uns verfolgt und sich in unsere Gedanken nistet, als könnten wir es nicht los werden—so auch hier. Der Oberst hatte noch keine zehn Schritte gethan, so beschäftigte er sich schon wieder mit dem Bilde des Baschi-Bozuku, und selbst ungeduldig darüber und um auf etwas Anderes zu kommen, näherte er sich einem Hause, aus dessen engem Fenster ein Lichtstrahl fiel, und besah das Papier, das er in der Hand hielt. Es war ein zusammengefalteter Brief ohne Aufschrift; der erste Blick jedoch, den er auf seinen Inhalt warf, schien wie ein Blitzstrahl in seinem Geiste zu zünden.—„Corpo di bacco! wo hatte ich meine Augen? bin ich blind?—Er ist es, er muß es sein, diese Worte beweisen es, wenn ich meinen Augen nicht trauen wollte!—Der Thor wagt sich in die Höhle des Tigers und er soll es bereuen!—Sie stehen in Verbindung, und in diesem Augenblick schon ist vielleicht all meine Mühe umsonst und der glücklich angelegte Plan ist vergebens!“

Seine Augen funkelten in Wuth und Ärger, dann machte die Leidenschaft jedoch der gewohnten kalten Überlegung Platz und im nächsten Moment schon zuckte ein Blick teuflischen Triumphes zur Festung zurück.—„Bin ich ein Thor geworden,“ flüsterte er für sich, „daß ich nicht gleich begriffen, welche Macht damit in meine Hand gegeben ist?—Jetzt, Gräfin Helene, bist Du mein und Dein Stolz soll gebrochen zu meinen Füßen liegen!—Lucia!“

Der Bandit, der mit Erstaunen auf das aufgeregte Benehmen seines sogenannten Gebieters geblickt, sprang herbei.

„Was giebt es, Signor Conte?“

„Geschwind zurück zum Thor des Konaks und lege Dich in irgend einem Winkel in Hinterhalt. Du hast den Baschi-Bozuk gesehen, der eben der bulgarischen Dirne folgte. Habe Falkenaugen, daß er nicht wieder aus dem Konak entwischt, ehe ich bei Dir bin! Der Mann trägt den linken Arm in einer Binde, als wäre er verwundet, und einen hellen Turban. Kommt er, so wirf ihn zu Boden und ruf die Wache zu Hilfe!“

Er eilte davon, der Locanda Alexo's zu, wo er die Offiziere wußte, den verhängnißvollen Brief in seiner Hand, den Brief, den Gräfin Helene an den Capitain geschrieben, den dieser durch einen unglücklichen Zufall bei dem Zusammenstoß mit seinem Feinde aus dem Wams verloren hatte.

Sta Lucia, der Corse, lief zum Eingange des Konaks, vor dem er sich gleich einem Cerberus lagerte, mit scharfem Blick jeden Ein- und Auspassirenden musternd.

Es war gegen acht Uhr Abends—drei Uhr etwa nach der türkischen Sonnenrechnung—als aus einem alten Cisternenwinkel des innern Festungshofes eine lange Gestalt in einem grünen Frauenmantel, den Yaschmak dicht über den Kopf gezogen, hinter der schönen Bulgarin herschlich, die Wasser am Brunnen des Hofes geholt. Aus dem um das Haus laufenden Tschardak führte eine Treppe zu dem Theile, den die Gräfin als Gefangene bewohnte, und in einer Art Vorgemach, aus dem ein Gang in das Innere des Hauses lief, kauerte der alte Mohr, dem die Bewachung der Dame anvertraut war, neben dem Kohlenbeken, an dem er abwechselnd Hände und Füße wärmte. An seiner Seite stand die längst geleerte hölzerne Flasche, die ihm Marutza am Mittag mitgebracht, und er war eben beschäftigt, sich seinen Kaffee zu bereiten.

Es würde für einen kräftigen Mann ein Leichtes gewesen sein, den Alten zu überwältigen, aber der geringste Hilferuf desselben, jedes ungewöhnliche Geräusch hätte zwanzig seiner Gefährten herbeigeführt, von denen die Höfe und die meisten Theile des weitläufigen Baues belebt waren.

„Mashallah, Mädchen,“ sagte der alte Khawaß, „Du bist zwar eine Christin und die Tochter einer Hündin, aber unter den Schweinen sind die Bulgaren noch die besten, und es ist freundlich von Dir, daß Du mir diese Flasche da gebracht hast. Ich wollte, es wäre nur mehr darinnen gewesen, und ich hoffe, Du wirst sie mir auf's Neue füllen.“

„Morgen, Ali, wenn ich zur Hane gehe, ich verspreche es Dir. Doch nun halte uns nicht auf; dies ist die Massaldschi⁽⁷⁻⁹⁷⁾ aus der Stadt, welche uns den Abend erheitern soll; Du weißt, die Khanum bedarf es, denn sie weinte den ganzen Tag. Die Massaldschi wurde so lange im Harem unsers Gebieters aufgehalten und ich fand sie erst jetzt an unserer Thür.“

Der Khawaß betrachtete einen Moment die fremde Gestalt mit schläfrigen und von dem scharfen Rakih verdunkelten Augen, dann wandte er sie wieder zu seiner Beschäftigung.

„Geht hinein, Ihr Weiber, aber bedenkt, daß die Thore der Festung schon in einer Stunde geschlossen werden. *Wallah!* Auf Euer Haupt komme die Versäumniß.“

Die Beiden verschwanden in dem Eingang des ersten Gemachs. Die Gräfin lehnte in dem ihren auf dem Divan, den Kopf in die Hand gestützt. Von Marutza hatte sie das glückliche Überbringen des Briefes erfahren, das Mädchen ihr jedoch, nach dem Wunsche des Capitains, noch Nichts von dem Wagstück verathen, das dieser unternommen, um sie zu sehen.

Als die Thür sich öffnete, glaubte die Dame daher nur ihre Dienerin eintreten zu hören, und sagte, ohne den Kopf zu wenden:

„Setze Dich zu mir, Marutza, und erzähle mir jedes Wort, das er gesagt. Mein Herz ist schwer von Angst und ich wollte die Welt darum geben, wenn ich den Unvorsichtigen erst glücklich aus Widdin wüßte!“

„Nicht ohne Sie, Helene!“ sagte eine männliche Stimme neben ihr.

Erschrocken fuhr sie empor und sah die fremde Gestalt an ihrer Seite; Feredschi und Yaschmak fielen zwar zu Boden, aber bestürzt fuhr die Gräfin trotz der bekannten Laute zurück, als sie einen Baschi-Bozuk in seiner wilden seltsamen Tracht vor ihr auf das Knie geworfen und ihre Hand ergreifen sah; ein zweiter Blick zeigte ihr jedoch die Züge des russischen Capitains und der Angstschrei erstickte in ihrer Kehle. „Um aller Heiligen willen, Sie hier? O, fliehen Sie, Sie bringen uns Beide in's Verderben!“

„Ich bin hier, Sie dem zu entreißen. O, hätten Sie meiner Warnung Gehör gegeben in Wien und sich von jenem Thun freigehalten, das außer der Sphäre des Weibes bleiben soll! Ich mußte Sie sprechen, Gräfin Helene, um Ihnen zu sagen, daß die wahren Zwecke Ihres Verweilens auf Ihrem Gute bekannt sind, daß einer Ihrer Boten aus dem türkischen Lager aufgefangen worden ist. Der commandirende General hatte in derselben Nacht den Befehl gegeben, Sie zu verhaften, an deren Morgen Sie von den Dorobandschen entführt wurden. Mein Bote, der Sie warnen sollte vor der drohenden Gefahr, traf leider zu spät ein.“

Die Gräfin sah ihm voll in's Gesicht.

„Und Capitain Meyendorf hat wirklich dies gewagt für Eine, die er so schwer verletzte, für die Feindin seines kaiserlichen Idols?“

Er preßte ihre Hände in den seinen.

„Was wog jener Schmerz, den Sie mir bereiteten, jener Sieg meines Nebenbuhlers gegen Ihre Rettung? was galt die Republikanerin gegen das Weib meines Herzens?—Als ich nach der blutigen Schlacht das Unglück vernahm, das Sie betroffen, da zog es mich wie mit tausend Banden Ihnen nach, und ich mußte wissen, welche Gefahr Sie hier bedrohte.“

„Aber bedenken Sie auch, daß man Sie erkennen und gefangen nehmen kann!“

Der Baron schaute sie ruhig und fest an.

„Werde ich hier ergriffen,“ sagte er ernst, „und bei Gott! es war vor kaum einer halben Stunde nahe daran, so werde ich ohne Weiteres als Spion erschossen, und nicht allein mein Leben, auch meine Ehre ist vernichtet.“

„Für mich! für mich!“ jammerte die junge Frau; „o, fliehen Sie, ich beschwöre Sie bei unserer Liebe!“

Sein Auge glänzte entzückt, als er stürmisch ihre Hände an sein Herz drückte.

„Dies Wort allein, Helene, bezahlt tausendfach alle Gefahren. Wie habe ich von diesem Augenblick geträumt unter den Donnern der Schlachten und auf dem ruhelosen Lager, und ich sollte ihn kürzen in jämmerlicher Furcht für meine Sicherheit? O, Helene, wiederholen Sie mir das Wort, daß unsere Liebe Sie besorgt macht, daß Ihr Herz, Ihr reiches, schönes Herz wirklich das meine ist! Darf ich's wagen, darf ich's glauben?“

Sie strich ihm lächelnd die braunen Haare aus der Stirn.

„Zweifeln Sie wirklich noch daran nach unserer Fahrt im Prater zu Wien? O, wie weh Sie mir damals thaten durch Ihr hartes unverdientes Scheiden!“

„Aber Pisani—ich hörte zufällig, wie Sie ihm versprochen, zu kommen...“

„Zur Baronin Czezani. Was ist mir der Oberst anders als ein Mann, mit dem mich politische Meinung verband! Ich habe in diesen Tagen, den schwersten meines Lebens, einsehen lernen, wie thöricht ich gehandelt, wie recht Sie haben, und in welch' schmähliche Stellung mich dieser politische Wahnsinn verlockt hat. Ich werfe ihn von mir, das schnöde unwürdige Männerwerk, und will einzig und allein dem Frauenherzen seine Rechte gönnen. Morgen bin ich frei—zum letzten Male will ich mich des Beistandes dieses Mannes bedienen—ich eile nach Wien und verlasse das Haus meines Oheims nicht mehr, bis dieser unglückselige Krieg beendet ist und...“

„O, vollenden Sie!“

„Bis Capitain Meyendorf seine Braut fordert.“

Er drückte sie an das entzückte Herz. Tausend Schwüre der Liebe quollen über seine Lippen, welche die ihren suchten und fanden—

Da schnitt der scharfe Knall von Pistolen dazwischen, wildes Geschrei, Wafenklingen, Tumult in den Höfen, das Lärmen und Rufen vieler Menschen: „Halte den Dschaur! Nieder mit dem Spion!“

Ein Flintenschuß fiel dicht unter dem Fenster, der gelle Aufschrei eines Getroffenen folgte, dann schien eine wilde Hetze durch die Höfe zu beginnen—

Aus dem ersten Gemach stürzte Marutza herein.

„Heilige Mutter Gottes! sie sind hinter Miloje d'rein—Alles ist verrathen, die Höfe sind voll Soldaten!“

Die Unvorsichtige hatte aus dem Fenster mit dem Haiducken gesprochen, der verkleidet im Hofe umherschlich und das verabredete Zeichen geben.

Man hörte, wie der Strom der Verfolger hinter Miloje sich entfernte, den man wahr- scheinlich für das edlere Wild hielt.

Im Augenblick hatte die Ungarin alle Energie ihrer Seele wiedergefunden. Schnell hüllte sie selbst den Geliebten in Mantel und Schleier.

„Rasch, rasch, Marutza! fort mit ihm im Schutz dieser Verwirrung, ehe es zu spät ist. In Wien sehen wir uns wieder!“

Ein Druck der Hand, und die Frauen drängten ihn aus dem Gemach; Marutza folgte ihm.

Ali, der Khawaß, hatte sich bei dem Lärmen erhoben und stand an dem Ausgang zur Treppe.

„Mashallah! was wollt Ihr Weiber hier? Geht zurück, das ist keine Sache für Euch!“

Schritte eilten den Gang daher, der aus dem Innern der Gebäude zur Treppe führte. Es galt einem raschen Entschluß. Mit kräftiger Hand hatte in Gedankenschnelle der Capitain den alten Mohren gefaßt und schleuderte ihn zurück in den Winkel, dann sprang er die kurze Treppe zum Tschardak hinunter und aus diesem in den Hof, von Marutza gefolgt. Schleier und Mantel blieben in der Hand des Mohren, der ernüchert den ihm gespielten Betrug erkannte und hinter ihnen d'rein brüllte. Das Rufen vieler Stimmen belehrte sie, daß im nächsten Augenblick die Verfolger auf ihren Fersen sein würden, und die Überlegung eines Moments bewies ihnen, daß eine Flucht durch das bewachte Thor in diesem Augenblick unmöglich sei.

Kaum wissend, was sie that, zog die junge Bulgarin den Offizier, dessen Rechte ein gespanntes Revolver-Pistol hielt, mit sich fort. Der Hof war im Augenblick menschenleer, weil Alles auf den Haiducken Jagd machte. So gelang es ihnen, unbemerkt in den Schatten der Wälle und zu dem halb verfallenen Brunnen zu kommen, in dessen Winkeln Marutza vorhin den Capitain verborgen hatte.

Beider Brust hob sich keuchend—sie konnten deutlich die neuen Verfolger sehen, die—Ali an der Spitze—jetzt aus dem Tschardak drangen und mit Verwünschungen nach den Flüchtlingen suchten.

„Wir müssen in wenigen Augenblicken entdeckt sein,“ flüsterte der Offizier und seine Hand umspannte fester den Griff des Pistols.

„Still—keinen Laut!“ sagte leise eine dritte Stimme in bulgarischer Sprache dicht an ihren Ohren. Marutza erkannte sie sogleich und hielt den Arm des Capitains nieder, der sich eben gegen den unerwartet nahen Gegner wandte und auf ihn schießen wollte.

„Ruhig, Herr, es ist Miloje, unser Freund. Um der vierzig Märtyrer willen, wo kommst Du her, Michael?“

Der kühne Haiduck lachte still für sich hin.

„Die Knechte des falschen Propheten meinten mich zu fangen. Pah! als ob ich nicht jeden Stein hier besser kannte, denn sie. Bückt Euch und folgt mir, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Er kroch ihnen voran durch die Öffnung eines Kanals, welcher den Abfluß der Cisterne leitete. Einige Schritte weit mußten sie sich auf Händen und Füßen fortbewegen, dann wurde das Gewölbe höher, sie vermochten aufrecht zu stehen und der Haiduck ließ sie durch ein gehobenes eisernes Gitter passiren, das er hinter ihnen wieder senkte.

„Jetzt mögen sie kommen, sie werden die Vögel ausgeflogen finden! Die Öffnung geht durch den Wall dicht am Hauptthor. Vorsichtig, Herr, wir haben den Graben zu durchschreiten.“

Sie kamen glücklich hinüber, und während im Konak der Aufruhr der Verfolgung und Nachforschung tobte, führte der Haiduck sie glücklich an den Wachen vorbei, durch die Lücken der Mauern und Wälle aus der Festung.

Alle athmeten leichter, als das Wagstück gelungen, während dessen nur wenige Worte gewechselt worden, da der Russe ohnehin sich mit dem Haiducken nicht verständigen konnte. Er wandte sich daher auch jetzt an das Mädchen und bat sie, den Geliebten zu fragen, wohin er sie zu führen gedächte.

„Bei der Panagia! wohin sonst, als fort aus diesem Nest in die freien Berge,“ erwiderte der Sohn derselben. „Gawra oder der Zigeuner warten mit den Pferden und die Verfolger werden uns bald auf den Fersen sein, wenn sie sich müde im Konak gesucht. Ich habe meine Flinte wieder, die mir Dein Vater für schweres Gold von diesen türkischen Hunden gelöst hat, und meine Moma—was brauch’ ich mehr!“

„Ich muß wenigstens vorher Alexo, den Wirth, sprechen,“ sagte entschlossen der Offizier. „Er wird Mittel und Wege finden, über das Schicksal der Dame das Weitere zu erfahren und mit ihr in Verbindung zu bleiben. Schickt mir Mungo zur Hinterpforte der Locanda, er wird mich in einer halben Stunde zu Euch geleiten und ich bin dann bereit, Euch zu folgen.“

Vergebens waren die Einreden des Mädchens—der Capitain bestand auf seinem Sinn, und da die Gassen durch den Lärmen in der Festung sehr belebt geworden und man sich nicht aufhalten durfte, trennte man sich eilig und der Offizier folgte der Richtung, die Marutza ihm gewiesen, auf die Dunkelheit und seine Verkleidung vertrauend.

So bemerkte er es nicht, wie aus dem Schatten der Gebäude ein Mann, der die Flüchtlinge schon bei ihrem Erscheinen beobachtet, ihm folgte, Sta Lucia, der Bandit. Glücklich gelangte er an die hintere Pforte der Locanda, deren Tschardak und Zimmer mit Menschen besetzt war, und, da ihm jetzt die Gelegenheit bekannt, bis zu dem kleinen Gemach, das ihm vorher zum Versteck gedient hatte, indem er hoffte, von hier aus leicht dem Wirth ein Zeichen seiner Anwesenheit geben zu können. Kaum jedoch war er eingetreten, als ein lautes höhnisches Gelächter, das Schließen der Thür und das Vorschieben eines Riegels ihn belehrte, daß er verrathen und in die Hände seiner Feinde gefallen sei.

Graf Pisani, nachdem er die Anwesenheit des russischen Offiziers in der Festung entdeckt und leicht den Zweck derselben errathen hatte, eilte, die Gelegenheit zu benutzen, sich von dem gefährlichen Nebenbuhler zu befreien, ohne als der Urheber zu erscheinen. Eine Mittheilung an Iskender-Bey genügte, um sofort die Verfolger in Bewegung zu setzen, und der Sarde ließ alle Anstalten der Art treffen, daß der russische Offizier bei seinem Verlassen des Selamliks ergriffen werden mußte. Der Oberst wollte absichtlich vermeiden, selbst handelnd aufzutreten, und sein scharfer Verstand hatte ihm bereits die Art und Weise gezeigt, wie er diese Gelegenheit zur Erreichung seines Hauptzwecks ausbeuten könne.

Wir haben bereits gesehen, wie die ausgestellten Wachen Michael Miloje, den Haiducken, der sich in das Konak geschlichen, für den Capitain nahmen und ihn verfolgten. Dennoch, trotz dieses glücklichen Zwischenfalls, sollte der Offizier der Gefangennahme nicht entgehen, denn Sta Lucia, der sich in der Nähe des Thores umhertrieb, entdeckte die Flüchtlinge, und wir haben erzählt, auf welche Weise es ihm gelang, den Capitain gefangen zu nehmen.

Verdrießlich und mit Vorwürfen von Sami-Pascha überhäuft, den der Tumult in der Ruhe seines Haremliks gestört, waren die Offiziere nach langem Suchen

zur Locanda des Slowaken zurückgekehrt, fanden aber hier einen Gefangenen vor, denn die türkischen Wachen, aus ihrer Schläfrigkeit erweckt, hatten Mungo, den Spion, ergriffen, als er um die Locanda schlich und seinen Herrn zu treffen suchte, und Hidaët-Aga war bereits in einem scharfen Verhör mit ihm begriffen. Der Bursche schwieg jedoch trotzig und Iskender-Bey befahl, ihn, an Händen und Füßen gebunden, in einen Winkel des Tschardaks zu werfen und dort scharf zu bewachen, bis man am andern Morgen Mittel finden werde, ihm die Zunge zu lösen. Die Gesellschaft kehrte hierauf zu der gewöhnlichen Beschäftigung des Trinkens und Spielens zurück; Graf Pisani jedoch beschloß, seine Nachforschungen bei Alexo, dem Wirth, fortzusetzen, dem er in dieser Angelegenheit stark mißtraute. Er gab ihm daher einen Wink, mit ihm zu gehen, und der Slowake, vor der Entdeckung seiner Doppelzüngigkeit besorgt, folgte ihm zu dem abgesonderten Gemach, das schon mehrfach zu ihrem geheimen Verkehr benutzt worden. Die Nachricht, daß der russische Capitain glücklich entkommen, hatte jedoch seine Furcht einigermaßen beseitigt, und er durfte hoffen, von allem Verdacht sich mit der gehörigen Portion dreister Lügen rein zu waschen. Zu ihrem Erstaunen fanden sie jedoch an der Kammerthür Sta Lucia Wache halten, der es nicht gewagt, diese Stelle zu verlassen und den etwaigen Helfershelfern seines Gefangenen Gelegenheit zu bieten, diesen entfliehen zu lassen. Der Bandit fluchte gräulich, daß man ihn so lange hier allein gelassen, und erzählte dann lachend seinem Herrn, auf welche Weise er den Vogel erwischt.

Der Graf wandte sich mit finstern Blick zu dem jetzt ernstlich vor Entdeckung zitternden Wirth.

„Verrätherischer Hund,“ sagte er, „Du hast offenbar um die Anwesenheit dieses Spions gewußt, sonst wäre er nicht hierher geflüchtet. Du wolltest am Ende gar wagen, meine Pläne zu durchkreuzen, und solltest morgen hängen, wenn das Glück Dir nicht wohlgefallen und uns dennoch die Beute in die Hand geliefert hätte. Aber nimm Dich in Acht, Alexo, ich kenne Dich, und bei dem geringsten weitem Beweis, daß Du treulos bist, hängst Du!“

Der Wirth betheuerte mit hundert Eiden, daß er von Nichts wisse, daß der Gefangene da drinnen leicht möglich ein russischer Spion wäre, da der Graf ja wisse, daß er mit solchen verkehren müsse, um Nachrichten aus dem russischen Lager zu erhalten, daß er aber nicht das Geringste gegen die Absichten seines hohen Gönners unternommen; der Oberst jedoch, dies Geschwätz zur Genüge würdigend, befahl ihm, zu leuchten, und Lucia, die Thür zu öffnen, indem er sich die grausame Lust nicht versagen wollte, sich durch den eigenen Anblick zu überzeugen, daß der Gefangene sein verhaßter Nebenbuhler sei.

Der Capitain, durch den Aufenthalt bei Tageszeit in dem kleinen Zimmer belehrt, daß dieses nur den einen Ausgang habe und das starke Eisengitter des engen Fensters jeden Fluchtversuch unmöglich mache, hatte sich mit entschlossener Ruhe auf den Divan gesetzt, der an der einen Wand als Lagerstätte hinlief, und erwartete, die Arme über die Brust geschränkt, in finstern Gedanken das Kommende. Im Augenblick, da er gerade das höchste ersehnte Glück genossen, das Geständniß des Weibes, das er seit vier Jahren liebte, empfangen, da ihr Besitz ihm in Aussicht stand—gab das Schicksal ihn als Gefangenen in die Hände seiner Feinde mit der Aussicht auf einen schimpflichen Tod; denn er konnte nichts Anderes erwarten, als daß die Türken ihn als Spion behandeln würden.

Der Oberst trat mit dem Wirth, welcher die Lampe trug, in das Gemach, während Sta Lucia an der Thür blieb. Ein Blick überzeugte den Sarden, daß der

Gefangene der verhaßte Feind; dennoch gab er kein Zeichen, daß er ihn erkannte.

„Dies ist der Spion, den Du gefangen?“

„Ja wohl, Signor Conte!“

„Bene! er kann morgen früh mit seinem Kameraden in Gesellschaft sterben. Bist Du Soldat, Bursche, oder treibst Du Dein Handwerk bloß aus Liebhaberei?“

Der Capitain, der bei Erwähnung der Gefangennahme eines seiner Gefährten—er wußte nicht, ob Mungo's oder Michael's—zusammengefahren, blickte ihn trotzig und verächtlich an.

„Ich will zunächst wissen,“ fuhr der Oberst fort, „wie Du in dieses Haus kamst und in welcher Verbindung Du mit dem alten Schurken hier stehst? Daß eine solche existirt, liegt aus Deiner Kenntniß dieses Zimmers auf der Hand. Rede, Bursche, oder ich will Dir die Zunge lösen lassen.“

Der Graf hatte italienisch gesprochen. Ein flehender Blick des Slowaken traf den Baron, als dieser voll und ruhig sein Auge auf das boshaft funkelnde des Sardiniers richtete.

„Die Wahl der Sprache, Herr Graf,“ sagte er stolz, „zeigt mir, daß Sie mich kennen. Ein weiteres Verbergen wäre unwürdig Ihrer und meiner. Haben Sie die Güte, diese Leute zu entfernen, ich habe Ihnen einige Worte zu sagen.“

Graf Pisani konnte trotz seiner großen Selbstbeherrschung eine kleine Verlegenheit nicht verbergen, der ruhige Stolz des Gegners hatte seine Bosheit geschlagen. „In diesem Augenblick glaube ich Sie erst zu erkennen und bitte um Entschuldigung für meine Worte. Hinaus mit Euch und Sorge dafür, Lucia, daß dieser alte Schurke nicht horcht.“

Die beiden untergeordneten Personen entfernten sich aus dem Gemach und ließen den Grafen und den Capitain allein. Die Gegner standen sich jetzt Aug' in Auge gegenüber.

„Herr von Meyendorf, Capitain in der russischen Armee? wenn mich mein Gedächtniß und die flüchtige Bekanntschaft in Wien trotz dieser Kleidung nicht trügt.“

Er wies spöttisch auf das Costüm.

Der Russe verbeugte sich schweigend.

„Ich bedaure als Offizier aufrichtig, daß Sie sich zu dieser Rolle hergegeben haben, um so mehr, als es außer meiner Macht ist, Sie den Ihnen bekannten Folgen derselben zu entziehen. Ich stehe in türkischen Diensten und der Muschir hat die strengsten Befehle in Betreff der Entdeckung von Spionagen gegeben.“

Die bleiche Lippe des Russen zuckte bei dem beleidigenden Wort.

„Ich habe noch mit keiner Sylbe verlangt, Herr Oberst, daß Sie zu meinen Gunsten Ihrer Pflicht untreu werden sollen und würde das Geschenk der Freiheit aus Ihrer Hand auch schwerlich annehmen. Ohne mein Thun Ihnen gegenüber rechtfertigen zu wollen, sage ich Ihnen nur, daß der Grund, der mich hierher gebracht, die Entführung einer uns Beiden bekannten Dame aus den russischen Linien durch Überläufer war—der Gräfin Laszlo.“

„Meiner Braut,“ sagte nachlässig der Graf. „Ich weiß davon, denn ich selbst habe die Entführung veranlaßt.“

„Wie, Sie selbst wären der Urheber jenes Bubenstücks? Sie wagen es, die Dame Ihre Braut zu nennen?“—Das Blut quoll dem Offizier zu Kopf und Herzen, seine Augen blitzten.

„Mäßigen Sie sich, mein Herr,“ sagte stolz der Oberst, „und bedenken Sie, daß Sie hier als—Spion gefangen sind, und ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben habe. Um meiner Selbst willen, und da ich glaube, daß auch Sie zu den Bewerbern um der Gräfin Herz gehörten, werde ich Ihnen meine Worte beweisen. Sie erinnern sich vielleicht der Handschrift der Gräfin Laszlo?“

Der Capitain wurde roth, er zuckte unwillkürlich mit der Hand nach der Tasche, in der er den Brief der Geliebten noch verborgen wähnte.—„Ich hoffe, Herr Graf!“

Pisani hatte ruhig aus seiner Briefftasche das Versprechen der Betrogenen genommen und hielt es dem Capitain hin.

„Lesen Sie.“

Vor seinen Augen schwammen die verhängnißvollen Worte in einander, alles Blut schien in sein Herz zusammen zu strömen.

„Wiederum getäuscht von ihr! Fahre hin, Glauben und Glück!“—Er murmelte es zwischen den Lippen und warf sich auf den Divan zurück.

„Sie sehen, Herr Capitain,“ sagte mit leichtem Hohn der Graf, „daß ich ein Recht hatte, die Dame aus einer Umgebung holen zu lassen, die meinen Absichten nicht convenirte. Die etwas rauhe Art ist Schuld der Verhältnisse. Ich begreife übrigens wirklich nicht, Herr Baron, mit welchem Recht Sie sich heute Abend in die Nähe meiner Braut gedrängt haben, wie ich nach den mir zugegangenen Berichten glauben muß.“

„Ich kam hierher,“ entgegnete hastig der Capitain, „um die Gräfin vor jedem Wiederbetreten des russischen Gebiets zu warnen; man hatte am Tage vor ihrer Entführung die Zwecke ihres Aufenthalts entdeckt und ihren Boten aus Widdin aufgefangen. Der Befehl zu ihrer Verhaftung ist gegeben.“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ sagte die Nachricht schnell benutzend, der Graf, „und deshalb eben ließ ich sie am Morgen der drohenden Gefahr entführen. Ihre Absicht war edel, Herr Capitain, und ich hoffe, daß sie die Folgen Ihrer Gefangennahme mildern wird, wenn—Sie mir Ihr Ehrenwort geben können, daß dies der einzige Zweck Ihres gefährlichen Wagstücks war.“

Der schlaue Sarde konnte sehr wohl berechnen, daß dies nicht wahrscheinlich war und der russische Offizier schwerlich für Privatangelegenheiten die Erlaubniß seiner Vorgesetzten zu dem kecken Unternehmen erhalten hatte.

Der Capitain schwieg.

„Dann bedaure ich aufrichtig, daß ich Sie nicht retten und dem Kriegsgericht entziehen kann. Verheimlichung ist nicht möglich, da Ihre Gefangennahme bereits mehreren Offizieren bekannt ist und der Bursche, dem sie geglückt, nicht schweigen wird. Kann ich Ihnen sonst mit irgend Etwas dienen, Herr Baron?“

Der Offizier verneinte durch ein Zeichen.

„Ich bitte, verlassen Sie mich.“

„Ich bin im Stande, wenigstens diese Nacht Sie noch vor den Unannehmlichkeiten harter Behandlung zu bewahren und werde veranlassen, daß Sie erst morgen zum gewöhnlichen Gefängniß gebracht werden. Alexo wird Sie mit Erfrischungen versorgen und ich scheide mit dem Wunsche, daß Ihre Angelegenheit einen glücklichen Ausgang nehmen möge, obschon Sie sich die Gefahr Ihrer Lage nicht verhehlen werden.“

Der Gefangene erwiderte finster die Verbeugung des Obersten, der das Gemach verließ. Seine scheinbare Fürsorge hatte einzig darin ihren Grund, daß er erst noch seine Pläne reiflich überlegen wollte, ehe er den Gefangenen aus seinen Händen gab. Das Schicksal desselben war ihm dann gewiß und er spielte wie der Tiger mit seiner Beute. Um sie gegen alle Zufälle zu sichern und da er

den widerspenstigen selbstwilligen Charakter Lucia's genugsam kannte, ließ er durch den Wirth noch Apollony herbeiholen und vertraute Beiden die Bewachung der Thür während der Nacht an, Alexo zugleich erklärend, daß er selbst ihm mit seinem Kopf für den Gefangenen verhaftet bleibe. Beruhigt dann über die Erfolge, die der Zufall so glücklich begünstigt, kehrte der Graf nach der Festung zurück, in welcher er sein Quartier bei Sami-Pascha genommen.—

Im engen Zimmer des Gefangenen brannte mit ihrem matten Schein die Lampe; Speise und Wein, die Alexo in Begleitung Lucia's gebracht, standen unberührt auf dem Tisch, und der unglückliche Bewohner der Zelle saß noch immer in derselben Stellung auf dem Divan, die Arme über die Brust gekreuzt, die Augen starr vor sich hin geheftet. Der Schlag, der ihn nach dem beseligenden Geständniß durch jenes Dokument getroffen, wirkte vernichtend und raubte ihm die ruhige Überlegung, die sonst gar leicht ihm die vielfachen Widersprüche in dem Benehmen des Grafen gezeigt und ihn zu einer genaueren Prüfung der Umstände und zu wohl begründeten Zweifeln geführt haben würde. Nur ein Gedanke erfüllte ihn: verloren Alles—Liebe—Leben und Ehre, denn der drohende Tod eines Spions befleckte ihm selbst den Glanz der letztern.

Ein—zwei Stunden vergingen—der flackernde Schein der Lampe zeigte ihr Verlöschen an—was kümmerte es ihn, ob es Nacht um ihn her ward—lag doch eine tiefere, drückendere Finsterniß auf seiner Seele, die Nacht der begrabenen Hoffnungen!

Da weckte ein Geräusch, das er in seiner Betäubung schon lange vernommen zu haben sich erinnerte, ihn aus dem starren Sinnen. Es klang wie das Schneiden oder Sägen eines Messers an Holz, um eine Öffnung zu machen oder zu vergrößern. Er horchte jetzt aufmerksam und machte eine Bewegung. Sogleich hörte das Geräusch auf, und statt dessen fragte eine flüsternde Stimme über ihm:

„Bist Du wach, Signor?—Antworte leise.“

„Wer ist es? was will man von mir?“

„Nursah, der schwarze Knabe,“ flüsterte wieder die Stimme. „Tritt hierher, Signor, rechts an die Wand, ich habe Dir viel zu sagen.“

Der Capitain folgte dem Wunsche. Im letzten aufflackernden Schein der Lampe sah er, daß der junge Mohr eine Ritze der Decke mit seinem Messer handbreit erweitert hatte und durch diese zu ihm sprach. Er trat dicht unter die Öffnung, die etwa zwei Ellen über seinem Kopfe war, so daß die Unterredung bequem in leisem Tone geführt werden konnte.

Die Lampe war erloschen—tiefe Dunkelheit umgab ihn.

„Was willst Du, guter Knabe? mein Schicksal ist besiegelt.“

„Verzweifle nicht, Signor, noch hoffe ich, Dich auf irgend eine Weise zu retten. Kannst Du mir angeben, was ich dazu thun kann und ob Du Freunde in der Nähe hast?“

„Meine Freunde,“ sagte der Capitain schwermüthig, „sind fern und können mir nicht helfen. Ich danke Dir für Deinen guten Willen, aber das Leben hat für mich keinen Werth mehr und ich wünsche den Stunden Flügel, damit sie mir sein Ende bringen.“

„Ich weiß, Du liebst,“ sagte die Stimme mit weichem mitfühlendem Klange. „Du liebst die fremde Dame, die von jenseits der Donau entführt wurde und im Selamlik des Pascha's gefangen gehalten wird. Gieb die Hoffnung nicht auf, nur mit dem Leben darf sie verlöschen.“

„Armer Knabe mit der schwarzen Haut und dem warmen Herzen, meine Hoffnung ist erloschen!“

„Traue dem Manne nicht, der vorhin Dich besucht, er ist Dein Feind, wie er der Feind jener Dame ist; denn ich weiß, daß gerade sein Diener Dich gefangen nahm und noch in diesem Augenblick in Gemeinschaft mit dem Manne bewacht, der die Dame stahl. Auch das geschah in seinem Auftrage.“

„Ich weiß es; Graf Pisani selbst sagte es mir und gab mir den Beweis seiner Rechte dazu.“

„Er ist falsch, wie die Hölle der weißen Männer! Ich hörte ihre Unterredung, aber ich hörte auch, wie der Raub vor vier Tagen in diesem Zimmer hier verabredet wurde. Der Conte hat kein Recht auf die Dame; er befahl seinem Werkzeuge ausdrücklich, mit Nichts zu verrathen, daß er die Hand im Spiel habe, und ich weiß vom Dottore, meinem Gebieter, daß er auch später noch sorgfältig bemüht war, sich vor ihr zu verbergen und sie glauben zu machen, daß sie die Gefangene des Pascha's sei.“

„Bei allen Heiligen, Knabe! rede die Wahrheit. Ich sah selbst, von ihrer Hand geschrieben, die Erklärung, die sie zu seiner Braut macht.“

„Dann hat der Bösewicht sie ihr abgezwungen, vielleicht unter dem Vorwande, dieses Papiers zu ihrer Befreiung zu bedürfen.“

Der Capitain erinnerte sich, daß das Blatt keinen Datum getragen, er erinnerte sich der ihm damals unverständlichen Worte und Besorgnisse der Gräfin, und so Vieles ging im Augenblick durch seine Seele, das ihm klar und deutlich bewies, wie der Sarde ihn getäuscht und daß er es sein mußte, welcher seine Verhaftung veranlaßt hatte.

„Knabe—ich glaube, Du hast recht und ich bin ein Thor, daß ich mich täuschen ließ. Zur Hölle mit dem Schurken! warum habe ich ihm nicht eine Kugel durch den Kopf geschossen, als er mir hier gegenüber stand, dann wäre sie wenigstens gerettet gewesen! Und gefangen, widerstandslos in seiner Hand und einem schimpflichen Tode verfallen! Es ist entsetzlich!“

„Hoffe, Signor, und bete zu Deinem Gott, der bald auch der meine sein wird, denn täglich lehrt mein gütiger Gebieter mich ihn kennen. Auf den Knien will ich ihn anflehen, daß er mir helfen soll, Dich zu erretten. Das Wie? weiß ich noch nicht, denn ich bin machtlos, aber Allah oder Gott wird mir helfen, Dich und Deine Liebe zu retten.“

„Knabe, Dein Glauben beschämt mich!“

„Hast Du Etwas bei Dir, das Dir morgen schaden kann, so vertraue es mir an.“

Der Capitain holte aus dem Leibbund eine dort verborgene Briefftafel.

„Ich gebe sie Dir, obschon Du mir unbekannt. Es sind wichtige Papiere darin, die Vieler Leben gefährden könnten, wenn sie in unrechte Hände fielen. Noch wollte ich sie nicht vernichten. Bewahre sie wohl auf.“

Es gelang ihm, indem Nursah eine Schnur durch die Öffnung ließ, sie daran zu binden.

„Bei dem Grabe meiner Eltern an den Quellen des Nil, schwöre ich, sie treu zu bewahren.“

„Hier ist meine Waffe und noch ein Brief, so schwer es mir wird, mich jetzt von ihm zu trennen—aber es muß sein, denn wenn die Schurken Hand an mich legen, würde er eine theure Person compromittiren.—Hölle und Teufel!“ fuhr er fast laut auf, indem er vergeblich nach dem Blatt der Gräfin in der Tasche seines Mantels suchte, „er ist fort—ich muß ihn verloren haben! Fahrlässiger Thor, der ich bin!“

„Ruhe—mäßige Dich,“ bat der Knabe, „noch sind viele Männer im Hause wach, denn eben erst ist die siebente Stunde (Mitternacht) vorüber, und ich

muß fort jetzt meinen Herrn zu sprechen. Du wirst das Verlorene wohl beim Tageslicht wiederfinden. Lebe wohl, Signor, und vertraue auf den Gott Deiner Liebe.“

Der Capitain hörte einen leisen Tritt über seinem Haupt, dann war Alles still und er wieder allein.

Er trank jetzt den Wein und nahm so gut es ging im Dunkeln einige Speise, denn er hatte seit dem Morgen Nichts genossen. Dann warf er sich auf den Divan, gegen die kalte Nachtluft in den rauhen Mantel gehüllt und entschlossen, wachend den Morgen zu erwarten, um keinen Ruf des schwarzen Schutzengels zu versäumen, an dem allein jetzt sein Hoffen hing. Denn das Leben war ihm wieder theuer, seine Zweifel wurden Gewißheit, und über der Nacht des Unheils und des Verraths, über dem Blutmeer der Schlachten und Gefahren strahlte gleich einem Stern wieder der Glauben an ihre Liebe. Goldene Träume von künftigem Glück umgaukelten ihn und unter ihren Schwingen umfing der heilende Schlaf die erschöpfte Natur.

Das erste Tagesgrauen dämmerte durch die Gitter des Fensters, als die Stimme des Knaben ihn weckte.

„Wache auf, Signor, es gilt Dein Leben.“

Der Capitain war mit jener, dem echten Soldaten eigenen Beherrschung der Sinne im Augenblick munter. Dennoch galt sein erster Blick rund um im engen Gemach dem verlorenen Brief der Geliebten. Dann erst eilte er leise zu der Stelle, an der der Mohrenknabe ihn erwartete.

„Der Schlaf überwältigte mich,“ sagte er entschuldigend; „sprich rasch, bringst Du Gutes oder Schlimmes?“

Eine andere Stimme als die des Knaben antwortete ihm, die tiefe, ruhige Stimme eines Mannes, die er noch nie gehört.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sprach dieselbe, „aber es ist nöthig, daß ich sogleich für Nursah das Wort nehme, denn die Zeit drängt, und wir dürfen die Augenblicke, die uns vielleicht zu Ihrem Beistand noch gegönnt sind, nicht versäumen.“

„Ich kenne Sie nicht, mein Herr!“

„Es ist dies auch nicht nöthig,“ entgegnete der Andere, „ich bin ein ehrlicher Mann wie Sie und bereit, einem solchen gegen die Intrigue und die Bosheit beizustehen. Nursah, mein Diener, hat mich von Allem in Kenntniß gesetzt, und daß Sie nur in Angelegenheiten einer Dame sich thörichter Weise in das türkische Lager gewagt haben. Dennoch fürchte ich, daß Ihnen der Tod gewiß ist, denn die Befehle des Muschirs sind streng und ich glaube, daß Graf Pisani, dessen Gefangener Sie bis jetzt sind, Sie sicher den Türken ausliefern und so sich von einem Nebenbuhler auf die leichteste Art befreien wird. Er muß seine besondern Zwecke haben, daß er dies nicht sogleich gethan, aber ich hörte, wie er gestern Iskender-Bey sagte, er spare ihm für heute Morgen eine besondere Überraschung auf.“

„Ich kenne mein Schicksal und werde ihm als Soldat begegnen. Nehmen Sie meinen Dank, mein Herr, für Ihre freundliche Theilnahme, wenn sie mir auch nicht helfen kann.“

Der Arzt—Nursah's Gebieter—schwieg einige Augenblicke, dann fragte er leise: „Haben Sie Muth?“

„Sie sprechen zu einem Soldaten, mein Herr.“

„Mißverstehen Sie mich nicht. Ich meine nicht den Muth der Schlacht, der im Pulverdampf Gefahr und Tod kühn in's Auge schaut, der nach der Blutarbeit des Tages sich ruhig auf dem Schlachtfeld neben die Leichen von Freund und

Feind lagert. Ich meine einen höhern Muth, der dem Schrecken des Todes in anderer furchtbarer Gestalt mit festem Herzen in's Angesicht blicken kann—dem Tode in seinem martervollsten Gewande.“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Ich muß zu Ende kommen,“ sagte der Arzt, „es ist der einzige mögliche Weg der Rettung, den ich ersonnen. Sie müssen in die Hölle eines türkischen Typhus-Lazareths.“

Der tapfere Soldat schauderte unwillkürlich.

„Der Vorschlag ist schrecklich und gefährlich, ich weiß es, aber es ist der einzige, den ich Ihnen machen kann und—Gott hält seine Hand über Jedem, im Krachen der Geschütze, wie im Pestathem des Krankenhauses. Was die menschliche Kunst thun kann, Sie gegen die Infection zu schützen, soll geschehen, das Meiste aber muß der Muth in Ihrer Brust thun, denn Sie müssen mindestens einen Tag und eine Nacht in dieser schrecklichen Umgebung zubringen, und verläßt Sie der Muth, so nützen alle Präservative der Medizin Nichts und die Krankheit erfaßt Sie.“

„Aber wie wird man glauben, daß ich krank bin?“

„Das werden Sie sogleich erfahren, wenn Sie Ihren Entschluß gefaßt.“

„Und glauben Sie, wenn ich mich der Gefahr unterwerfe, mich retten zu können?“

„So weit es in menschlicher Voraussicht steht, ja.“

Der Gedanke an Helene überwand den so natürlichen Schauer.

„Ich bin entschlossen; sagen Sie mir, was ich zu thun habe.“

Eine Schnur senkte sich durch die Öffnung, ein Fläschchen und ein Päckchen hingen daran.

„In dieser Leinwand ist Wolle und dunkelrothe Schminke Sie werden damit sich das Gesicht an einzelnen Stellen betupfen, namentlich Stirn und Schläfe, auch die Gelenke der Hände. Dann trinken Sie den Inhalt des Fläschchens und fürchten Sie nicht die Folgen, wenn auch besondere abnorme Symptome eintreten werden.“

„Doctor—ehe ich Ihren Willen erfülle, versprechen Sie mir Eines bei Ihrer Ehre als Mann.“

„Bei meiner Ehre!“

„Geschehe mit mir auch, was da wolle, Sie werden die Gräfin Laszlo von meiner Rettung oder meinem Tode in Kenntniß setzen.“

„So wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde, wie Ihnen in dieser schweren—es wird geschehen.“

„Dank. Jetzt, Herr—jetzt liegt mein Schicksal in Ihren Händen.“

Er nahm die Wolle und Farbe und erfüllte das Geheiß des Arztes. Dann ergriff er das Fläschchen und während ihm aufgeregter das Herz schlug, betrachtete er den Inhalt durch das Licht.

„O vertraue ihm, Signor,“ flüsterte die Stimme des schwarzen Knaben, „er ist der beste der Menschen!“

Der Capitain setzte das Flacon an die Lippen und trank es aus. Ein leichter Schauer rieselte durch seine Adern—einige Augenblicke wallte es wie Nebel vor seinen Augen und seine Sinne verwirrten sich.

„Mir wird so eigentümlich!“

„Es ist die Wirkung der Medizin,“ sagte der Arzt, der sorgfältig die Gegenstände wieder in die Höhe zog. „Vertrauen, Herr, es ist das Einzige, was Sie retten kann. Übergeben Sie sich den Wirkungen des Laudanums unbesorgt, ich werde über Sie wachen.“

Der Offizier, von plötzlicher hinreißender Mattigkeit befangen, war auf den Divan getaumelt, seine Glieder streckten, seine Augenlider schlossen sich.

„Leben Sie wohl!“

Nur unklar noch hörte er den Scheidegruß, seine Sinne versagten den Dienst. Es war noch früh am Morgen, als Oberst Pisani bei der im Selamlük gefangenen Gräfin eintrat. Der Eunuch hatte sie nach dem Lärmen eingeschlossen und ihr auf keine ihrer Fragen Antwort gegeben, die ohnehin nicht verstanden wurden. In tausend Ängsten und unter schweren Thränen hatte sie die Nacht hingebracht—Marutza war nicht zurückgekehrt—das Schießen und der wilde Lärmen der Verfolgung hatten sie erschreckt und sie mußte glauben, daß Beide in die Hände der Türken gefallen, vielleicht ermordet seien. Es war daher eine Erleichterung für ihr Herz, als sie die Schritte vor ihrer Thür hörte und den Grafen eintreten sah. Bleich und abgespannt, mit fragenden Blicken trat sie ihm entgegen; der Graf aber mit ernster schmerzlicher Miene faßte ihre Hand und führte sie schweigend zu dem Divan zurück.

„O, sprechen Sie, mein Freund, reden Sie, was ist geschehen?“

Der Oberst lächelte bitter.

„Sie nennen mich Ihren Freund, und im Augenblick, wo Gräfin Helene mir die Ehre erzeigt, sich meinem Schutz anzuvertrauen, hält sie einen zweiten für nothwendig und knüpft eine Intrigue an mit meinem Gegner, mit dem Rivalen, der bestimmt scheint, mir überall in den Weg zu treten.“

„Der Unglückliche—Sie wissen Alles?“

„Ich weiß es, Gräfin, ich habe den Verkleideten erkannt, es ist der russische Capitain, mein Feind von Wien her.“

„Allmächtiger Gott—so ist er in den Händen der Türken?“

„Der russische Spion ist gestern Abend gefangen worden.“

„Aber da Sie ihn kennen, wissen Sie, daß er allein meinetwegen in diese Gefahr sich gestürzt hat, daß Besorgniß um meine Person ihn hierhergetrieben, daß er mich warnen wollte vor der Gefahr, die mir in Krajowa droht durch die Entdeckung meines Thuns, zu dem ich mich durch Sie verleiten ließ.“

„Ich weiß von Nichts,“ sagte stolz der Oberst, „ich weiß nach meiner Soldatenpflicht nur, daß ein Mann, der verkleidet in dem feindlichen Lager ergriffen ist, in der ganzen Welt als Spion behandelt werden wird, die Gründe, die ihn zu dem kecken Unternehmen bewogen, seien, welche sie wollen. Wenn Gräfin Helene es für gut findet, ein Opfer, das sie ihrer politischen Überzeugung gebracht, ihrem treuesten Freunde jetzt als Schuld beizumessen, so habe ich Nichts dagegen zu sagen. Ich kam, um Ihnen, Gräfin, anzuzeigen, daß Sie frei sind, Ihre Befehle in Empfang zu nehmen für Ihr Bleiben oder Gehen, und Ihnen dies traurige Blatt zurückzugeben, mit dessen Hilfe allein es mir gelang, Ihre Befreiung aus dieser unwürdigen Lage so rasch zu bewirken.“

Er legte das verhängnißvolle Papier auf den Tisch und trat mit einer kalten Verbeugung nach der Thür zurück. Die Dame stürzte ihm nach und erfaßte leidenschaftlich seinen Arm.

„Bleiben Sie—ich muß Alles wissen. Was ist aus Marutza, meiner Dienerin, geworden?“

„Die Dirne muß mit den Helfershelfern des Gefangenen entwichen sein, den offenbar noch andere Zwecke hierherführten, als die Besorgnisse eines Liebhabers. Das Verschwinden des Mädchens beweist, wie gute Freunde und Verbindungen der Russe hier hatte. Sie selbst, Gräfin, haben ihn in's Verderben geführt, indem Sie ihn in diese Mauern beriefen.“

Ein stolzer Blick antwortete der bittern Rede. Im nächsten Moment jedoch schon siegte die Angst des Weibes.

„Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit, was wird sein Schicksal sein?“

„Der Gefangene,“ sagte der Oberst langsam und sein Auge betrachtete lauernd das Opfer, „wird heute noch vor ein Kriegsgericht gestellt und—eine Stunde darauf erschossen werden.“

Sie rang verzweifelnd die Hände.

„Ich habe seinen Tod veranlaßt! Allmächtiger Gott! gieb mir das Mittel seiner Rettung! Graf, ich beschwöre Sie, bei Allem, was Ihnen heilig, bei Ihrer Liebe zu mir, helfen Sie, retten Sie!“

Sie sank auf die Knie und streckte die Hände flehend zu ihm empor. Er hob sie auf und führte sie zu dem Divan zurück, auf den er sie niederließ.

„Was verlangen Sie von mir—es ist unmöglich!“

„Nein, es ist nicht unmöglich, wenn Sie wollen,“ flehte die verzweifelnde Frau.

„Ich weiß, welche mächtige Verbindungen Sie überall besitzen, ich habe oft genug die Beweise davon gesehen. O, retten Sie mir den Frieden meiner Seele, retten Sie ihn!“

„Um ihn einst glücklich in Ihren Armen zu sehen,“ sagte bitter der Graf— „nein, Helene, dieses Opfer wäre zu schwer. Er selbst hat sich in dies Verderben gestürzt, ohne daß ich das Geringste dazu gethan, ich lasse nur das Schicksal seinen Weg gehen und es befreit mich von meinem gefährlichsten Gegner. Ihn selbst zu retten wäre eine Thorheit.“

„Graf, das ist unedelmüthig gedacht!“

„Ich verachte einen unnützen Edelmuth, wo es sich um Ihren Besitz handelt. Thoren können alle ihre Hoffnungen und Wünsche zum Opfer bringen und selbst vernichten, ein Mann von Verstand wird es nie thun. Ich mache mich nicht besser als ich bin vor Ihnen, Gräfin, aber den Feind ohne Zweck zu retten, ist ein Frevel gegen sich selbst.“

„Ja, das ist die Lehre des hohlen Egoismus,“ sagte finster die junge Frau— „die unser Frevel gegen Alles, was würdig und heilig war, in die Gemüther gepflanzt!“

—Ihre Hand hatte unwillkürlich das Papier ergriffen, das der Graf vorhin neben sie niedergelegt, und ihre Finger entfalteten es bewußtlos, während ihr starrer Blick darauf haftete.

Plötzlich zuckte sie zusammen.

„Bei Ihrer Ehre und Seligkeit, Graf, so ist er verloren?“

„Er ist es—nur außergewöhnliche Mittel vermöchten ihn zu retten.“

„Und—glauben Sie—wenn ich Sie dazu bewege—ihn retten zu können?“

„Ich hoffe es.“

Sie war blaß aber ruhig und gefaßt während der folgenden Worte, nur ihre Hand zitterte leicht, als sie ihm das verhängnißvolle Papier reichte.

„Nehmen Sie, ich bin bereit, den Inhalt zu erfüllen, unter der Bedingung, daß Sie den Unglücklichen retten.“

Sie sah nicht den Blitz wilder Freude, der über das Antlitz des Sardiniers flog, ihre Augen waren starr auf das Papier geheftet.

Dennoch nahm er es nicht—mit der Berechnung eines Schauspielers seine Rolle verfolgend, wich er zurück und sagte leise:

„Gräfin Helene würde es später bereuen, und ich mag sie nicht an die Erfüllung ihres Wortes erinnern.“

Ihre stolzen Augen blitzten ihn unwillig an.

„Was ich gesagt, werde ich halten. In dem Augenblick, wo Sie mir die Nachricht seiner Rettung bringen, bin ich bereit, Ihre Gattin zu werden.—Ist Ihnen dies genug?“

Er beugte sich auf ihre Hand und küßte sie zärtlich.

„Ehe der Abend da ist, hoffe ich, den Priester zu Ihnen führen zu dürfen, der diesen Tag zum glücklichsten meines Lebens macht.—Ich werde sofort das Nöthige anordnen, damit Sie wieder weibliche Bedienung erhalten, obschon ich es für das Beste glaube, daß Sie vorerst hier noch verweilen, statt daß ich Sie etwa in das Haus des österreichischen General-Consuls führe. Ihr Aufenthalt hier ist nur Wenigen bekannt geworden, und Sie werden auf diese Weise aller lästigen Neugier der österreichischen Behörden entgehen. Die Gräfin Pisani wird Niemand mit einer Frage belästigen.“

„Ich überlasse Ihnen alle Bestimmungen, nur—eilen Sie!“ Ihre Stimme klang gebrochen.

„Leben Sie wohl, Helene—meine Braut!“ Er drückte ihre kalte Hand an's Herz und verließ das Gemach, in dessen Mitte sie gleich einer Statue der Resignation stand—die Augen ausdruckslos hinter ihm d'rein starrend.

Dann zuckte ihre Hand nach dem Herzen und mit einem leisen Schrei sank sie zu Boden.

Der Wudkoklak hatte den scharfen Zahn in sein Opfer geschlagen.

In der Locanda Alexo's waren bereits zeitig viele Offiziere versammelt, um dem Verhör und Kriegsgericht über den Gefangenen beizuwohnen. Da er in Widdin ergriffen worden, gehörte die Sache zur Entscheidung Sami-Pascha's, des Gouverneurs; auf den Betrieb Pisani's jedoch, der die Sache möglichst aus der Nähe der Gräfin zu entfernen wünschte, hatte der Pascha, statt selbst die Untersuchung zu führen, nur einige Offiziere abgeordnet, um dem Kriegsgericht beizuwohnen, und Iskender-Bey um dessen Abhaltung ersuchen lassen.

Als Pisani die Locanda betrat, lag zwischen seinen dunklen Brauen eine tiefe, unheimliche Gedanken verkündende Falte. Es fiel ihm nicht ein, den verhaßten Nebenbuhler entwischen zu lassen, aber es galt List und Schlaueit, der Gräfin den Beweis zu bringen, daß er sein Wort gehalten und der Gedanke, daß ihm dazu eine Verwechslung der Person beider Gefangenen helfen konnte, während die Gräfin nur an den russischen Offizier dachte, lag sehr nahe. Bei der rauhen wilden Geradheit des ehemaligen Grafen Ilinski fühlte er übrigens, daß er vorsichtig zu Werke gehen mußte, um nicht des doppelten Erfolges verlustig zu gehen.

Das Kriegsgericht war bereits vorüber, man macht in der Türkei nicht viel Umstände mit einem Menschenleben—und Mungo, der bei seinem Lügen geblieben war, kauerte zwischen seinen Wächtern im Tschardak, zum zweiten Mal unter dem traurigen Todesurtheil sich beugend, nur mit dem Unterschied, daß ihm dies Mal die Kugel statt des Stricks zuerkannt worden. Dafür sollte die Execution schon in einer Stunde vollstreckt werden, und keinen helfenden Freund vermochten seine sehnsüchtigen Blicke zu entdecken.

Der sardinische Graf nahm den Polen, der den linken Arm noch in der Binde trug, bei Seite.

„Ich habe Sie gestern bereits auf einen bessern Fang vorbereitet, Bey,“ sagte er ihm, „als Ihre Wachen an dem elenden Kerl dort gethan haben. Der russische Offizier, auf dessen Fährte ich Sie gestern brachte, und der sich als Spion in die Festung eingeschlichen, ist durch einen glücklichen Zufall selbst in mei-

ne Hände gekommen, und mein Diener bewacht ihn. Ehe ich jedoch denselben Ihnen überliefere, möchte ich Sie um einen anderen Dienst bitten.“

„Sprechen Sie, Freund,“ sagte der Bey, dessen Augen bei Erwähnung des gefangenen Russen funkelten.

„Der Bursche, den Sie eben verurtheilt haben, behauptet, wie ich höre, ein walachischer Zigeuner und nur auf das bulgarische Ufer gekommen zu sein, um hier Beschäftigung und Unterhalt zu suchen. Der Kerl mag immerhin ein russischer Spion sein, aber er ist jedenfalls sehr untergeordneter Natur und schwerlich den Strick oder das Pulver werth, das an ihn verschwendet wird. Ich habe wichtige Gründe, daß er am Leben bleibt und bitte Sie, begnadigen Sie ihn und lassen Sie ihn laufen.“

„Zum Henker! was haben Sie mit dem Lump? Sie wissen, daß nur der Oberbefehlshaber oder der commandirende General dies jetzt noch thun kann.“

„Ich werde bei Sami-Pascha das Nöthige besorgen. Geben Sie nur den Befehl, die Execution zu verschieben.“

„Das ist leicht, mir liegt an dem Halunken Nichts.“ Er rief Jacoub-Aga und ertheilte ihm den Befehl.

„Und nun zu Ihrem Russen!“

„In Beziehung auf diesen habe ich Ihnen gleichfalls Einiges zu sagen. Die Offiziere sind noch versammelt und das Kriegsgericht wird daher keine Weitläufigkeiten weiter veranlassen und kann im Augenblick stattfinden. Ich wünsche jedoch, mein Zeugniß davon ausschließen zu dürfen, das meines Dieners wird genügen, und bitte Sie, die ganze Sache möglichst der Öffentlichkeit zu entziehen, da Gründe vorliegen, welche das zu frühe Bekanntwerden der Gefangennahme und des Schicksals des Russen sehr nachtheilig machen.“

Der Bey schielte ihn von der Seite an; er kannte sehr wohl die geheimen propagandistischen Verbindungen des Sarden, wenn er auch selbst nicht zu den Eingeweihten gehörte, da seiner rauhen Soldatennatur das Intriguiren im Dunkeln zuwider war. „Meinetwegen. Ich sehe Nichts, was Ihren Wünschen entgegenstände. Aber wo ist der Spion?“

„In der Locanda selbst—ich lasse ihn in einer der hintern Kammern bewachen.“

„Vorwärts denn, ich will ihn sehen, und dann wollen wir ein kurzes Ende machen. Meine Agas, haltet Euch bereit zu einer zweiten Auflage unserer Justiz!“

Er winkte Hidaët und ein Paar Offiziere und folgte mit ihnen dem Sardinier, der sie mit Alexo, dem Wirth zu dem Anbau des Hauses führte, in dessen Gemach der unglückliche Offizier eingeschlossen war. Sta Lucia und Apollony hielten noch immer hier Wache.

„Diavolo!“ fluchte der Bandit, „es ist Noth, daß Sie uns ablösen, Signor Conte, die Zeit wurde uns verflucht lang. Der Bursche spürt, was ihn erwartet, und hat in den letzten Stunden gestöhnt, als fühlte er bereits den Strick um den Hals. Jetzt erst ist er ruhig geworden.“

Der Gesellschaft der Offiziere hatte sich wie zufällig Doctor Welland angeschlossen. Als der Graf den Bericht seines Dieners hörte, empfand er eine jähe Freude, indem der Gedanke in ihm aufblitzte, Capitain Meyendorf könnte selbst seinem Leben ein Ende gemacht haben, um der Verurtheilung als Spion zu entgehen.

„Öffne die Thür!“ gebot er.

Sta Lucia schob die Riegel fort und stieß die Thür auf; der Bey, Pisani und einige Offiziere mit den beiden Wächtern traten ein.—

Ein unerwarteter schrecklicher Anblick bot sich ihren Augen.

Auf dem Divan lang ausgestreckt lag der Gefangene, die Hände krampfhaft geballt, die Augen starr weit aus den Höhlen hervorgetreten, von blauen Rändern umgeben, sonst das Gesicht todtenbleich mit einzelnen rothen Flecken auf Stirn und Wangen. Leichte krampfhaft Zuckungen erschütterten zuweilen die ganze Gestalt.

„*Przeklećcie!*“ rief der Bey, „hier kommen wir zu spät, der Bursche hat die Pest oder den Typhus!“

Er blieb schauernd an der Thür stehen.

Durch die erschrockene Gruppe drängte sich der Arzt und trat zu dem Kranken, dessen Puls er alsbald ergriff.

„So hat der Tod seine Beute und erspart Ihnen eine Mühe,“ sagte der Sardinier hämisch, indem er die traurige Gestalt seines Opfers aus der Ferne betrachtete.—„Lassen Sie den Leichnam verscharren, ehe er durch Ansteckung noch Unheil schafft.“

„Nein,“ sagte fest der Bey und trat trotz des Schauders in seiner Brust einen Schritt näher, „ich bin zwar jetzt ein Moslem, aber Niemand soll sagen, daß Ilinski die Christenpflicht gegen einen wackern Feind vernachlässigt. Ich erkenne ihn wieder trotz der Verkleidung und Entstellung an der Wunde auf der Wange, die meine eigene Säbelspitze ihm schlug: es ist der tapfere Offizier, der im Gemetzel des Hohlwegs von Czetate mir Stand hielt, und vielleicht mein Leben rettete. Doctor—wie steht's mit dem Mann?“

„Ich fürchte, er ist ein Kandidat des Todes, das Faulfieber ist bei ihm ausgebrochen.“

„Dennoch soll er nicht sterben wie ein Hund, ohne daß ein Versuch zu seiner Rettung gemacht worden, obschon es das Beste für ihn wäre, statt des Schimpfes, als Spion zu enden. Sorgen Sie nach Kräften für ihn.“

„Dann muß ich ihn in's Lazareth bringen lassen, hier kann er nicht bleiben ohne Gefahr, Ansteckung zu verbreiten.“

„Thun Sie das, Doctor—ich werde sogleich Befehl geben, daß Träger bereit seien.“

Der tapfere Bey blickte noch ein Mal mitleidig und schauernd auf den Kranken und verließ das Gemach; Alle folgten ihm eilig, bis auf den Arzt, der—die Hand des Gefährdeten in der seinen—einen dankbaren Blick zum Himmel warf. Stunden waren vergangen, wiederum war der Abend gekommen.

In seinen Mantel gehüllt, schritt Doctor Welland durch die schmutzigen Gassen der Stadt hinauf zur Festung. Ein Billet Oberst Pisani's hatte ihn dringend ersucht, um diese Stunde sich einzufinden—die Ursache war ihm noch unbekannt. Nur kurze Zeit war er während des Tages in seiner Wohnung, in der Locanda, gewesen, um Nursah einige Aufträge zu geben; die übrige hatte er in dem Lazareth zugebracht.

Pisani war anfangs in Zweifel gewesen, ob er die plötzliche Erkrankung seines Nebenbuhlers für einen glücklichen Zufall halten sollte, der ihm eine schlimmere That ersparte; die Meinung des Arztes jedoch, daß der russische Offizier in der höchsten Gefahr schwebte und die Kenntniß vom Zustande der türkischen Heilanstalten ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß der Tod ihn von dem Gegner befreien werde, und so richtete er sein Augenmerk allein auf die Täuschung der Gräfin.

Gleich nach der Fortschaffung des Kranken hatte er sich zurück in's Selamlik begeben und dort leicht von Sami-Pascha, mit dem er in sehr genauem Verkehr stand, die Begnadigung des vom Kriegsgericht als Spion Verurtheilten er-

langt. Die Ordre dazu wurde auf seinen Wunsch in türkischer und französischer Sprache niedergeschrieben, und da die Person darin im Allgemeinen nur als der des Spionirens angeklagte Gefangene bezeichnet worden, war es ihm leicht, sie zu seinen Zwecken zu benutzen. Mit dem Papier in der Hand betrat er das Gemach der Gräfin, in dem dieselbe am Morgen von den zu ihrem Dienst befohlenen türkischen Frauen am Boden gefunden und mit Essenzen wieder zum Bewußtsein gebracht worden war. Stillschweigend legte er es vor ihr nieder, und als ihre Hand hastig danach griff, ihr Auge den Inhalt überflog und ein leiser Schimmer von Roth wieder die blasse Wange färbte, verrieth Nichts in seinem Gesicht die Gefühle von stolzem Frohlocken und bitterm Groll, die in seiner Brust tobten.

„Sie haben Ihr Wort gelöst—vollenden Sie Ihr Werk und geben Sie dem Unglücklichen die Freiheit wieder. Er möge fern sein, ehe ich—das meine halte. Ich bin bereit dazu—nur gönnen Sie mir Zeit bis zum Abend und—lassen Sie uns dann sogleich diesen Ort verlassen.“

Er versprach mit kurzen Worten, ihre Wünsche zu erfüllen, und schlug ihr vor, daß sie sich nach der Trauung sofort nach Belgrad auf den Weg machen und dann auf ihre Güter am Maros begeben wollten, um dort die Verhältnisse zu ordnen, indem er eines Urlaubs weiter nicht bedürfe. Sie willigte in Alles und fügte nur die Bitte hinzu, den deutschen Arzt ihr mitzubringen, dessen offenes redliches Gesicht ihr Vertrauen eingefloßt zu haben schien. Der Oberst versprach, daß er einer der Zeugen sein solle. Dann entfernte er sich und überbrachte die Begnadigung Sami-Pascha's dem Bey, der—kurz gebunden in seinen Beschlüssen—dem Zigeuner eine genügende Tracht Schläge mit den Steigbügelriemen aufzählen und ihn dann durch zwei Soldaten aus der Stadt transportiren ließ mit dem Bedeuten, daß, wenn er sich je wieder darin blicken lasse, ihm Kugel oder Strick gewiß sei.

Nursah—der schwarze Knabe—folgte von fern dem kleinen Zuge.

Der Wind vom Flusse her strich eisig durch die winkligen Straßen und über die Wälle und Mauern her, als Welland das Konak des Pascha's betrat. Der große Hof war durch Fackeln erhellt, eine Anzahl von Soldaten und Dienern des Gouverneurs auf den Beinen, und der Arzt bemerkte nicht ohne eine heimliche Freude, eine bespannte Araba, möglichst bequem mit einem Deckschirm eingerichtet und in ihrer Nähe eine Eskorte von zehn türkischen Kosaken unter einem On-Baschi haltend, denn er hoffte nicht mit Unrecht, daß das Fuhrwerk die ungarische Dame aus Widdin führen solle. Noch ahnte er nicht, in wessen Begleitung.

Es war dem Golde und den Bemühungen des Obersten gelungen, einen bosnischen Franziskaner-Geistlichen, der sich in Widdin aufhielt, aufzutreiben und diesen durch ein reichliches Geschenk zu vermögen, die Trauung zu vollziehen; denn er kannte den Werth des Augenblicks und der günstigen Gelegenheit zu gut, um sich durch irgend eine Schwierigkeit zu einem Aufschub bewegen zu lassen.

Der Doctor wurde auf die Frage nach dem Grafen in das Gebäude zur Seite gewiesen, vor dessen Tschardak die Araba hielt. Als ihn Sta Lucia—der hier Wache zu halten schien—erblickte, eilte er in's Haus und der Oberst kam ihm alsbald entgegen und führte ihn in ein Seitengemach.

„Welche Nachricht, Doctor, bringen Sie von dem Kranken?“

„Er ist in diesem Augenblick vielleicht schon verschieden.“

„Sie haben mir gestern zwar eine Bitte ziemlich rauh abgeschlagen, ich hoffe aber, daß Sie eine andere aus Rücksicht auf die Nerven einer Dame erfüllen werden. Wenn die Gräfin sich nach dem Gefangenen erkundigt, so verschweigen Sie ihr, in welcher Lage er sich befindet und sagen ihr vielmehr, daß er gerettet sei.“

„Ich werde Ihren Wunsch erfüllen.“

„Haben Sie irgend ein flüchtiges Salz, eine Essenz zur Stärkung der Lebensgeister bei sich—die Gräfin ist nicht wohl und bedarf Ihres Beistands?“

Der Arzt bejahte.

„Wohl, so bitte ich Sie, mir zu folgen. Doch erinnern Sie sich, daß Sie—wenigstens im Schweigen mir Gehorsam schuldig sind.“

Er führte ihn in ein größeres Gemach, in dem bereits mehrere Personen versammelt waren, Iskender-Bey mit seinen beiden Adjutanten und der Kolassi Wersbitzki, der Commandant der türkischen Kosaken mit einem seiner Offiziere. Alle grüßten ihn freundlich und der Bey erkundigte sich sogleich nach dem russischen Capitain.

Der Doctor wiederholte die Worte, die er dem Grafen gesagt.

Es blieben ihnen nur wenige Augenblicke der Unterhaltung—dann führte der Oberst, der sich durch eine zweite Thür entfernt hatte, an seiner Hand die Gräfin Helene in das Gemach. Hinter ihnen d'rein kam der Franziskaner—erst jetzt bemerkte der Doctor, daß in einer Ecke des Zimmers ein weißbehängener Tisch mit Lichtern und einem Krucifix aufgestellt war.

Die schreckliche Ahnung der Wahrheit überkam ihn.

Mit fester klarer Stimme nannte der Oberst den Namen der Dame und stellte ihr die anwesenden Männer vor, welche sie—die türkischen Manieren abstreifend—mit aller Courtoisie ihrer Nationalität begrüßten und die peinliche Pause der Vorbereitungen mit einer leichten Unterhaltung zu füllen suchten.

Helene Laszlo war bleich und ruhig, nur der aufmerksamste Beobachter hätte bemerken können, daß in dem unruhigen Heben ihres Busens, in dem Zucken der blassen Lippe der Schmerz kämpfte. Ein feiner türkischer Schleier von dem Scheitel ausgehend und die zierliche Gestalt fast bis zu den Füßen in leichter Wolke umfließend, war das Einzige, was sie schmückte.

Plötzlich schien sie einen Entschluß zu fassen—und den Gegenstand der Conversation abbrechend, wandte sie sich an den Bey und sagte rasch:

„Sie haben heute Morgen ein trauriges Geschäft gehabt, Herr, eine Verurtheilung—ich höre, der Gefangene ist jedoch begnadigt?“ Ihre Stimme zitterte bei der Frage.

„Begnadigt und frei—ein höherer Wille machte, daß er seiner Strafe entging!“

„Auf Ihr Ehrenwort also—er ist frei?“

„Gewiß—wahrscheinlich schon längst über die Donau. Aber was interessirt Sie der russische Spion, Gräfin—“

Der Oberst unterbrach ihn, besorgt, daß ein Wort zu viel gesagt werden könne.

„Die Gräfin hörte davon und ersuchte mich aus Mitleid um meine Verwendung.—Doch es ist Zeit—wollen Sie Ihren Zeugen wählen, Helene?“

Die Renegaten traten unwillkürlich einen Schritt zurück, die Heiligkeit des verlassenen Glaubens überkam sie—nur der Major der Kosaken mit seinem Adjutant und der Arzt waren Christen unter der Gesellschaft.

Zu dem Letzteren trat die Gräfin und bot ihm die Hand. Er stand etwas entfernt von der Gruppe der Offiziere und hatte die schöne Frau mit großer Aufregung betrachtet, offenbar ungewiß, was er beginnen sollte.

„Wollen Sie mir Ihren Beistand leihen, mein Herr, auf diesem—schweren Gange?“

„Um Gotteswillen, Gräfin, haben Sie meinen Brief durch meinen schwarzen Diener nicht erhalten?“

„Ich habe Nichts erhalten, mein Herr!—Oder täuscht man mich,“ ihre Augen belebten sich—„ist er nicht gerettet—ist er gemordet?“

„Er ist gerettet, Gräfin, auf das Wort eines ehrlichen Mannes, aber...“

„Das ist genug,“ unterbrach sie ihn bitter—„weder Sie noch ich ändern mein Schicksal, das ich freiwillig gewählt—so kommen Sie denn!“

Sie reichte fest und entschlossen dem mißtrauisch herantretenden Obersten den Arm. Im Vorübergehen traf sein dämonisches Auge finster und drohend den Arzt, der schon den Fuß erhoben, die Lippe geöffnet hatte, um sie nochmals zu warnen. Er fühlte, daß er hier kein Recht mehr habe, daß jedes Wort ihn selbst und den Mann, der sich ihm anvertraut, verderben konnte.

Ein bitterer theilnehmender Schmerz wühlte in seinem redlichen Herzen, während er die Stimme des Mönchs die Gebete der katholischen Kirche murmeln hörte.—Der Wudkoklak hatte sein Opfer!

Ich führe den Leser in die Hölle auf Erden, an einen so grausigen, so schauerlichen Ort, daß Dante's berühmte Inschrift: *Voi ch'entrate, lasciate ogni speranza!* allein ihn würdig bezeichnen kann—in ein türkisches Militärlazareth.

Es ist Wahrheit—es sind schauerliche Thatsachen, die ich schildere—kein Gebild einer dämonischen Phantasie; denn die Wirklichkeit des Lebens ist schwärzer, furchtbarer, denn alles Reich der Träume!

In einem scheunenartigen Gebäude, das früher zu einem Cavalleriestall gedient, war das Lazareth für die Truppen von Widdin und Kalafat aufgeschlagen. Das Gebäude bestand aus einem der Donau zu offenen Quadrat in der Nähe des Thores von Negotin. Erst dem energischen Einschreiten des deutschen Arztes war es gelungen, diese Räume einigermaßen zu sichten und in zwei Abtheilungen zu sondern. Die eine war jetzt für die Verwundeten—die andere größere für die Kranken bestimmt. Ich wiederhole, es ist Thatsache, daß in den sechs Monaten der Besetzung von Kalafat Zehntausend Mann hier am Typhus und anderen schrecklichen Krankheiten starben! Wir haben es mit diesem Theil des Lazareths zu thun—der Faden unserer Geschichte wird uns leider noch oft genug in jene Höhlen des Schmerzes führen, wo Blut die Loosung ist, und Messer und Säge ihre schreckliche Melodie knirschen.—Ein Binsendach deckte den wohl hundert Schritt langen Raum, von nackten Balken getragen, die sich auf die leeren Wände stützten. Hin und wieder hingen an diesen noch die Krippen und Raufen der Pferde.

Es war kalt—schauerlich kalt in der Januarnacht in diesem öden Raum! Rechts und links in zwei langen Reihen befanden sich lange Strohlager, mit Decken und Mänteln überdeckt—hin und wieder einzelne Kissen.

Aber das Stroh war faul—modrig—stinkend, es wurde in Wochen kaum erneuert, und durch Decke und Wände pffiff der Wind, brach Regen und Schnee herein. Die Feuchtigkeit rieselte in der Mitte zusammen und bildete modrige Tümpel.

Draußen unter dem Sternendach des Winterhimmels lag eine frische durchsichtig dunkle Luft über der Erde—im Innern dieser Höhle des Jammers aber lagerte eine dumpfe schwüle Athmosphäre, der giftgeschwängerte Dunst des Todes und der Ansteckung, ein gelbgrauer Nebel, den die zahlreichen Lampen, die im Innern des Gebäudes brannten, nur matt zu erhellen vermochten.

Man hatte im Anfang den Versuch gemacht, die Einrichtung der europäischen Lazarethe nachzuahmen und über den Kranken schwarze Tafeln anzubringen, welche das Stadium der Krankheit und die angewendeten Heilmittel notificiren sollten—es war jedoch bei dem Versuch geblieben; denn die täglich wachsende Anzahl der Kranken und die Fahrlässigkeit und Ignoranz der türkischen Ärzte hatte der Anordnung gespottet.

Auf diesem Stroh in langer Reihe neben einander lagen in diesem Augenblick dicht zusammengedrängt an 4 bis 500 Menschen in jedem Stadium der körperlichen Auflösung. Das Lazareth lieferte durchschnittlich 40 bis 50 Todte.

Der Schmerz in jedem Ton—vom leisen Wimmern bis zum gellenden Aufschrei des Unerträglichen—das Leiden von der Apathie bis zur gotteslästerlichen Verzweiflung—das Sterben von dem stillen Hinschwinden aller Kräfte bis zum wüthenden Kampf der Muskeln und Nerven gegen den Allesverschlinger—Alles war vereint in dieser feuchten, pestschwängern Athmosphäre.

Größtentheils in ihren Kleidern—Lumpen, die vom Leibe faulten, von Ungeziefer wimmelten—lagen die Kranken; glücklich, wer eine Decke gewann, in die er sich hüllen konnte gegen den Frost. Vom Leibe des Sterbenden riß sie die Hand des Nebenmannes—dem tapfern Kameraden, der vielleicht noch vor wenigen Tagen in der blutigen Schlacht den toddrohenden Hieb aufgefangen, gönnte der Gerettete jetzt nicht die—letzte Bequemlichkeit des Sterbens!!

Da lagen sie mit den hohlen Gesichtern, den dunklen Ringen um die starrenden Augen, und die gräuliche Krankheit färbte alle Nüancen der Völkerfarben—Braun und Gelb, Weiß und Schwarz—mit dem furchtbaren Aschgrau.

Wo die Flügel des Gebäudes, die beiden langen Gänge voll Leiden und Verwesung zusammenstießen, standen auf jede Seite hin fünfzig eiserne Feldbettstellen mit Matratze und Decke. Die türkische Verwaltung mußte doch Etwas thun, und diese hundert Lagerstätten waren für das Lazareth einer Armee von 40,000 Mann bestimmt, einer Armee, die täglich 500 Kranke hatte außer den Verwundeten. Was nutzten aber den Günstlingen der Ärzte, den On-Baschi's und Mulassim's, die darauf Anspruch hatten, diese Lagerstätten bei dem Schmutz und der Unreinlichkeit des türkischen Wesens? Zwischen die Leinentücher, auf die feuchte, modernde Matratze, auf der eben der Eine in ekler Krankheit gestorben war, mußte eilig der Zweite gelegt werden—der Tod hatte keine Zeit für Wäsche und Reinigung.

Der Typhus ist eine schreckliche, die Säfte des Lebens zersetzende Krankheit, aber auf die Seele wirkt er gleich dem Traum der Fata Morgana und das Delirium führt die Phantasie in die unermessenen Räume. Visionen, Wahrsagungen, erotische Bilder, somnambüle Kräfte und Erscheinungen wechseln bunt in der Gluth des Fiebers oder der Abspannung der Nerven.

Über alle diese schrecklichen Erscheinungen siegte jene furchtbare Resignation des Leidens und des Todes, die der ächte Moslem besitzt, denn seine Religion ist von Jugend auf: „Es war mein Kismet!“ und ruhig—wenn die Fiebergluth gewichen und die unfreiwillige Exaltation erschöpft hat—streckt er sich zum Sterben. Selbst in dieser Exaltation, in diesen rasenden Phantasieen schwebt ihm dieser Glaube vor.

Welcher furchtbare Unterschied in diesem apathischen Hingeben mit dem verzweifelnden Ringen des Renegaten an seiner Seite—des Kranken, der Glaube und Vaterland verlassen, der keinen Trost mehr hat, als die schreckliche Hoffnung auf das ewige Nichts.—

Was sollten unter diesen 500 Kranken höchstens zwei wirklich wissenschaftlich gebildete Ärzte, von denen noch dazu der eine als Oberarzt die Station der

Verwundeten zu beaufsichtigen hatte? Die Anstrengungen, die Doctor Welland gemacht hatte, um einige Ordnung in dies Chaos von Leiden und Schmutz zu bringen, waren riesenhaft, aber sie erlahmten an der gänzlichen Unfähigkeit seiner europäischen Gehilfen und der Gleichgültigkeit und dem Egoismus der türkischen. Wir haben bereits erwähnt, daß die Unterärzte und Apotheker im glücklichsten Fall aus verlaufenen Barbiergesellen bestanden, daß das aber eben nur Ausnahmen waren und größtentheils Leute aus den verschiedensten Ständen, ohne alle und jede Kenntniß zu Ärzten und Wundärzten geworden waren, bloß weil sie die Eigenschaft eines Franken besaßen und der Türke glaubt, jeder Franke sei ein Hekim-Baschi.

Dennoch richtete selbst ihre Unwissenheit—und sie starben hin wie die Fliegen in diesem traurigen Beruf—weniger Unheil an, als die Nichtswürdigkeit und die Betrügerei der türkischen Lieferanten—zum großen Theil Griechen. Die Feldapotheken waren auf das Jämmerlichste versorgt. Bis auf einige Brechmittel, Chinin und Calomel war fast Nichts darin zu haben. Zum Glück war Chinin und Calomel grade die Arznei, die am besten gegen den Typhus, selbst in der unkundigen Hand, wirkt; aber das Chinin war pulverisirte Eichenrinde und das Calomel mit Kreide und Kalk vermischt.

Über die Lieferung der Lebensmittel haben wir bereits gesprochen.

Man muß es dem Muschir zum Ruhme nachsagen, daß er in der Organisation der Armee, ihrer Bewaffnung und Einübung, Riesenhaftes leistete, aber an der Verpflegung und namentlich an dem Medizinalwesen, von dem er gar Nichts verstand und das überhaupt in der türkischen Armee wenig beachtet wird—was kümmert sich ein türkischer Heerführer um einige tausend Menschenleben!—scheiterte selbst seine Energie. Von Zeit zu Zeit griff er zwar mit energischer Hand ein, einige Lieferanten wurden erschossen, andere erhielten fünfzig oder hundert Stockprügel, aber das Alles änderte Nichts in dem durch und durch corrumpirten System.

Weil die Executionen vor der Front der Truppen vollzogen wurden, glaubte der Soldat an eine rächende Hand über seinen Peinigern, und stellte in wahrhaft heroischer Geduld in Ertragung der Leiden das Weitere dem Kismet und dem Muschir anheim. Wäre nicht der Scherz hier ein zu schneidender Hohn, man möchte sich an die Antwort des berliner Gassenjungen mit den erfrorenen Händen erinnern: „Des is meinem Vater schon janz recht, warum koft er mir keene Handschken nich!“

Die dunklen Gestalten der sogenannten Wärter—meist Mohren—huschten durch das Lazareth. Ihre Ohren waren taub gegen das Flehen des Einzelnen um einen Trunk Wasser, um irgend eine Erleichterung seines hilflosen Zustandes. Von Strecke zu Strecke stand ein Bütte mit trübem Donauwasser—die Moslems krochen still dahin und tranken, wer nicht mehr die Kraft hatte, verdurstete. Aber die dunklen Wärter waren nicht ohne Beschäftigung. Der Tag hatte aufgeräumt unter den Kranken und die Leichen mußten entfernt werden, um den neuen Ankömmlingen am Morgen Platz zu machen. Die Umstände mit den Todten waren gering. Ein eiserner Haken in den Bund oder das Gewand—wenn nicht in's Fleisch—geschlagen, ein Strick daran oder um die Füße gebunden, so wurden sie durch den langen Gang der Mitte bis zum Ende des Gebäudes geschleift, wo ein großer Verschlag zur Aufnahme der Leichen bestimmt war, bis am andern Morgen die Todtengräber der Armee auf ihren Karren sie holten und in die weiten Gruben auf dem offenen Felde warfen, die zu diesem Ende von den bulgarischen Bauern gegraben werden mußten. Um sie her irrte des Nachts der Schakal, den der Schnee, die Kälte und die Witterung aus den

Gebirgen herab in die Ebene führte, und sein klagendes Geheul war das einzige Todtenlied der Begrabenen!

Zwei Männer, ein älterer Moslem und ein blutjunger, kaum 18jähriger Franke schritten im Gespräch durch die Aristokratie dieses Jammers, die Abtheilung der Feldbetten. Beide waren in lange talarartige Wachstuchmäntel gehüllt und trugen einen Schwamm mit Essig getränkt in der Hand. Aber ein besseres, beliebteres Hilfsmittel, die Rum- oder Rakihflasche lugte aus den Taschen ihrer Sürtouts, und der schwankende Gang, das geröthete Antlitz des Jüngeren, wie der starre Blick des Anderen verkündeten, wie häufigen Gebrauch sie bereits davon gemacht.

Bei dem vorletzten Bett in der Reihe zu dem allgemeinen Lager hin blieben sie stehen—es war durch die Vorsorge des Oberarztes in einem etwas besseren Zustand als seine Nachbarn. Neue reine Linnen waren über eine frische Strohunterlage gebreitet, eine zottige siebenbürgener Decke schützte den Kranken gegen die Kälte. Dieser Kranke war der russische Capitain, Baron von Meyendorf.

Bald nach seinem Transport in das Lazareth war der Offizier von dem Arzt durch die Anwendung narkotischer Mittel aus dem krampfhaften Zustand erweckt worden. Als er zur Besinnung kam, betäubt und angegriffen, war der deutsche Arzt an seinem Lager mit den beiden Männern, seinen Gehilfen, die eben jetzt wieder dem Bett sich nahten. Ein rasches Zeichen der Verständigung hatte dem Offizier Schweigen empfohlen, und er hörte mit an, wie der Doctor jenen seine Krankheit als eines der furchtbaren Faulfieber beschrieb, die namentlich in den russischen Lazarethen zu wüthen pflegten.

Hier lag nun der Offizier den ganzen Tag, so viel als seine Thätigkeit es erlaubte von dem Arzte unterstützt, der unter der Form von Medizin ihm häufig starken Wein zur Erfrischung brachte. Alles Elend der Welt schien sich um ihn concentrirt zu haben, und wie der Aufenthalt unter den Wahnsinnigen selbst den gesundesten Geist an sich selbst irre macht, so weckten die wilden Fieberphantasieen der Kranken und Sterbenden um ihn her zuletzt seine eigene zu wirren ausschweifenden Bildern, denen er sich mit Aufbietung aller Seelenkräfte kaum zu entreißen vermochte.

Noch schrecklicher, gespensterhafter wurden diese Umgebung, als der Abend nahte. Der Doctor hatte ihm angekündigt, daß er ihn verlassen müsse, um Alles zu seiner Flucht vorzubereiten, und daß er zu einer bestimmten Stunde ein neues ihn nach und nach betäubendes Mittel erhalten solle, das ihn in jenen Zustand versetzen würde, den er zur Ausführung seines Planes nöthig hatte.

Jetzt war die Stunde gekommen, und die Gehilfen des Doctors, die während seiner Abwesenheit die Aufsicht und Wache hatten, nahten in ihrem an und für sich schon schauerlichen Aufzuge, gegen den die Ärzte im Vorgemach des Lazareths ihre Oberkleidung vertauschten, seinem Lager.

„Es sind ihrer heute nur 48 gestorben, Brüderchen,“ sagte der junge Gehilfe mit schwerer Zunge, indem er sich auf den Moslem stützte. „Schade, daß das halbe Hundert nicht voll ist. Aber ich rechne darauf ehe der Doctor kommt. Schau den da an—was nutzt ihm die Medizin, die wir ihm noch geben sollen?—morgen früh tanzt er doch mit Deinen Houri's im Paradiese.“

„Was für Koth sprichst Du da, Freund,“ erwiderte der Türke. „Die Gläubigen sind nicht da um zu tanzen, das überlassen sie den tollen Christen und den Almes. Die Gläubigen sitzen auf weichen Kissen und lassen sich von 10,000 der schönsten Houris bedienen und schlürfen den goldenen Wein von Cypren.“

„Das muß höllenmäßig schön sein! Als ich noch Schneider und Bartkratzer in Livorno war, hätte ich mir's im Leben nicht träumen lassen.“

„Unsere berühmtesten Wessire waren in ihrer Jugend Barbieri,“ entgegnete andächtig der Türke. „*Mashallah!* was willst Du noch mehr? Ich habe gesprochen.“

„Und diavolo, ich durste ganz verzweifelt in dieser abscheulichen Luft. Banabak, Freund Ali, gib mir Deine Flasche her, die meine ist leer. Du hast sie mir ausgetrunken.“

„Eh Gusum, Du thatest es selber!“

„Das ist eine Lüge! Du hast's gethan!“

„Du bist kein Esel, Freund, besinne Dich!“

„Höre, Ali—ich bin Dein Vorgesetzter, gib die Flasche!“

Ein wilder, verzweifelter Schrei furchtbaren Schmerzes gellte zwischen den eklen Zank—ein junger Soldat vom Corps der türkischen Kosaken, der zwei Betten von dem Capitain entfernt lag, hatte ihn ausgestoßen.

„Wasser—bei der Barmherzigkeit Gottes—Wasser!“

Der ehemalige Barbierbursche stieß trunken seinen Gefährten an.

„Ich kenne das—erst haben sie Durst, dann kommt das Delirium und dann holt sie der Teufel. Es ist was Trübseliges, solchen Durst zu haben. Nummer neunundvierzig!“

Er dachte nicht daran, dem Flehenden die Labung zu reichen.

„Gott will es.“

Der Jammerruf des Soldaten wiederholte sich und verstummte dann in ein stöhnendes, wimmerndes Gurgeln.

„Es ist Zeit, daß wir dem Burschen da die Medizin geben, sonst schilt uns Signor Wellando und sieht uns auf die Finger wegen des verbotenen Rums.“

„Ich spucke auf seinen Bart.“

„Den Teufel thue ich!—er sieht mir nicht danach aus, als ob er sich's gefallen lassen würde. Gib mir die schwarze Medizin da her, Ali. Ich möchte nur wissen, weshalb unser College so viel Umstände mit dem Lumpenkerl hier macht.“

„Du irrst Dich, Effendi—er soll die Weiße haben.“

„*Manigoldo!* (7-98) willst Du ihn mit Gewalt umbringen? Die Weiße ist Gift.“

„*Ne apalum!* was kann ich thun? Die Schwarze enthält das Gift.“

„Wirst Du schweigen, *babuasso!* (7-99) ich sage Dir, die Weiße ist's.“

„Gott ist groß. Wenn es sein Kerim ist, daß sie ihm nicht schaden soll, wird sie ihm nicht schaden.“

Der Barbier goß schwankend die dunkle Flüssigkeit in ein Gläschen, als einer der Mohren ihn anstieß, der eben mit seinem Gehilfen eine Leiche an ihm vorüber schleppte.

„*Marzocco!* (7-100) Du hast mich die ganze Medizin verschütten lassen!“

Er schlug ihn mit der Flasche in's Gesicht, daß der Schwarze heulend den Todten fallen ließ und die Leiche in dem Gange liegen blieb.

„*Delhi der!* Nimm die weiße Medizin jetzt, o Hekim-Baschi.“

„Es wird sich gleich bleiben,“ sagte der Trunkene. „Sterben muß er doch.“

Damit nöthigte er dem Capitain die Medizin ein. Zum Glück hatte dieser die Instruction des Arztes mit angehört und wußte, daß es die richtige war.

Die Trunkenbolde zogen weiter; die Leiche blieb liegen dicht neben dem Lager des Offiziers, und die großen verglasten Augen schienen ihn in dem Halbdunkel gespensterhaft anzustarren.

Erst überkam ihn nach der Medizin ein eigenthümliches Gefühl des Wohlbehagens—eine gewisse Ruhe und Apathie legte sich auf seine erregten Nerven.

Nach und nach ging dies Gefühl in eine leichte, jedoch nicht unangenehme Kälte über. Ihm war wie einem im Schnee Erfrierenden, dessen Glieder langsam und unmerklich absterben. Dabei aber bleiben einzelne Sinne thätig, ja schärfen ihre Functionen. Sein Gehör vernahm selbst die flüsternden Laute der Leidenden in großer Entfernung. Der verzweifelnde Ruf nach Wasser gellte wie Sturmesbrausen in sein Ohr.

Der türkische Kosak ihm zur Linken schien jetzt nicht mehr zu dürsten—Träume der Heimath umgaukelten sein Sterbelager. Es war ein Deutscher—ein junger Mann aus guter Familie, dem an seiner Wiege nicht das schreckliche Loos gesungen war. Aber die Verderbniß einer großen Stadt hatte auch ihn verdorben von Stufe zu Stufe, bis der Vater nach oft wiederholter Verzeihung ihm endlich um der andern Kinder willen jeden weitem Beistand entzogen. Die Steckbriefe der Behörde verfolgten ihn auf der Flucht aus der Heimath—so war er—ein Verlorener und verloren—auf den Schauplatz gekommen, der so Viele seines Gleichen verschlang.

„Es ist nur ein Gott und Mahomed ist sein Prophet!“

Das Gebet Abdallah's, des Damasceners, klang wie eine Gotteslästerung in das Toben und Reden des Deliriums, in das die sinkende Abendstunde Viele versetzt hatte. Die von dem corsischen Banditen verwundete Hand hatte den Asiaten in das andere Lazareth geführt und dort ihn der Typhus befallen.

„Gold, heiliger Prophet—rothes blinkendes Gold! Ich sehe das Paradies offen mit seinen sieben Himmeln—die Stufen hinauf sind von Gold, von reinem klarem Gold...“

„Fluche mir nicht, Mütterchen,“ wimmerte der junge Mann zur Linken—„o, ich weiß wohl, Mutter, daß ich Dir das Herz gebrochen, und die Thränen der Schwestern und die strengen Augen des Vaters klagten mich an, als Du so weiß im schwarzen Sarge lagst—o, fluche mir nicht, Mutter, eine Mutter kann dem Erstgeborenen nicht fluchen, den sie unter dem Herzen trug.“

Auf seinem Lager von moderndem Stroh hatte sich ein Mann emporgerichtet—der lange Haarbusch des Albanesen fiel über sein todbleiches Gesicht, aus dem nur die schwarzen Augen mit unheimlicher Lüsternheit funkelten.

„Heiliger Prophet, Du erfüllst meine Sehnsucht. Ich sehe sie vor mir in all' ihrer Herrlichkeit, Fatinitza, die Wölfin von Skadar, der ich nur ein Mal in's Antlitz geschaut, wofür meine Füße die Bastonade litten bis sie zu Brei wurden. Heiliger Prophet, ich sehe Fatinitza, die Houri, und siebentausend Houri's um sie her. Wie ihre brennenden Augen Wollust strahlen und das Gehirn in meinem Haupte versengen! Ihre Lippen sind wie die Rosen von Eden, ihr Busen wie der Marmor von Skyos. Ihr Athem ist Duft und ihre Hüften sind wie Kissen—heiliger Prophet, laß mich ruhen in ihrem Arm!“

„Ich sehe das Gold und die blitzenden Steine—wo ich hinsehe, ist Gold—rothes Gold, und der flüssige Strom kommt auf mich zu—o, daß ich tausend tausend Hände hätte—“

Eine singende Stimme wie aus weiter Ferne schlug an sein Ohr—er konnte den Kranken nicht schauen, aber er fühlte das Unheimliche dieser Stimme, die klang wie ein Grabgesang. Der Unbekannte mit dem Traumgesicht sang sein Todtenlied bald in italienischer, bald in slavonischer Sprache—unheimlich—furchtbar klangen die Worte—eine Piesme, gleich dem Bardensange Ossians, wie ihn die Sänger und Seher mit dem zweiten Gesicht in den Felsenschluchten Schottlands oder in den Nebelbänken der Orkneys klangen.

„Der Geier schwebt über dem Lamm—der Wudkoklak wetzt seine weißen Zähne, um sie in das Blut des lebendigen Weibes zu schlagen. Ich schaue Dich,

Frau, wie Dein weißer Körper sich windet in den Krallenarmen des bösen Vampyr. Aber seine teuflischen Augen haben Dich berauscht und Deine Kraft vernichtet!“

Und wiederum auf's Neue begann die Stimme:

„Awra, das zarte Weib, liebte Junok, den Tapfern, aus feindlichem Stamm. Aber Junok fiel in die Hände der Ihren, und der schwarze Haran Hassan wollte ihn tödten. Da kam sie in der Nacht zu seinem Lager und sprach: Haran Hassan, Du hast um mich vergeblich geworben und Geschenke mir gesandt—hier bin ich, nur von dem Linnen bekleidet, und will Dein Lager theilen, wenn Du den jungen Krieger ungefährdet zu den Seinen lässest.“—

Der Offizier rang mit den grauenhaften Phantasieen, die auf ihn einstürmten und seine Sinne verwirrten; aber immer kälter und fester legten sich die Bande der Erstarrung über seinen Körper und das Leben schien nur noch in seinem Herzen und seinem Gehirn concentrirt.

„Agnes,“ flüsterte der junge Deutsche, „Dein Bild mit dem Kinde steht vor mir! Wie Du so lieb und rein warst!—kannst auch Du mir vergeben?—Ich werde zurückkehren zu Dir und dem Kinde, ein treuer Mann werde ich sein—ich sehe Dich, mein Weib, mit den goldenen Locken des Knaben—o wie glücklich!—Allmächtiger Gott im Himmel, der Krampf, der Krampf! Hilfe, Hilfe!“

Und der Unglückliche wand sich in seinen Zuckungen, und die Bilder der verzeihenden Lieben hatten ihn getäuscht und die gebrochenen Herzen schlugen hunderte von Meilen von seinem Sterbelager—vielleicht ihn im selben Augenblick verwünschend, vielleicht ihm vergebend.—Gott der Herr allein weiß es!

„*Ai gusum!* wie so süß Deine Küsse sind gleich dem Honig von Chios. Wie sie mich umdrängen die Houris, tausend Beine, tausend Busen, tausend Lippen, alle auf ein Mal!—o tödtende Lust des Paradieses!“

„Gold—Gold!—Der glühende Strom umfließt mich und verzehrt meine Gebeine! Wie soll ich trinken das flüssige Metall!“

Und wiederum erklang die geheimnißvolle Stimme und die Sprache wechselte in den italienischen Wohllaut:

„Ich sehe vor mir die süße Nacht, die Brautnacht, die der Geier hält mit der Taube. Nacht rings um—o wie sie zittert und sich wehrt die arme blutende Taube; aber der Wudkoklak ist über ihr. Er hat sie betrogen und Junok, ihr Geliebter, ist dennoch dem Blutbann verfallen. Er wird sterben, wenn der Wudkoklak ihr Blut bis zum letzten Tropfen gesaugt.“

„Die Kerle machen einen Höllenlärm. Haltet Euer Maul, Canaillen, oder es geht Euch schlimm!“ tobte der trunkene Barbier.

„*Delhi der!* es sind Tolle—sie wissen nicht, was sie reden.“

„*Aia*—was das Brautbett schön und süß ist—wie der Vampyr die Moma umschlingt und die gierigen Lippen auf ihren Busen heftet! Bleich ist ihr Gesicht in der Stunde der Liebe, und der Segen des Weibes ist ihr Fluch. Die Moma opferte das Herz und den Leib für den todten Freund! Fahre wohl, schöne Awra, denn der Tod ist über Dir, ehe zwanzig Mal der Mond sich gerundet!“

„Himmlische Houri, nimm mich auf in Dein Paradies!“

Das Schmerzensstöhnen des jungen Deutschen hatte sich in ein leises Röcheln verwandelt—nach und nach verstummte auch dieses. Noch ein Mal vernahm das gereizte Ohr des Capitains den Namen Agnes—dann war Alles still auf jener Seite. Auch der junge Mulassim war zu dem Paradiese Mahomed's eingegangen, wo die tausend gazellenäugigen Houris seiner harrten.

Die krampfhaft erregten Züge gruben sich zu starren Furchen unter der erkältenden Hand des großen Würgers.

Nur Abdallah, der Geizhals, konnte nicht sterben—all' seine zähe Lebenskraft klammerte sich an das elende Metall und den Jammer, daß er es im Hane des Bulgaren verloren.

Und fort und fort klang die Todtenklage des Slavoniers aus dem von giftigen Dünsten erfüllten Dunkel des langen Ganges.

Die beiden Gehilfen des Doctors untersuchten die Kranken, indem sie dieselben mit Hilfe eines Stockes aufstörten.

„Leuchte hierher, Mustapha, Du schwarzer Hund!“ sagte der Barbier zu dem begleitenden Mohren. „Da—der ist für Euch—und hier der On-Baschi auch, der so viel geschrien und gejammert hat. Der Kerl geberdete sich wie eine junge Dirne, die mit einem Alten die Brautnacht feiern soll.“

„Mein Bruder schaue den Mann, den der Hekim-Baschi uns empfohlen—ich glaube, auch seine Zeit ist gekommen.“

„*Per bacco*—wahrhaftig; da hätten wir Einen über die fünfzig!—He, Freund, lebst Du oder bist Du todt?“

Er stieß den Capitain mit dem Stock an. Der Körper rührte sich nicht, das Auge blickte starr wie das einer Leiche.

Und dennoch wohnte Leben und Bewußtsein in dem todten Körper, dessen Glieder wie durch Starrkrampf oder vollständige Lethargie gefesselt waren.

„Schleppt das Aas weg—fort mit ihm in die Todtenkammer. Für was haben wir uns nun abgemüht mit dem Burschen?“

„Allah wollte seinen Tod. Gieb mir die Flasche, mein Bruder.“

Die Neger, die bereits die beiden andern Leichen expedirt, rissen den Körper vom Lager und zerrten ihn durch die Reihe der Kranken zu dem Verschlag am Ende des Ganges—der Vorrathskammer der Leichen.

Dort ließen sie ihn auf dem kalten Boden liegen.—

Dunkle Nacht rings um—die Augen, die er nicht zu schließen vermochte, schauten nur schwarze Finsterniß; auf der Brust, die der Athem nicht mehr hob, lastete dennoch wie ein schwerer Alp der Ekle Dunst der Verwesung.

So lag er stundenlang—über sein Antlitz und seine Hände huschte die feuchte Kälte der Ratte—um die dünnen Wände des Verschlages heulte draußen der Schakal, vom Leichengeruch getrieben, und dem Lazareth stöhnte und wimmerte der Schmerz.

Dann flimmerte ein matter Lampenschein durch das Gemach—zwei der Neger schlichen herein und begannen die Leichen zu durchsuchen. Es ist eine bekannte Sitte, daß der arme türkische Soldat seinen geringen Sold und seine Beute in jeder Weise zusammenspart und hungert und dürstet, um seinen kleinen Schatz zu vermehren, den er stets am Leibe verborgen trägt. Der Geiz und die Habsucht sind hervorstechende Eigenschaften der Türken, neben einer prahlerischen Verschwendung und Schaustellung auf der andern Seite. Obgleich die Soldaten der Donauarmee Monate lang keinen Sold empfangen, gab es doch Viele der Nizams und der Irregulären, die mehrere hundert Piaster an ihrem Körper in Silber und Goldstücken mit sich trugen. Deshalb durchsuchten—obschon es streng verboten war—nochmals die Wärter des Lazareths die Leichen und die eklen Lagerstätten.

Der Schein ihrer Leuchte fiel auch auf das Antlitz des Capitains und ihre gierigen Hände plünderten seine Taschen. Wir wissen, daß er seine Habe dem Knaben Nursah anvertraut, die Leichenräuber fanden daher Nichts als einen kleinen Ring am Goldfinger seiner linken Hand—der Widerstand, den er unwillkürlich zu leisten suchte, als sie den Reif mit Gewalt abzogen, sprengte endlich die Erstarrung seines Körpers und während sie mit der gewonnenen Beute sich

entfernten, fühlte er wieder Leben und die Fähigkeit der Bewegung in seine Glieder treten. Es war wieder dunkel um ihn her, als er sich mühsam auf den Ellenbogen aufrichtete und seine geistigen Kräfte zu sammeln suchte, auf denen es wie ein dumpfer Nebel gelegen, durch den hindurch er alle Vorgänge um sich bemerkt. Er vermochte wenigstens aus der gräßlichen Nachbarschaft der toten Körper sich zu schleppen.

Der tapfere Offizier fühlte, wie das furchtbar Schauerliche seiner Lage, die entsetzliche Umgebung, desto mehr auf ihn wirkte, je mehr er zu vollem klarem Bewußtsein zu gelangen suchte, und daß, wenn er noch lange in dieser Situation bliebe, Wahnsinn und Tod sein Loos sein mußte. Mit Gewalt kämpfte er gegen die wüsten Bilder, die wieder seinen Geist zu verwirren drohten, gegen die schaurige Kälte, die durch die Glieder herauf an sein Herz griff.

Da wiederum öffnete sich die Thür des Lazareths und nochmals fiel der düstere Schein einer Lampe auf die Stätte des Todes. Der Offizier hatte noch so viel Kraft, sich wieder auf den Boden zurück und in die Lage eines Todten zu werfen, aber diesmal war es nicht mehr nöthig—der Eintretende war Doctor Welland.

Ein tiefer schwerer Seufzer löste sich von der Brust des Offiziers, als er den Retter erkannte und führte sogleich diesen an seine Seite.

„Um Gotteswillen, Capitain, wie fühlen Sie sich?—Die betrunkenen Schurken, meine Gehilfen, haben Sie, meinen strengen Befehlen entgegen, an diesen Ort des Entsetzens eher bringen lassen, als es nöthig war. Ich wurde verhindert, früher wieder hier zu sein. Muth! Muth! und raffen Sie Ihre Kräfte zusammen.“

Er hatte die Lampe auf den Boden gestellt und hielt ihm ein Flacon mit scharfen ätherischen Salzen unter die Nase, die eine heftige Erschütterung der Nerven hervorriefen. Dann übergieß er ihn mit einer Fluth von Eau de Cologne und wusch ihm Stirn und Schläfe damit.

„Können Sie sich erheben, Capitain?“

„Ich hoffe es—eine Stunde länger in diesem scheußlichen Aufenthalt wäre mein Tod gewesen.“

Er richtete sich mit Hilfe des Arztes empor, doch mußte er sich schwer auf diesen stützen, seine Beine versagten ihm fast den Dienst, schwer wie Blei lag es in seinen Gliedern und auf seinem Gehirn.

„Das ist die Wirkung des Laudanums, die frische Luft wird Ihnen gut thun. Kommen Sie, Herr.“

Er schleppte ihn zu einer gegenüberliegenden, in's Freie führenden Thür. Dort hob er den Holzriegel, der sie von Innen verschloß, löschte die Lampe und öffnete dann die Pforte; die frische scharfe Winterluft von der Donau her drang ihnen entgegen.

Der Arzt zog den Befreiten um die Ecke des Gebäudes, wo Nursah, in eine wollene Decke gehüllt, kauerte.

„Verweilen Sie hier und lassen Sie unbehindert die Nachtluft durch Ihre Kleidung streichen, und riechen Sie von Minute zu Minute an dieser belebenden Essenz. Ich muß die Spuren Ihrer Flucht vertilgen und dieses Lazarethcostüm ablegen, dann hole ich Sie hier ab.“

Damit verschwand er in der Thür des Leichenhauses und verschloß dieselbe wieder von Innen.

Der Russe lehnte erschöpft an die Wand des Gebäudes, während der Knabe Nursah seine Hand erfaßte und ihm Muth zusprach. Nach einer Viertelstunde, während der die rauhe Nachtluft den Capitain durchkältet, dagegen auch die

Betäubung seines Geistes einigermaßen erleichtert hatte, kehrte der Arzt, in seinen Mantel gehüllt, um die äußere Seite des langen Gebäudes zurück.

„Nun fort, denn ein unglücklicher Zufall könnte hier unsere ganze Mühe vereiteln. Zuvor noch einen tüchtigen Schluck aus dieser Flasche, Capitain, und dann hüllen Sie sich in die Decke Nursah's und stützen Sie sich auf mich. Voran, Nursah, Du weißt den Weg.“

Damit faßte er den Capitain unter den Arm und führte ihn mit sich fort, während der schwarze Knabe etwa 200 Schritt vor ihnen her ging, querfeldein von der Donau und der Straße nach Negotin ab.

Sie waren an mehreren Posten vorbeigekommen, denen der Arzt die Parole zurief. Dem Offizier einer entgegenkommenden Patrouille sagte er ruhig, daß ein Baschi-Bozuk ihn zu dem Arnauten-Aga gerufen, der im Lager der Irregulären erkrankt sei, und da die Thätigkeit des fränkischen Hekim-Baschi's in ganz Widdin bekannt war, ließ die Patrouille die kleine Gruppe ruhig passiren, die jetzt im Schatten eines Hohlweges sich von der Stadt abwandte.

Nach einem halbstündigen Gange, während dessen der russische Offizier stumm alle Kräfte angestrengt hatte, um seinen Rettern zu folgen, erreichten sie eine Gruppe von Bäumen, in deren Schatten dunkle Gestalten sich bewegten. Nursah piffte leise und das Signal wurde sofort erwiedert. Näher hinzutretend, fanden sie hier zwei Männer mit drei Pferden, Mungo, den Zigeuner, und einen bulgarischen Knecht des Hanewirthes.

Der Zigeuner geberdete sich wie unsinnig, als er seinen Herrn wiedersah, er umarmte seine Füße und küßte seine Hände, und Capitain Meyendorf, der jetzt seine volle Gesinnung wieder erlangt hatte und dem nur ein dumpfer Kopfschmerz und eine große Schwäche der Glieder zurückgeblieben war, mußte sich mit Gewalt von ihm losmachen, denn der Arzt drängte zur Eile.

„Hier,“ sagte er, „ist Ihre Briefftasche und die Börse zurück, die Sie mir in der Locanda Alexo's anvertrauten. Aus der letztern habe ich wiener Banknoten im Betrage von 500 Gulden genommen, denn ich mußte dem Hanewirthe den Werth der Pferde sicher stellen, und ich selbst bin nicht so reich, um das aus eigenen Mitteln thun zu können. Im Übrigen finden Sie Alles unversehrt; der Knecht Gawra's kennt alle Schlupfwege und wird Sie durch die türkischen Linien über den Timok auf serbisches Gebiet bringen, wo Sie gerettet sind. In drei Stunden scharfen Rittes, also mit Tagesanbruch können Sie dort sein, und ich rathe Ihnen, im ersten serbischen Dorf, das Sie erreichen, alsbald ein langes türkisches Bad zu nehmen und Ihre Kleidung mit jeder beliebigen vollständig zu wechseln, die dort zu haben ist. Im Übrigen stehn Sie—wie wir Alle—in des Allmächtigen Hand, und er wird Ihre Rettung nicht haben gelingen lassen, damit Sie der Ansteckung jener Pesthöhle unterliegen, zu der meine Pflicht mich zurückführt. Leben Sie wohl, Herr!“

Der Capitain erfaßte seinen Arm und führte ihn einige Schritte abseits von der Gruppe, die sich zum Abritt fertig machte.

„Wie soll ich Ihnen danken für Das, was Sie für einen Fremden gethan, der Sie wenigstens um die Gunst Ihres Namens bittet, um stets sich an seinen Retter erinnern zu können.“

Der Arzt nannte ihn freundlich.

„Und nun noch Eines, Doctor Welland,“ sagte der Offizier erregt, indem er die Hand des Deutschen in der seinen drückte. „Sie versprachen mir, die Gräfin Laszlo von meinem Schicksal in Kenntniß zu setzen und sie in der widrigen Lage, in der sie sich eben befindet, nicht zu verlassen—“

„Die Gräfin,“ sagte der Arzt—und seine Stimme vibrirte in schmerzlicher Erinnerung, »die Gräfin weiß, daß Sie gerettet sind.“

„Und sie selbst?“

„Die Gräfin hat bereits Widdin verlassen und wird früher die serbische Gränze in anderer Richtung passiren als Sie—aber—“

„Sprechen Sie, Doctor, ich beschwöre Sie!“

Der Arzt reichte ihm ein versiegeltes Blatt.

„Ich habe Ihnen hier alles Weitere aufgeschrieben, was Ihnen zu wissen nöthig ist. Ich verlange jedoch Ihr Ehrenwort, daß Sie das Blatt vor zwölf Stunden nicht öffnen und sich bis dahin allen meinen Anordnungen fügen.“

„Sie sind mein Retter und ich gebe es, doch warum...“

„So sitzen Sie jetzt auf und machen Sie sich auf den Weg. Leben Sie wohl, Herr, und ehren Sie die Hand des Allmächtigen in Ihrer Rettung und fügen Sie sich in seine Wege.“

Der Capitain saß auf dem Pferde.

„Wenn nur Helene Laszlo gerettet ist, ich bin ein Mann und habe die Kraft, zu tragen und zu kämpfen.“

Nursah's Hand reichte ihm die Revolver-Pistole.

„Nimm Deine Waffe, Signor!“

„Behalte sie, Knabe, es ist das einzige Andenken, das ich Dir geben kann.“

Er fühlte schwere warme Tropfen auf seiner Hand.—„Du weinst, Knabe?“

Nursah schluchzte und der Offizier schaute wild auf Herrn und Diener.

„Was ist geschehen, Doctor—Sie verschweigen mir ein Unheil...“

Doch der Arzt hatte Mungo, dem Zigeuner, gewinkt und dieser des Capitains Pferd bereits am Zügel.

„Leben Sie wohl, Herr, und nun vorwärts.“

Hinweggerissen von seinen beiden Begleitern jagte der Gerettete davon und die Hufschläge verklangen bald in der Ferne.

Der Arzt faßte seines jungen Dieners Hand.

„Komm', Nursah—er ist gerettet und wir wollen uns einer guten That erfreuen, die Der dort Oben uns vergelten wird.“

Der Knabe weinte.—„Das Leben ist gerettet, Herr—aber er wird es verachten um den Preis, den es gekostet hat! O daß ich nicht zu ihr zu dringen vermochte, als es noch Zeit war für sie und ihn!“

Das Ende vom Anfang.

Drei Monate waren seit dem blutigen Kampf bei Czetaate vergangen und andere Kämpfer sollten jetzt auf dem Schauplatz erscheinen.

Es war der Abend des 27. März, und unsere Geschichte führt uns nach einer kurzen Übersicht über den Gang der Ereignisse an die Ausgangsstätte unsere Buches, zurück nach Paris.

Am 4. Januar war die vereinigte englisch-französische Flotte, 34 Segel stark, in's schwarze Meer eingelaufen. Indem der englische und französische Gesandte dies zur Kenntniß Reschid-Pascha's brachten, stellten sie das Verlangen, daß ohne vorgängiges Benehmen mit den Gesandten und Admiralen die türkische Flotte nicht die Offensive ergreife.

Die Verlangen und die Zusage müssen als bloßes Blendwerk der öffentlichen Meinung bezeichnet werden, denn die türkische Flotte war nach den Verlusten von Sinope in keiner Weise zu einer Offensive geeignet. Der Wendepunkt des Krieges lag vielmehr bereits in den unterm 27. den Befehlshabern der Flotten gegebenen Instructionen, deren Inhalt am 12. Januar in Petersburg der englische und der französische Gesandte dem Grafen Nesselrode notificirten.

Die englische Instruction für den Gesandten besagte, daß die Flotten auch den Türken nicht gestatten würden, einen Angriff zur See zu machen—die französische Instruction enthielt jedoch von dieser Garantie für Rußland kein Wort.

Die Admirale Dundas und Hamelin hatten beim Auslaufen die Fregatte RETRIBUTION mit Depeschen an den Fürsten Menschikoff nach Sebastopol vorausgeschickt, welche dem Fürsten-Gouverneur erklären sollten, daß die Flotten nur zum Schutz des türkischen Gebiets sich im Schwarzen Meere befänden, daß dagegen die russische Flotte ihre Häfen nicht verlassen dürfe. Die wahre Absicht der Sendung war aber offenbar eine Recognoscirung von Sebastopol, in dessen Hafen die Fregatte trotz zwei blinder Schüsse der Batterien einzudringen suchte. Erst eine Kugel durch ihren Bug nöthigte sie zum Beilegen. Sie fand die gesamte russische Flotte im Hafen versammelt. Die vereinigte Flotte hatte, trotz jener Erklärung der Admirale, die Gelegenheit benutzt, um einen Convoi türkischer Dampfer mit Kriegsvorrath nach Batum zu escortiren.

Während in Wien die Conferenz sich abmühte, Project auf Project zu häufen, ohne daß es irgend einem Theil, mit Ausnahme Preußens, wirklich Ernst damit war, wurden Erklärungen der Höfe von Paris, London und Petersburg gewechselt. Die russischen Gesandten in Paris und London forderten eine solche über die Instructionen der Admirale. Die ihre lautete, daß Rußland ein Auftreten der Flotten nicht als feindseligen Akt betrachten würde, welches die Gegenseitigkeit gewähre, daß Türken eben so wenig wie Russen angreifen dürften, und daß, wenn den Türken der Verkehr zur See zwischen ihren Küsten gestattet wäre, dies auch für die Russen stattfinden müßte. England und Frankreich jedoch antworteten unterm 31. Januar und 1. Februar ablehnend, daß sie die Instructionen, wie sie seien, aufrecht erhalten würden, worauf Baron Brunnow und Herr von Kisseleff den beiden Kabinetten anzeigten, daß sie sich in Folge der verweigerten Reciprozität genöthigt sähen, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen und London und Paris mit den Gesandtschaftsmitgliedern zu verlassen. Dies geschah am 4. Februar. Die englischen und französischen Gesandten erhielten sofort den gleichen Befehl. Der Erstere wurde—noch ehe dieser eintraf—von Graf Nesselrode unterm 13. aufgefordert, seine Pässe zu nehmen. Der französische Gesandte verlangte selbst die seinen.

Damit war der diplomatische Bruch entschieden, und die Bitterkeit, welche im Tone des von Kaiser Napoleon an den russischen Czar unterm 29. Januar gerichteten, durch die Zeitungen veröffentlichten Briefes herrschte, und die Antwort des Czaren vom 9. Februar zeigte die gereizte Stimmung und was von gegenseitigen Concessionen zu erwarten war.

In Wien war am 29. Januar Graf Orloff, der Freund und greise Vertraute des Czaren, eingetroffen, um mit Baron von Budberg den Versuch zu machen, Österreich und Preußen zu einem unbedingten Neutralitätsbündniß mit Rußland zu bewegen. Während Österreich mit eingehenden Versprechungen hinhalt, lehnte Preußen offen ein solches Bündniß als eine wenn auch unausgesprochene Hilfe für Rußland ab, die mit seinen durch die Protokolle übernommenen Verpflichtungen im Widerspruch stände. Die Mission des gewandten Staatsmannes scheiterte hiermit und der Graf verließ am 8. Februar Wien,

worauf Österreich sich beeilte, in Serbien und dem Banat ein Beobachtungscorps von 25,000 Mann aufzustellen, unter dem Vorwande der serbischen Erregung und der in den Gränzdistrikten jetzt offen ausgebrochenen Schilderhebung der Griechen.

Unterm 9. Februar erließ Kaiser Nicolaus ein Manifest an sein Volk, worin er erklärte, daß die von England und Frankreich ihren Flotten im Schwarzen Meere gegebenen Befehle eine unter gebildeten Staaten unerhörte Handlungsweise constatirten, die ihn zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit jenen Staaten genöthigt hätten, die sich zu den Feinden des Christenthums stellten gegen Rußland, das für die orthodoxe Kirche streite. Rußland werde gegen alle Angriffe feststehen—wie 1812. Die Westmächte antworteten unterm 27. Februar mit einem Ultimatum nach Petersburg, das die Räumung der Fürstenthümer bis zum 30. April forderte; die Verweigerung solle als Kriegserklärung betrachtet werden, und Lord John Russel hielt seine bekannte Philippika im Unterhause gegen die unredliche und eroberungssüchtige Politik Rußlands. Zugleich forderte die österreichische Regierung, der an einer Verbreitung und einem glücklichen Erfolge des griechisch-christlichen Aufstandes sehr wenig gelegen war, die Westmächte auf, demselben zu Wasser und zu Lande entgegen zu treten, und diese bedrohten die griechische Regierung mit einer Blokade und jener Occupation, welche, später wirklich ausgeführt, eine Schmach des christlichen civilisirten Europa's und eine Beschimpfung des Königthums werden sollte, wie sie sich sicher einst schwer rächen wird. Der Czar dagegen erklärte, daß er dem griechischen Aufstande seinen Beistand und seine Theilnahme nicht versagen könne, und sollten die Kämpfe einen ähnlichen Charakter wie die Freiheitskämpfe von 1826 annehmen, so werde er unter keiner Bedingung mitwirken, diese Bevölkerung wieder unter das türkische Joch zurückzubringen.

Mit dieser Erklärung von Seiten Rußlands am 2. März waren seine Absichten offen dokumentirt, wie die Pläne der Westmächte durch die Instruction an die Admirale. Zu Ende Februar hatten bereits die Absendungen französischer und englischer Truppen nach dem Orient begonnen. Der Oberbefehl über das französische Heer und über die gesamte Armee der Allirten wurde an den ehemaligen Kriegsminister, den Marschall Saint Arnaud, übertragen; das englische Corps befehligte Fitzroy Somerset, Lord Raglan. Ingenieure gingen voran, um bei Gallipoli das Lager für die Hilfstruppen auszustecken, und die Westmächte schlossen unterm 12. mit der Pforte einen Allianz-Tractat über die Sendung von Hilfstruppen ab, wogegen sich die türkische Regierung verpflichtete, keinen Waffenstillstand oder Frieden ohne Bewilligung der beiden Allirten abzuschließen. Am 11. war die englische Ostseeflotte von Spithead ausgelaufen.

Die Kämpfe an der Donau hatten unterdeß mit wechselndem Glück ihren Fortgang genommen, während dagegen die Russen in Asien mehrere bedeutende Siege gewannen.

General Schilder hatte am 26. Januar den General Fischbach in Krajowa ersetzt und die oberste Leitung der Operationen gegen Kalafat übernommen, die sich indeß bis Mitte März auf eine Cernirung und unbedeutende Gefechte beschränkten. Vom 13. bis 19. vertrieben die Russen die Türken wieder aus Giurgewo, wo es ihnen gelungen war, sich festzusetzen, der Versuch eines Überganges nach Rustschuk wurde dagegen zurückgeschlagen und die Türken gewannen selbst die zwischen Szistowo und Rustschuk gelegene Donauinsel, gingen am 4. März bei Kalarasch auf das linke Ufer des Flusses und zerstörten zum Theil die gegen Silistria dort errichteten russischen Batterien. Ebenso versuchte Fürst Gortschakoff vergeblich und mit großem Verlust noch ein Mal

bei Oltenitza die zwischen den beiden Ufern liegende Insel den Feinden zu entreißen. Die Russen waren in diesem Augenblick auf allen Punkten an der Donau im Nachtheil und ihr Führer offenbar mit einem neuen Operationsplan beschäftigt.

Ein ziemlich großes Arbeitskabinet—schwere dunkle Vorhänge vor den Fenstern, durch welche man auf die glänzende Erleuchtung der Ströme von Gas schaute, welche allabendlich den herrlichen Quai der Tuilerieen mit Tageslicht erhellen—das prächtige Bild einer Frau mit aschblonden Haaren und dunklen spanischen Augen aus dem berühmten Pinsel Désandré's—einige Karten an den mit dunklem Seidenstoff und darein gewirkten goldenen Bienen beschlagenen Wänden—in einer Ecke die Uniform- und Waffenstücke der neuen „Hundert Garden“;—Bücher und Brochüren auf allen Tischen und Schränke mit einer ausgesuchten Handbibliothek an den Seitenwänden, in welche drei Thüren mündeten—auf dem großen Tisch in der Mitte das überaus schön von Stahl und Messing gearbeitete Modell eines Geschützes nach neuem noch unbekanntem System—das ist der Ort, wohin wir den Leser am Abend des 26. März führen.

An dem Tisch in der Mitte saß ein Mann von etwa 46 Jahren mit hoher Stirn und vorspringenden, energischen und kräftigen Zügen, denen wir schon ein Mal zu Anfang unseres Buches begegnet sind. Der aus hundert Abbildungen bekannte Schnitt des Bartes, der feste stolze Ausdruck des Gesichtes, aus welchem das ursprünglich ziemlich matte Auge unter buschigen dunklen Brauen häufig scharf und durchdringend aufflammte, konnten unmöglich die hohe Persönlichkeit verkennen lassen. Seine rechte Hand ruhte auf der Lehne des Fauteuils, während seine linke ab und zu eine Cigarre zum Munde führte.

Er schien aufmerksam auf den abwechselnden Vortrag zweier Herren zu hören, die an der andern Seite des Tisches ihm gegenüber standen und von Zeit zu Zeit ihm ein Papier hinüber reichten, das der Sitzende alsdann flüchtig durchsah.

Der Eine der Beiden trug die glänzende Uniform eines Marschalls von Frankreich, sein breites Gesicht sah aufgedunsen und ungesund aus; der Kopf des Andern in Civil mit dem Großkreuz der Ehrenlegion und zahlreichen ausländischen Orden am Cordon seines schwarzen Fracks war geistreich und anmaßend.

„Colonel de Méricourt hat die Berichte über die Einschiffung der Truppen bis zum 22. von Marseille gebracht. In Oran und Algier stehen die designirten Zua-ven-Regimenter bereit und warten auf die Schiffe des Admirals Dufresne. Ducos sagt mir, daß dieselben heute an der afrikanischen Küste sein werden. Das ganze Contingent wird demnach bis zum 30. auf der See sein und vor Mitte des nächsten Monats in Gallipoli ausgeschifft. Wann, Sire, werde ich abreisen?“

„Es eilt nicht, Marschall, jedenfalls vor den Engländern. Einstweilen genügt Canrobert. Haben Sie Nachrichten von der Donau, Drouin?“

„Sehr wichtige, Euer Majestät, ich erlaubte mir nur, dem Herrn Marschall Oberbefehlshaber den Vortritt zu lassen.“

„Geschwind, geschwind! Depeschen über Wien? Sie wissen, daß ich sie auf der Stelle erhalten will.“

„Beide sind seltsamer Weise wieder zusammen eingetroffen, also offenbar in Oesterreich verspätet worden. Ich habe unsern Gesandten darüber bereits geschrieben, aber er behauptet, daß es außer seiner Macht stehe.“

„Der Inhalt?“

„Ein russisches Corps ist unterhalb Hirsova über die Donau gegangen und hat die türkischen Schanzen erobert. Am 23. sollte die Belagerung gegen Hirsova beginnen. Fürst Gortschakoff hat auf die Verschanzungen von Matschin ein starkes Feuer eröffnet und sucht offenbar den Übergang bei Braila zu erzwingen; ebenso General Lüders bei Galacz und General Uschakoff von Ismaël aus nach Tultscha.“

„Ah, da haben wir den vollständigen Operationsplan, den Gortschakoff in der langen Ruhe vorbereitet hat.“ Er beugte sich über eine vor ihm liegende Karte. „Matschin, Isaktscha, Tultscha und Hirsova—sie müssen nach unsern Berichten von ihrer Stärke in ein Paar Tagen genommen werden und damit ist Babadagh und die obere Dobrudscha in den russischen Händen. Es handelt sich offenbar um eine Operation ihres linken Flügels gegen Varna, als den Schlüssel zu Rumelien. Aber es wird seine Schwierigkeiten haben ohne die Unterstützung der Flotte.“

„Es ist unmöglich, Sire, ohne den Besitz von Silistria.“

„Richtig, Marschall—der Muschir kann sonst über ihre Flanke herfallen. Doch der Fürst ist ein Taktiker und wir werden sicher in den nächsten Tagen von einem weitem Übergang oberhalb Silistria hören, das man alsdann von drei Seiten umschließen kann.“ Er verweilte einige Augenblicke über der Karte. „Jedenfalls ist der Augenblick zum Einschreiten gekommen. Wir müssen auf dem Platz sein und die Macht haben, die Ereignisse nach unserm Willen zu lenken. Die Türken dürfen geschlagen, aber nicht besiegt werden und die Balkanlinie muß unberührt bleiben, sonst haben die Österreicher Veranlassung und Gelegenheit, sich einzudrängen.“

„Silistria wird sich nicht halten können, Sire.“

„Das ist gleichgültig, wenn es nur so lange geschieht, bis unsere Truppen in Varna stehen. Wir müssen einige zuverlässige Offiziere in Silistria haben, Sie werden die nöthigen Befehle geben, Marschall. Vaillant wird mir morgen Vormittag nach dem Conseil über die Etappen berichten. Alle Maßregeln müssen beschleunigt werden.“

„Euer Majestät erlauben mir die Bemerkung,“ sagte der Minister des Auswärtigen, „daß bei alle dem doch wohl erst der officielle Schritt der Erklärung voran geschehen muß.“

„Erinnern Sie sich, Herr, wie mein Oheim, der Kaiser, gegen Österreich verfahren ist. Das ist hier aber nicht einmal nöthig und wir können vor Europa vollständig alle Formen wahren. Wir haben volle Zeit. Der Beschluß wird morgen im Conseil gefaßt und Fould meine Instructionen erhalten, um sie am Abend im Senat und der Legislative vorzulegen. Es ist mein Wunsch, daß wir den Engländern damit nicht zuvor kommen. Das Nöthige ist hier und in London vorbereitet und der Telegraph kann uns über die Stunde verständigen.“

„Die griechische Regierung hat auf das Ultimatum eine ausweichende und ungenügende Erwiderung gegeben.“

„Das wird uns Gelegenheit geben zu einer Etappe im Pyräus. Das Weitere mögen die Briten von Corfu aus thun. Auf Wiedersehen, meine Herren.“

Die beiden Minister zogen sich durch die große Thür zurück.

Der Zurückbleibende ging einige Minuten in dem Kabinet auf und ab, die Hände auf dem Rücken gefalten. Dann trat er zu einem Bilde Napoleon's des Ersten, das über der Bergère an der Wand zwischen der zweiten und dritten Thür hing und betrachtete es längere Zeit. Die großen durchdringenden Augen des berühmten Herrschers und Kriegers, des Siegers in so vielen Schlachten und drei Welttheilen, blickten starr und ehern auf ihn nieder.

„Seit 1815 zum ersten Male,“ sagte der Bewohner des Zimmers langsam vor sich hin. „Die Zeit naht ihrer Erfüllung und die Demüthigung von Moskau wie die Verzögerung meiner Anerkennung werden ihre Sühne finden. Ehe zwei Jahre vergehen, wird der Thron der Napoleoniden wieder der gefürchtetste Europa's sein. Das genügt, denn die Erfahrung hat uns das Erreichbare gelehrt.—Vetter Nicolaus,“—ein leiser Hohn spielte um seinen Mund—„nicht Rußland oder Frankreich—ihre Interessen liegen zusammen!—sondern ich oder Du!“

Er trat rasch zu der zweiten Thür, hob den Vorhang und öffnete sie. In einiger Entfernung in dem Corridor, auf den sie führte, stand ein Kammerdiener in Escapins. „André—führen Sie die beiden Herren zu mir in's Kabinet!“

Einige Augenblicke darauf traten zwei elegant in Schwarz gekleidete Männer ein, der Eine mit spitzig hervorspringender Stirn, etwas vorstehendem Mund und scharfen grauen Augen, der Zweite von einem gewissen Embonpoint mit ähnlichen den geübten Financier verrathenden Kennzeichen und orientalischem Schnitt—Baron Riepéra, dem wir bereits in Paris und Wien begegnet sind. Drei tiefe und ehrerbietige Verbeugungen erfolgten, dann erwarteten sie schweigend die Anrede.

„Meine Herren,“ sagte nach einer Pause der Empfangende, „die Finanzoperation, die Sie mir vorgeschlagen, ist zu meiner vollen Zufriedenheit ausgeschlagen. Ich danke Ihnen.“

Wiederum Verbeugungen.

„Während Herr von Rothschild Umstände machte mit der Anleihe von 250 Millionen, gab Ihr Memoir der Regierung den sinnreichen Plan in die Hand, die Summe durch Nationalsubscription—was man sonst nur im Fall einer Finanznoth des Staates thut—aufzubringen, und den Zeichnungen bis zu zehn Franken Rente einen bedeutenden Antheil zu sichern. Ich habe sofort neben den Nachtheilen auch die Vorthelle dieses Vorschlags erkannt. Nicht mehr die Banquiers, sondern die Nation bis in die untersten Schichten ist durch diese Zeichnung an dem steigenden und fallenden Werth der Rente an der Börse theiligt. Die Anleihen der Staaten bei den Financiers machen die Fürsten entweder zu ihren Commis oder im Fall einer gewaltsamen Maßregel zu Räubern; die Anleihe bei Allen aber immer das Volk zum blinden Anhänger und Vertheidiger der Regierung.“

„Euer Majestät erlaubten wir uns eine hohe Ziffer zu versprechen.“

„Sie haben sich nicht getäuscht, Herr Bineau hat mir heut Morgen die letzten Berichte aus den Departements vorgelegt, und die Gesamtsumme beträgt 469 Millionen, trotz der kurzen Frist. Rechnen wir auch hierauf die 20 Millionen, die Rothschild, die 30 Millionen, die Ihr *Crédit mobilier* gezeichnet, die 25 Millionen der Bank von Frankreich und die 5 Millionen Sina's ab, so bleiben immer noch 389 Millionen in kleinen Zeichnungen, also 139 mehr als ich haben will.“

„Euer Majestät werden sich erinnern, daß hierin gerade der weitere Vortheil liegt.“

„Allerdings, und Das ist der Punkt, wo sich unsere Operationen und unsere Interessen berühren. Sie sagen richtig, daß die Nation die einmal gezeichneten Summen nur sehr ungern wieder der Speculation entziehen und dafür jede andere günstige Gelegenheit benutzen würde.“

„Wir sind dessen gewiß, Sire. Durch die Bewilligung der von uns erbetenen Concessionen für den *Crédit mobilier* erhält unser Unternehmen erst seine wahre Bedeutung. Die Actien, die augenblicklich nur neun Franken über pari stehen, werden einen bedeutenden Cours erreichen und uns so leicht kolossale

Kapitalien zufließen lassen, daß wir jeder späteren Anforderung der Regierung werden genügen können.“

Der hohe Herr lächelte unwillkürlich über die jüdische Bestechung.

„Die Disposition über Ihre Kasse,“ sagte er, „ist bei der Genehmigung des *Crédits* weniger meine Tendenz gewesen. Ihr Memoir nennt vielmehr ganz richtig die Betheiligung des Volkes an den Börsenspeculationen eine Sicherung der Regierungen in dieser umwälzungslustigen Zeit. Sagen Sie mir aufrichtig, Baron Riepéra, war der Gedanke aus Ihrem Kopfe entsprungen?“

„Euer Majestät wissen bereits, daß er das Eigenthum und die Absicht der revolutionären Propaganda ist, mit welcher sie den Gewinn sichern und den allgemeinen Bankerutt, also den Umsturz Europa's in ihre Hand bringen wollte.“

„Ich weiß—und Sie haben mir denselben Plan vorgelegt, um im Gegensatz die Ruhe Europa's und die Consistenz der Throne an meine Person und an die Erhaltung des Friedens fesseln zu können, nachdem Beide durch den gegenwärtigen Krieg die einflußreichste Stellung gewonnen. Aber ich möchte wissen, ob der Gedanke selbst zuerst von Ihnen ausgegangen ist?“

Der Finanzmann war schlau genug, das Gefährliche der Frage einzusehen.

„Die erste Anregung, Sire, gab ein italienischer Abbé—die finanzielle Ausarbeitung der Idee war mein Werk.“

„Das dachte ich mir—nur ein italienischer Pfaffe konnte eine so furchtbare Idee aushecken, und sie wird zur socialen Sündfluth werden, indem sie sich mit der jüdischen Speculation verbindet. Genug davon, Herr Baron. Ich habe Ihnen den Werth gezeigt, den ich auf Ihre Enthüllungen lege, indem ich Ihrem Verwandten, Herrn Pereira, sofort die Concession des *Crédit mobilier* ertheilt habe. Ich zweifle nicht an dessen Zukunft, aber merken Sie sich, ich will, daß diese Umwälzung der europäischen Credit-Verhältnisse meinem Hause dienstbar bleibe, oder diese Hand, die ihr die Lebenskraft gegeben, wird sie auch zu erdrücken vermögen. Sie haben, wie ich höre, heute Ihre Zahlungseinstellung angekündigt?“

„Ja, Sire—ich beschränke mich von jetzt ab auf eine anonyme Theilnahme an der Leitung des *Crédit mobilier*.“

„Wie hoch beläuft sich Ihr Manquement?“

„Nur drei Millionen, Sire.“

„Und wie viel verlieren die geheimen Gesellschaften dabei?“

„1,800,000 Franken, Sire.“

„Wie hoch rechnen Sie das Vermögen derselben?“

„Nach den durch meine Hände gegangenen Summen auf höchstens drei bis vier Millionen.“

„Indem man ihnen also die Operationen und den Einfluß an der Börse durch Ihren Bankerutt aus der Hand nimmt, wird jener Schlag ein sehr empfindlicher für die Propaganda sein?“

„Ja, Sire, denn die Beiträge fließen mit jedem Jahre spärlicher und ihre Hauptkraft war jetzt gerade die Speculation an der Börse.“

„Aber sie wird andere Vermittelungen dafür finden?“

„Mit Eurer Majestät Unterstützung,“ sagte der Jüngere der beiden Financiers, „wird der *Crédit mobilier* Alles überflügeln. Von der unmittelbaren Einwirkung in Paris entfernt, wird ihre Kraft gebrochen sein und bei den Nachweisungen, die mein Vetter mir gegeben, wird es mir leicht werden, der Kasse der geheimen Verbindungen Schlag auf Schlag beizubringen.“

„Das wird Ihre Sache bleiben, Herr Pereire. Die erbetene Eisenbahn-Concession soll bewilligt werden.“—Der Redner wandte sich wieder zu dem Älteren:

„Wollen Sie mir aufrichtig sagen, Herr Baron, was Sie zu dieser Sinnesänderung, zu dem Entschluß gebracht hat, der Regierung jene Vorschläge und Entdeckungen zu machen?“

„Sire—eine große Nervenerschütterung—ein furchtbarer Schrecken, den ich noch nicht überwinden kann. Lassen Euer Majestät über die Spezialitäten mich schweigen.“

„Aber fürchten Sie nicht, daß diese Revolutions-Gesellschaften Sie im Geheimen für den Austritt strafen, sich an Ihrer Person rächen werden?“

„Der Boden, auf dem ich stand, Sire, war bereits eine Mine, die jeden Augenblick in die Luft springen konnte. Jener Vorgang, auf den ich angespielt, zeigte mir, was ich zu erwarten hatte. Ich hielt Euer Majestät für den einzigen Mann in Europa, der siegreich den Kampf mit dieser verborgenen Macht führen könnte, und wollte lieber unter Euer Majestät Schutz mich begeben, als länger jene Lage ertragen. Meine Maßregeln sind getroffen—indem ich Ihr Kabinet, Sire, verlasse, werde ich für alle Welt ein unsichtbarer Mann für ein oder zwei Jahre, bis ich glaube, mit Sicherheit für mein Leben mich wieder zeigen zu können. Man wird mich nach Amerika entwichen glauben und dort vergeblich suchen.“

„Im Interesse Ihrer Sicherheit würde es gut gewesen sein, wenn Sie möglichst vollständige Angaben über diese sogenannten *Unsichtbaren* und ihre geheimen Zusammenkünfte gemacht hätten. Die Notizen, die Sie mir darüber haben zukommen lassen, sind jedoch sehr unvollständig, namentlich in Betreff des Ortes.“

„Sire—es ist Alles, was ich weiß—da ich nur einen sehr untergeordneten Grad hatte und allein für die finanziellen Operationen benutzt wurde, kann ich nicht mehr sagen. Die Mitglieder meines Grades wurden unter ganz besonderen Vorsichtsmaßregeln an den Versammlungsort des Rathes geführt, und ich weiß nur, daß er sich in der Nähe der Seine befindet.“

„Gut; zum Glück bin ich im Besitz anderer Materialien. Leben Sie wohl, Herr Baron—ich glaube, die Zeit, in welcher Sie aus Amerika zurückkehren dürfen, wird nicht so fern sein.“

Eine leichte Verneigung des Kopfes zeigte den Beiden, daß die Audienz zu Ende; sie zogen sich unter Verbeugungen zu der Thür zurück, durch die sie eingetreten, und verließen das Gemach.

Wiederum verging eine Pause in ernstem scharfem Nachdenken, dann legte der Gebieter den Finger auf die Feder einer Glocke und ein scharfer durchdringender Silberton erklang. Der dienstthuende Adjutant trat sofort durch die große Thür in das Kabinet.

„Ist Persigny da, lieber Graf?“

„Zu Eurer Majestät Befehl. Der Herr Minister wartet seit einer halben Stunde und überbringt eine wichtige Nachricht, wie er mir sagt.“

„Sie hätten mir das gewöhnliche Zeichen geben sollen; lassen Sie den Grafen eintreten, Rognet.“

Der Minister des Innern—jener Günstling und Anhänger des neuen Gestirns der Napoleoniden schon bei seinem ersten verunglückten Aufflug—der Gesandte von 48 in Berlin—der Graf aus Recompense—trat in das Kabinet. Das feine elegante etwas spitze Gesicht und die zierliche Figur paßte zu seiner Haltung. Dennoch schien die diplomatische Ruhe des Staatsmannes etwas aus dem gewöhnlichen Gleis. „Was hast Du, Persigny?“

Der Gebieter, der überhaupt für Jugenderinnerungen sehr empfänglich ist, pflegt ihn in vertrauten Stunden oft ziemlich cordial zu behandeln.

„Sire—der Telegraph meldet, daß der Herzog von Parma heute Nachmittag beim Austritt aus seinem Palast ermordet worden ist.“

„Ein Bourbon!“

Der Ausdruck war fast unwillkürlich den Lippen entschlüpft.

„Sire es ist ein politischer Meuchelmord, offenbar ein Werk der revolutionären Propaganda. Der Mörder ist entkommen und unbekannt.“

Er blickte ihn wie fragend an. Der Minister verstand seine Gedanken.

„Der Dolch, der sich an den legitimistischen Bourbonen gewagt, kann sich auch an den absoluten Napoleoniden wagen.“

„Du hast Recht, Persigny, und der Sache muß ein Ende gemacht werden. Das Schwert und das Scepter meines großen Oheims soll regieren über Europa, nicht der Dolch alberner Republikaner. Sorge dafür, daß morgen im Moniteur die That mit den schwärzesten Farben gebrandmarkt wird. Ich bin entschlossen, und noch heute soll der erste Streich fallen.“

„Meine Vorbereitungen sind getroffen.“

„Wohl—so breche ich denn vollständig mit der Revolution und der Vergangenheit. Sie oder ich, nur Einer darf herrschen. Ich habe dieses Netz geheimer Intriguen, das man seit zwei Jahren um mich gesponnen, von Anfang an durchschaut und wie Gregor VII. will ich die Krücken zu Boden werfen, denn ich kann allein stehen. Die Propaganda glaubte ein williges Werkzeug an mir zu finden, dessen Gängelband in ihren Händen blieb, aber sie hat sich getäuscht und wird ihren Herrn erkennen. Mein Oheim hat bloß die französische Revolution von 1793 zu Boden geworfen—ich werde der Revolution von ganz Europa den Maulkorb anlegen.“

„Wir haben mancherlei Vortheile aus diesem Gespenst der Staaten gezogen, Sire.“

„Das haben wir, Graf, gewiß, aber die Stunde des Bruchs mußte kommen. Der Thron Napoleons kann nicht von der Geneigtheit demokratischer Fanatiker oder Speculanten abhängen. Ich habe sehr wohl begriffen, warum man mich in dieser orientalischen Krisis so schlau unterstützt, oder vielmehr, warum man von allen Seiten den Krieg herangedrängt hat. Hätte er nicht meinen eigenen Zwecken und Wünschen entsprochen, alle ihre Künste und Avancen sollten wenig genützt haben. Jetzt werfe ich die Maske ab und will die Bewegung in meiner Hand concentriren.“

„Euer Majestät wissen, daß ein großer Theil des Heeres, namentlich in Algerien republikanische Gesinnungen hegt, und daß viele unserer besten und beliebtesten Führer diese bei der Wahl offen bekundeten. General Pelissier...“

„Pelissier wird thun, was ich ihm befehle. Eben indem ich der Armee Schlachtfelder, Ruhm und Rache biete, wird sie imperialistisch sein mit jedem Blutstropfen. Die französische Armee gehört dem Namen Napoleon. Du bist kein Soldat, Persigny, und begreifst das nicht. Bédeau, Lamoricière und Cavaignac haben mir ihre Degen anbieten lassen für den Krieg, aber ich brauche und will sie nicht, ich verzeihe nie; das Frankreich unter mir soll seine eigenen Marschälle ziehen. Ich halte in meiner Hand jetzt schon den Credit Europa's, diese mächtige Waffe des künftigen Friedens. Ich werde die Sieger des Hauses Napoleon demüthigen, und den einzigen Mann in Europa, dessen Stolz und Energie ich achte, bedauern lassen, daß er Ludwig Napoleon beleidigt und ihm sich in den Weg gestellt hat!“

Es war das erste Mal, daß dieser verschlossene Charakter selbst gegen seinen Vertrauten so offen sich aussprach, und der Graf fühlte die Gefahr des Terrains.

„Der Kaiser von Rußland, Sire,“ sagte er, „dürfte es jetzt schon vielfach bereut haben, daß er Ihnen die Anerkennung Anfangs verweigerte. Die geheimen Anerbietungen in Betreff der türkischen Frage sind Beweise dafür.“

„Sie vergessen, Graf, wann sie gemacht wurden, und das ist eben der Umstand. Durch die Spione jener Propaganda mußte ich die erste Nachricht von den Unterredungen erfahren, die der Czar mit Lord Seymour gehalten und die das englische Ministerium jetzt in dem blauen Buche vor Europa veröffentlicht hat. Dies Übergehen Frankreichs oder vielmehr Napoleon's war eine neue Beleidigung. Ich weiß, der Czar haßt mich und nennt mich einen Avantürer. Das kann ich selbst thun—aber kein Anderer! Erst als die britischen Füchse ihn abgewiesen, kam Nesselrode uns mit seinen Plänen. Sagen Sie, Graf, wie nimmt man in Deutschland die Enthüllungen auf, die der *Moniteur* und das *Journal de l'Empire* über die neue Auflage des Vertrages von Tilsit gemacht haben?“

„Sire, die Zeit zu Äußerungen ist noch zu kurz—die Artikel erschienen erst vor drei Tagen.“

„Ich denke, man wird sich endlich jenseits des Rheines überzeugen, was man von der russischen Freundschaft zu erwarten hat. Dieses Preußen ist blind und störrisch, wie sein Adel. Ich will keine Eroberungen, aber so lange diese sogenannte heilige Allianz besteht, bleibt sie eine Bedrohung der napoleonischen Herrschaft. Der Tag, an dem ich hier in Paris in meinen Tuilerieen ein neues Bündniß an ihre Stelle setze, wird der erste meiner wahren Herrschaft sein.“

„Der Tag wird kommen, Sire.“

„Ich weiß es, Graf—über die Schlachtfelder am Schwarzen Meere dämmert er bereits. Lassen Sie Moustier in Berlin genau auf die öffentliche Stimmung merken und verkehren Sie über die Presse direkt mit ihm.—Haben Sie die Nachweisungen, die ich Ihnen gab, mit den Ermittlungen Pietri's genau verglichen?“

„Es ist heute Mittag mit den beiden Präfekten und Herrn Collet-Meygret ausführlich conferirt worden. Wir glauben des Platzes ziemlich sicher zu sein und unsere Agenten bewachen ihn. Der Schlag kann, wie gesagt, jeden Augenblick fallen.“

Der Gebieter sah zur Uhr über dem Kamin.

„In einer Stunde also—ich müßte mich sehr irren, wenn nach dem Bankerutt Riepéra's und der Nachricht aus Parma nicht heute noch eine Sitzung stattfinden sollte. Sind die Befehle an die Departements ertheilt?—Lassen Sie besonders Lyon im Auge halten.“

„Sämtliche uns bereits bekannte Verbindungen, Sire, die Marianne, die Militante, der junge Berg und die Joseffiten sind möglichst genau überwacht—es fehlt uns Nichts, als ihr Zusammenhang.“

„Wir werden ihn heute finden. Sobald die Verhaftungen erfolgt sind, lassen Sie mir durch Haußmann oder Pietri Bericht erstatten.“

Der Minister verbeugte sich.

Die Bagdanoff hatte in der großen Oper getanzt, die schöne russische Sylphide, die später den Muth bewies, dem französischen Kaiser gegenüber ihre Theilnahme an dem Siegesfest über ihr Vaterland zu verweigern. Das leichtherzige Volk der Künstler beunruhigte sich nicht über den drohenden Kriegssturm—sie blieben in Paris und Petersburg, denn sie wußten, daß Paris und Petersburg, die Üppigkeit und das Raffinement, bald wieder einander bedürfen würde, daß

Rußland seine Grenzen gegen die Bedürfnisse der Völker, aber nicht für die Schwelgerei der Reichen auf die Dauer verschließen kann.

Aus dem Foyer traten zwei Männer Arm in Arm und gingen plaudernd durch das Gedränge der Billethändler, der Ausrufer und Zeitungsverkäufer dem Boulevard des Italiens zu. Der Eine trug die Colonel-Uniform der Zuaven, der Andere Civil. „Kaufen Sie, Messieurs, *les Gardes de la Porte*, mit schönen Illustrationen, ein Sou das Stück!“

Der junge Mann in Civil lachte.

„Kaufen Sie, Vicomte, um mit unserer Literatur au fait zu sein. Das nichts-würdigste und lächerlichste Pamphlet auf den Kaiser Nicolaus. Ich wette, der Bursche, wenn Sie ihn fragen, hat auch die Revision der Karte von Europa, obschon die Polizei sie angeblich confiscirt hat.“

„Ich sehe, Sazé, Sie stehen bereits wieder vollkommen in der Tagesgeschichte, obschon Sie erst seit drei Tagen aus Poitou zurückgekehrt sind.“

„Ei, mein Lieber,“ plauderte der fröhliche Lebemann, „wozu hat man die Zeitungen, die Correspondenz und seine Freunde? Sie können denken, daß ich ein eifriger Correspondent geworden bin und der Post viel eingebracht habe, um den abscheulich langen Herbst und Winter todt zu machen, den ich im Schloß meiner alten Tante zubringen mußte. Verwandtschaftsrücksichten, mein Bester, Verwandte hat leider jeder Mensch! Zum Glück war es meine letzte und ich kann nun ungehindert thun, was mir beliebt, in die Diplomatie oder in's Militair treten, kurz, ein Mann des Staates werden, was die legitimistischen Grillen der Verstorbenen, von der leider meine besten Aussichten abhingen, mir bisher verschlossen. Ah, Colonel!—ich gratulire bei der Gelegenheit zum Avancement—wenn Madame la Marquise geahnet hätten, wozu der letzte Sprößling der Sazé's unterdeß all' seine viele Zeit verwandt hat, wie er in den durch das Bourgeoisiregiment und das neue Kaiserthum entweihten Tuilerieen Hof gemacht, dem Advokatenadel, der Börsenaristokratie und der Judennoblesse viele seiner schönsten Abende und Salonstudien zu danken hat—auf Ehre, Vicomte, die alte Dame hätte mich zu all' ihrem langweiligen Predigten noch gänzlich enterbt.“

Méricourt—denn der wackere und hochherzige Geliebte der schönen Fürstin Oczakoff, die wir so lange aus den Augen verloren haben, war der Begleiter des Marquis, lächelte ernst.

„Die Verbannung von Paris hat Sie wenig verändert, obschon ich glaubte, daß pariser Luft Ihnen so nothwendig zum Leben wäre, wie dem Fisch das Wasser.“

„Da haben Sie Unrecht, Vicomte, ich bin nicht ein einziges Mal während der ganzen Zeit in Paris gewesen, sondern habe alle Landkränzchen und Bälle der Provinz mitgemacht, wie ein geborener Krautjunker. Sie sehen ja auch aus meinen Plänen, daß ich Paris missen will und in die Fremde gehen. Im Vertrauen kann ich Ihnen freilich sagen, es geschieht, weil nach meinem Arrangement von dem Erbe meiner Tante, das wegen der leidigen wohlthätigen Legate viel geringer ist, als ich und meine Gläubiger erwarteten, mir nicht so viel übrig bleibt, um das Leben in der frühern Weise hier fortführen zu können.“

„Werden Sie Soldat, Sazé, Sie dienten ja bereits in ihrer frühern Jugend.“

„Gewiß, mein Lieber; ein oder zwei Jahre, ich weiß nicht mehr—man muß seine Pflichten gegen das liebe Vaterland erfüllen. Auch hat ein Bekannter im Bureau des Kriegsministers mir bereits das Patent als Lieutenant und zur Dienstleistung beim Stabe des Prinzen, der die 3. Division commandiren soll,

zugeschickt—ich habe aber Lust, es doch wieder zurückzugeben, und die diplomatische Carrière vorzuziehen.“

„Im Augenblick, wo der Krieg vor der Thür ist?“ sagte der Vicomte vorwurfsvoll.

„Ah, bah—ich glaube, Sie zweifeln nicht an meinem Muth, nur ist das Leben im Felde so—so—unfashionable und ich verspreche mir mehr Spaß von den diplomatischen Operationen in dieser Zeit. Mit den türkischen Harems möchte ich schon Bekanntschaft machen, wenn wir nur nicht mit den schmutzigen Russen zu thun hätten. Man wird die Handschuh' alle Augenblick wechseln müssen im Gefecht! A propos, Vicomte, haben Sie Nichts wieder von unserm kleinen durchgegangenen Duellanten gehört, der den Kamm so gewaltig blähte und dann spurlos verschwunden war?“

„Sie meinen den Fürsten Iwan?“ entgegnete der Colonel ernst. „Sie wissen, Marquis, daß kein Flecken auf seiner Ehre haftet und daß Herr von Kisseleff, der russische Gesandte, uns am Morgen offiziell unterrichtete, daß er den Fürsten davon abgehalten und zur Abreise als Courier nach Petersburg gezwungen habe.“

„Ja, ich weiß, und ich begriff damals nicht, warum Sie das heimliche Anerbieten jenes russischen Obersten, für den jungen Fürsten einzutreten, ablehnten und sich mit Entschuldigungen des Gesandten begnügten. Sie schießen so wundervoll, Vicomte, und hatten die beste Gelegenheit, sich da von dem widrigen Tatarengesicht Ihres Rivalen zu befreien, denn verliebt in die schöne Fürstin waren Sie doch.“

Der Colonel schwieg.

„Haben Sie Nichts wieder von der Dame und ihrem Bruder gehört?“ beharrte de Sazé.

„Fürst Iwan ist, wie ich aus den Zeitungen ersehen, in den Stab des Fürsten Menschikoff gesandt worden. Sein Name hat bereits ehrenvolle Erwähnung in der blutigen Schlacht von Oltenitza gefunden. Die Fürstin ist—wie ich von einem Attaché der Gesandtschaft hörte—gefährlich in Berlin erkrankt und dann auf ihre Güter in der Krimm zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit gebracht worden. Ein seltsames Ereigniß erinnerte mich daran, als ich vor einigen Tagen bei meiner Rückkehr von Algier in Marseille der Einschiffung der ersten Division beiwohnte.“

„Bitte, erzählen Sie, Vicomte!—Aber was, zum Teufel! verfolgt uns denn eigentlich für ein fremdes Subject? Ich habe das confiscirte Gesicht schon beim Austritt aus dem Theater bemerkt, wie es mich aus der Menge der Flaneurs mit den Augen eines Wolfes anstarrte.“

Der Colonel sah sich um. In der Entfernung von etwa dreißig oder vierzig Schritt schlich mit auffallender Beharrlichkeit ein Mann hinter ihnen d'rein von finstern verdächtigem Aussehen. Seine Kleidung war die eines Commissaires, das Gesicht eingefallen, hohl, so weit es die Entfernung und die Gasflammen zu erkennen erlaubten—und von einem dichten Bart zur Hälfte bedeckt.

„Vielleicht irgend ein Vagabond oder Bettler,“ sagte der Vicomte, „Paris wimmelt davon. Aber die Zeit ist noch zu früh, kaum eilf Uhr und der Boulevard zu belebt für solche Nachtvögel.“

„Also Ihre Geschichte, Colonel!“

„Ich habe bereits erwähnt, daß ich bei dem ersten Einschiffen der Truppen zugegen war, denn zu der Division des Generals Canrobert wird auch das 3. Zuaven-Regiment gehören, dem ich mich von der Garde habe zum activen

Dienst attachiren lassen und folgen werde, sobald ich hier meine Functionen beendet. Bei dem Gedränge der Einschiffung gerieth ich plötzlich mit einer jungen hübschen Marketenderin zusammen, die meine Hilfe in Anspruch nahm, weil, wie sie naiv sagte, ihr Bruder auch jetzt bei den Zuaven stände. Das wäre nun kein besonderes Abenteuer, denn Sie wissen, Marquis, mit welcher Nonchalance unsere braven Mädchen aus dem Felde mit Offizieren und Soldaten umzuspringen pflegen. Aber was mich dabei reizte, war das Aussehen ihres Begleiters, der in irgend eine zusammengesetzte Uniform, wie sie der Trödel bietet, gesteckt war und nur dazu zu dienen schien, das Gepäck der Kleinen zu bewachen, ohne ihr im Geringsten sonst an die Hand zu gehen, während sie mit einer auffallenden Sorgfalt jeden Augenblick nach ihm umschaute. Der Bursche war jung, aber hager und bleich, dabei aber so hübsch, ja schön, wie Fürst Iwan Oczakoff, mit dem er eine so auffallende Ähnlichkeit hatte, daß dies eben meine Blicke gefesselt hielt. Wären die starren todten Augen nicht gewesen, so hätte man die Ähnlichkeit für erschreckend halten können.“

„Der Zufall treibt oft sein merkwürdiges Spiel.“

„Das schien auch hier der Fall. Der arme Junge war blödsinnig oder wahnwitzig, ich weiß nicht was. Seine einzige Antwort, als ich ihm befahl, das Gepäck aufzunehmen und ihn die Soldaten hin und her stießen, war der immer wiederholte Refrain: *Eilf Uhr—die Bahn geht ab!* und ein Lachen, das sogleich mir seinen Zustand verrieth, auch wenn die kleine Marketenderin nicht hinzugesprungen wäre und mir gesagt hätte, ihr armer Vetter sei geistesschwach und sie Sorge für ihn. Ich gab der Kleinen meine Karte, notirte mir ihren Namen, Nini Bourdon, und empfahl ihr, mich später in Gallipoli aufzusuchen, wenn ich ihr gefällig sein könne.“

Die Freunde setzten plaudernd ihren Weg fort, das Wetter war schön und der Marquis begleitete den Freund eine Strecke auf dem Wege zu seiner Wohnung, die, wie wir aus dem ersten Theil unseres Buches wissen, jenseits der Seine lag. Sie waren über den Platz de la Concorde und bis zum Cours la Reine am Quai gekommen, auf welchem später die Nebengebäude des Industrie-Palastes erbaut wurden. Der Colonel trat in einen der Läden, um sich eine nothwendige Kleinigkeit zu kaufen, während der Marquis langsam auf den breiten Quadern am Fluß hinschlenderte. Der Ort war jetzt verhältnißmäßig einsam, wenn man dies in Paris so nennen kann, wo es zu keiner Stunde der Nacht an Flaneurs auf den Boulevards und Quais fehlt. Méricourt verweilte einige Augenblicke länger in dem Magazin, und als er sich nach dem Freunde umsah, konnte er ihn im ersten Augenblick nicht bemerken, bis, weiter gehend, der Schall von Stimmen ihn aufmerksam machte.

Im Licht der Gasflammen bemerkte er den Marquis und dicht vor ihm, mit wilden Gesten zu ihm sprechend, den Fremden, der ihnen von der Oper her über die Boulevards gefolgt war.

Der Colonel beeilte seine Schritte, denn die Sprache des Fremden klang rauh und drohend, obschon er die Worte noch nicht verstehen konnte.

Er mochte etwa noch dreißig Schritte von der Gruppe entfernt sein und bemerkte, daß außer ihm noch andere Vorübergehende aufmerksam geworden, als er sah, daß der Unbekannte sich auf seinen Freund stürzte und ihn mit wilder Erbitterung an der Brust faßte und schüttelte. Zugleich hörte er die Worte: „Sie sind sein Mörder, Herr; Ihr Blut für das seine!“

Im Nu war der Colonel an der Seite des Freundes, aber er kam zu spät, um eine unglückliche That zu hindern. Alfred de Sazé war von schlanker Gestalt, verbarg aber unter dem schwächtigen Äußern eine starke Muskelkraft. Im er-

sten Augenblick wankte er unter dem Angriff des Rasenden, dann aber hatte er ihn rasch an den Hüften gefaßt und schleuderte ihn mit Gewalt von sich. Der Unglückliche taumelte zurück, schlug an das Gitter, das den Quai zur Seine hin abschließt, und von der gewaltigen Schwingung des Wurfs die Balance verlierend, rückwärts über die obere Stange des Gitters, und ehe die umherfassende Hand einen Halt zu ergreifen vermochte, in die Tiefe.

Ein lauter Schrei ertönte von mehreren Lippen, denn verschiedene Personen, durch den raschen heftigen Wortwechsel herbeigelockt, hatten die That mit angesehen.

Alles stürzte zu den Gittern.

„Um Gotteswillen, de Sazé, was gab es? was ist geschehen?“

Der Marquis stand bleich, zitternd, odemlos, sein Gilet und seine Cravatte zerrissen von dem Griff des Fremden.—„Ich weiß nicht—ich verstehe es selbst nicht—retten Sie den Menschen, es ist ein Wahnsinniger!“

Er sprang an den Rand des Stromes, an die Unglücksstelle, an der bereits das Publikum mit dem Rufe: „Ein Mord! haltet den Mörder!“ sich drängte.

„Er ist auf den Kahn gestürzt!“ rief eine Stimme.

So war es in der That, aber wie sich erwies, zum Unglück des Mannes. Dicht unter dem Quai lag eines der größeren Seineschiffe; der Stürzende war auf das Bugspriet desselben geschlagen, jedoch so unglücklich, daß er mit dem Hinterkopf auf die Schaufel eines Ankers traf. Als die von dem Tumult herbeigerufenen Schiffer ihn aufhoben und über die schwankende Bohlenbrücke auf den Quai trugen, zuckten die Glieder bereits im Todeskampf, die Augen rollten wild, ein Strom von Blut ergoß sich aus dem Munde und wenige Augenblicke darauf war der Unbekannte eine Leiche. Im hellen Licht der Gaslaternen lag dieselbe auf den Quadern des Quais, umdrängt von der Menge; der Colonel untersuchte den Puls des Unglücklichen und bat einige Umstehende, ärztliche Hilfe zu holen—der Marquis starrte regungslos, verwirrt auf das bleiche Todtenantlitz.

Der Offizier erhob sich endlich.—„Jede Hilfe ist vergebens, der Mann ist todt. Es ist ein Unglück, Sazé, aber Sie sind außer Schuld.“

Ein Polizei-Agent drängte sich heran.—„Man bezeichnet Sie mir als den, welcher diesen Mann im Streit in die Seine gestürzt. Ich verhafte Sie und Sie werden mir folgen.“

Der Colonel entfernte ruhig die Hand des Agenten von dem Arm seines Freundes.—„Menagiren Sie sich, mein Herr. Sie sehen, daß ich Stabs-Offizier bin und dieser Herr ist gleichfalls Offizier, wenn er in diesem Augenblick auch nicht Uniform trägt. Er wurde von dem Manne angefallen und thätlich beleidigt, hatte also das volle Recht, ihn zu tödten. Sie werden im Publikum leicht die Zeugen finden, einstweilen sind hier unsere Karten: Colonel Vicomte de Méricourt und Lieutenant Marquis de Sazé.—Wollen Sie mir morgen weitere Nachricht geben über den Verunglückten, so werden Sie mich verpflichten; einstweilen haben wir hier Nichts weiter zu schaffen. Kommen Sie, de Sazé.“

Er zog den Arm des Freundes durch den seinen und ihn aus dem Gedränge, den nächsten Nachtwagen anrufend, der sie schnell von dem unglücklichen Schauplatz hinwegführte.

„Der Mensch wollte Sie offenbar berauben, und doch kann ich die Worte nicht damit zusammen reimen, die ich hörte?“

Der Marquis hatte seine Fassung immer noch nicht wiedergewonnen und war auf das Heftigste angegriffen von dem unglücklichen Ausgang.—„Ich glaube nicht,“ sagte er hastig. „Hören Sie den Hergang. Sie hatten mich eben verlassen,“ erzählte er, „und ich näherte mich dem Trottoir am Strom, als ich hinter

mir rasch Schritte hörte. Ich glaubte zuerst, Sie wären es, und drehte mich um, erblickte aber zu meinem Staunen den Mann, der uns von der Oper aus lange verfolgt hatte und der jetzt rasch auf mich zustürzte mit den Worten: ›Endlich habe ich Dich gefunden—wo ist mein Herr, mein Bruder?—‹ Was wollen Sie von mir? ich kenne Sie nicht!—Dies war in der That wahr, und dennoch schwebt mir dies Gesicht dunkel vor, als hätte ich es bereits gesehen, ohne daß ich weiß, in welcher Verbindung. Seine Augen rollten wie im Wahnwitz. ›Du warst es, Du warst bei ihm an jenem Unglückstage; ich weiche nicht von Deinen Fersen, bis Du mir Rechenschaft gegeben über meinen Gebieter.‹—Ich glaubte, der Mensch sei verrückt, und wollte weiter gehen, da sprang er mir wie ein wildes Thier an die Kehle, und das Andere wissen Sie und—ich bin der Mörder eines Wehrlosen.“

Das überraschende Unglück schien den leichtsinnigen Dandy bis in's Innerste seiner Seele erschüttert zu haben.—„Ich kann dies Gesicht nicht los werden,“ wiederholte er schauernd, „und dennoch weiß ich nicht, wo es mir zufällig schon begegnet.“

„Sie werden sich vielleicht später dessen besser erinnern und die Untersuchung der Polizei über den Unglücklichen wird uns dabei unterstützen. Die Entscheidung Ihrer Wahl hat eine höhere Hand übernommen, denn es kann jetzt natürlich keine Rede von einer Rückgabe des Patenten sein; als Offizier kann man Sie nicht mit einer langwierigen bürgerlichen Untersuchung behelligen. Beruhigen Sie sich daher, denn Sie tragen an dem Geschehenen keine Schuld. Hier sind wir an Ihrer Wohnung, und wenn Sie erlauben, begleite ich Sie hinauf, um unsere nothwendigen Schritte für morgen noch zu besprechen.“

Der Marquis ließ sich willenlos geleiten; Méricourt blieb bis zum Morgen bei ihm.

In der Morgue, dieser letzten Stätte des Elends, der Verzweiflung und des Verbrechens von Paris, lag kalt und starr die Leiche Wassili's, des treuen Dieners des fürstlichen Geschwisterpaars. Die Polizei hatte bei ihm nur einen Brief in russischer Sprache gefunden, der die räthselhaften Worte enthielt: „Den letzten Bericht erhalten; fahre fort zu suchen und zu forschen und melde auch das Geringste eilig nach Sebastopol auf dem bekannten Wege über Berlin. Ein Wechsel liegt bei; spare kein Geld.“—Der Wechsel vom Banquierhause Stieglitz in Petersburg auf das legitimistische Bankhaus Leroy Chabrol in Paris und auf 2000 Franken lautend, lag bei—das Bankhaus hatte zwei Tage vorher jenen Bankerutt gemacht, der die Credite der Hauptstadt erschütterte.

Die Polizei ließ, nachdem alle weiteren Nachforschungen sich vergeblich erwiesen, den Leichnam des „so zufällig entdeckten russischen Spions“ begraben und Herr Moustier, der Gesandte Frankreichs in Preußen, erhielt den Wink, daß die Fäden einer feindlichen Spionage von Berlin aus geleitet würden und man daher kein Bedenken tragen dürfe, sich in ähnlicher Weise zu revangiren.

Der Leser folgt uns zur Schlußscene der ersten Abtheilung unseres Buches—in jene geheimnißvollen Räume, welche den Versammlungsort des „Bundes der Unsichtbaren“ bildeten.

Ein Jahr und ein Tag waren vergangen, seit die Scene darin eröffnet worden. Wiederum saßen um die rothbehangene, von Ampeln erleuchtete Tafel die geheimnißvollen Sechs in ihren rothen Capuchons—keine Zeit schien zwischen damals und jetzt zu liegen, und dennoch waren unterdeß die europäischen Ge-

schicke aus ihren Angeln gehoben, Ströme von Blut waren bereits geflossen und die Kriegsfurie drohte über ganz Europa.

Der schwere rothe Vorhang vor dem hintern Theil des Gemaches war geschlossen. Die Mitglieder des Rathes verkehrten bereits einige Zeit mit leiser Stimme und ordneten verschiedene Papiere, als der feine scharfe Anschlag einer Glocke sich hören ließ und gleich darauf aus den Falten des Vorhanges die kleine verwachsene Figur schlüpfte, welche wir bereits als eines der Mitglieder der „höchsten Gewalt“ haben kennen lernen.

Die Sechs erhoben sich; der Verwachsene dankte mit einer kurzen Verneigung und trat zu dem siebenten leeren Stuhl.

„Der Vorstand der Section VII. ist noch immer nicht zurückgekehrt,“ sagte die scharfe schrille Stimme mit italienischem Accent unter der Maske hervor; „ich werde seinen Platz einnehmen, meine Brüder und den Vorsitz der Verhandlung führen. Setzen Sie sich und lassen Sie uns rasch die Tagesgeschäfte erledigen. Wer vertritt in Stelle des Abwesenden den Bericht für *Petersburg und Warschau?*“

Das nächstsitzende Mitglied des Rathes erhob sich.—„Der Graf Lubomirski berichtet aus Volhynien, wo er sich gegenwärtig aufhält. Die Aussichten in Polen für eine Schilderhebung der Revolution sind in diesem Augenblick ungünstig. Oesterreich und Preußen sind vollkommen gerüstet und würden sie sofort bekämpfen. Selbst unter den polnischen Patrioten ziehen sich Viele zurück. Die Garden sollen in Polen einrücken, um das Corps des Generals Osten-Sacken zu ersetzen. Der Graf legt den kühnen Plan vor, Rußland die Hilfe der Propaganda gegen die Türkei und die Westmächte anzubieten, unter der Bedingung der späteren Herstellung einer großen slavisch-magyarischen Republik zwischen der Weichsel, der Moldau und der Donau. Die Ausführung würde 100,000 tapfere und kriegsgewohnte Soldaten dem Czaren zuführen und den Russen sofort den Weg nach Constantinopel öffnen.“

„Der Plan wird circuliren und Sie werden sämtlich ihre Meinung beifügen. Ich bin der Ansicht, daß bei den Gefahren, die ich später erörtern werde, der Versuch gemacht werden muß. Fahren Sie fort.“

„Der Graf begiebt sich nach Odessa und der Krimm, wo hauptsächlich die polnischen Regimenter stehen. Er glaubt unter diesen bedeutende Propaganda machen zu können. In Petersburg ist das Terrain überaus günstig. Man fühlt bereits, daß man sich in einen Krieg verwickelt, dem das Land noch nicht gewachsen ist. Der Eigensinn und die persönliche Kränkung, die der Tyrann erlitten, hat ihn verblindet. Zugleich macht sich der Drang nach liberalen Zugeständnissen überall geltend. Der Krieg wird Rußland gänzlich niederwerfen, wenn wir auf der Seite seiner Gegner bleiben.“

„Es handelt sich jetzt bereits darum, meine Herren, wer unser gefährlichster Feind ist, der Czar, oder Louis Napoleon. Ich werde dem Grafen selbst antworten. Berichten Sie rasch aus Berlin und Wien.“

Der Vorstand der Section „Deutschland und Schweiz“ erhob sich.—„Man hat die spanische Tänzerin genau beobachtet. In Berlin ist ihre Mission, was unsere Hauptzwecke anbetrifft, gänzlich mißlungen. Selbst der jüngere Adel und Offizierstand zeigt eine Hartnäckigkeit und ein starres Festhalten an den alten Ideen und Gewohnheiten, das einer gänzlichen Abschließung gleicht. Es tritt dies neuerdings in festem Zusammenhalten gegen die Eingriffe der Civilbehörden hervor. Wir werden einst einen harten Stand haben mit der preußischen Armee, doch hilft auf der andern Seite die immer mehr wieder hervortretende Absonderung des Adels vom Bürger. Die katholische Fraction in den Kammern

bereitet stets neue Zerwürfnisse und ihre Oppositionsgelüste verleiten sie selbst zur Vertheidigung communistischer und liberaler Fragen. Das arbeitet uns in die Hände. Man protegirt jetzt das Rheinland auf alle Weise zum Verdruß der älteren Provinzen.—Von den Anwerbungen aus der Armee und dem Volke für Freicorps ist wenig zu hoffen—nur was dort nicht fortkommen kann. Die Jugend ist zu abstrakt, zu wenig empfänglich und abenteuerlustig.—Dagegen sind wichtige Verbindungen angeknüpft, welche die diplomatischen Geheimnisse fortlaufend in unsere Hände legen werden. Man geht unvorsichtig zu Werke. Der Baron erstattet ausführlichen Bericht und verlangt dafür die versprochene Empfehlung seines Memoirs in England.“

„Und Wien?“

„Abbé Cavelli sendet nur den Finanzbericht. Unsere Operationen haben den besten Fortgang. Der Graf hat sich mit ihm in Verbindung gesetzt und jenen Plan mitgetheilt, in Folge dessen der Abbé bis auf den Eingang weiterer Befehle die politischen Agitationen eingestellt hat. Oberst Pisani befindet sich mit seiner Gattin augenblicklich wieder in Wien.“

„Italien werde ich selbst übernehmen,“ sagte der Vorsitzende, „da meine Nachrichten neuer sind, als der Bericht Mazzini's von Parma. Ferdinand Carl von Bourbon, genannt Herzog von Parma, ist heute Nachmittag unter dem Dolch der Unsern gefallen.“

Alle erhoben sich.—„So mögen alle Feinde der wahren Freiheit sterben!“

„Und der Tapfere?“ fragte eine Stimme.

„Die Anstalten scheinen vortrefflich, er ist glücklich entkommen.—Ich weiß die Sache vorläufig nur durch die Regierungs-Depesche. Doch zu Wichtigerem. Sie sind hier zusammen berufen, um über die höchsten Interessen des Bundes zu entscheiden. Sehen Sie!“

Er riß den Vorhang hinter sich auf—der Raum war leer.

„Ich habe die Verantwortlichkeit allein übernommen, wie Sie sich überzeugen, denn meine beiden Collegen in der höchsten Gewalt sind augenblicklich von Paris abwesend. Der Bund hat in den letzten Tagen einen schweren Verlust erlitten. Sie wissen, daß wir bereits im vorigen Jahre dem Baron Riepéra zu mißtrauen Veranlassung hatten, der unsere Geldangelegenheiten verwaltete. Es ist ihm gelungen, bei einem wichtigen Plan, der die ganze Zukunft der Verbindung enthielt, dem *Crédit mobilier*, einen seiner Verwandten unterzuschoben und, wie ich fürchte, die Sache uns geradezu aus den Händen zu spielen. Heute Morgen hat er, den Fall des legitimistischen Hauses Leroy Chabrol benutzend, seine Zahlungseinstellung erklärt und ist seitdem unsichtbar geworden. Die Kasse des Bundes verliert mindestens eine Million, die Verluste lassen sich noch nicht übersehen.“

„Tod dem Verräther!“ klangen die sechs Stimmen.

„Ich stimme dem bei—doch dieser Verräther ist schlau, er war gewarnt durch unsere Nachsicht und wird seine Maßregeln genommen haben. Unsere Agenten verfolgen ihn bereits. Doch, Brüder, das ist nicht das Wichtigste und die größte Gefahr, die dem Bunde droht. Louis Napoleon, der sich Kaiser der Franzosen nennt und es allein durch unsern Willen geworden ist, droht die leitenden Bande zu zerreißen, mit denen der Bund ihn bisher seinen Zwecken unterthan gemacht hat. Er ist ein Tyrann, schlimmer noch, als die auf dem Throne geborenen, und der Todfeind der Revolution, die ihn auf den Thron gehoben, weil er fürchtet, daß sie ihn wieder herabstürzen kann. Er ist schlau und kühn und hat unsere Pläne und unsere Hilfe benutzt, um den orientalischen Krieg zu einer neuen und festen Stütze seiner Herrschaft zu bilden. Unter dem Vorwand,

für die Rechte und die Freiheit der Völker zu kriegen, schlägt er die Freiheit in Fesseln. Er hat die Maske, die er schlaun gegenüber getragen, abgeworfen und verfolgt unsere Brüder. Die strengsten Befehle sind an seine Schergen gegeben, Delescluze und 45 Angeklagte des jungen Berges wurden noch im Laufe dieses Monats durch seine Richter in die Kerker geworfen, und die Proclamation *Ma-nin's* in der *Presse* dient ihm als Vorwand der Verfolgungen.“

„Er sterbe!“ hallte es durch das Gewölbe.

„Er scheint dem Bund auf der Spur und beabsichtigt seine Vernichtung in Frankreich. Es giebt einen Kampf auf Tod und Leben und ich habe den Rath versammelt, weil wir in Gefahr sind, jeden Augenblick durch einen unvorhergesehenen Schlag getroffen zu werden. Unsers Bleibens in Paris ist unter diesen Umständen nicht länger und unser nächster Versammlungsort wird London sein.“

„Er sterbe!“ hallte es wiederum.

„Seine Zeit ist gekommen. Ein Kampf auf Leben und Tod mit dem Tyrannen, Er oder Wir! Die Herrschaft des französischen Adlers über Europa, oder der Sieg der communistischen Revolution. Sammelt die Stimmen, Brüder!“

Zwei Urnen machten eilig die Runde. Als die zweite geleert wurde, zeigten sich vier schwarze und zwei weiße Kugeln.

Der Verlarvte warf drei schwarze dazu.

„Im Namen der höchsten Gewalt: Sieben gegen Zwei—die dreifache Majorität ist erreicht und dem Artikel zehn unseres beschworenen Statuts Genüge geschehen. Er ist verurtheilt.“

„Wer soll das Urtheil vollziehen?“

„Die Section Drei ist an der Reihe.“ Er nahm ein kleines Notizbuch und blätterte darin. „Bereiten Sie jenen Gehorchenden zu der That vor, den Sie im vorigen Jahre nach England sandten. Sein Gesicht fiel mir schon damals auf und er scheint die geeignete Person. Ein Römer glaube ich?“

„Pianori!“

„Ich glaube. Sondiren Sie ihn sofort.“

„Und die gegebene Zeit?“

„Die gewöhnliche: ein Jahr, ein Monat und ein Tag, wie bei Franz von Parma. Lassen Sie uns...“

Jener leise schrillende Ton ließ sich hören, der die Thätigkeit des electricen Telegraphen verkündete, welcher von unbekanntem Orten her zu dem geheimsten Schlupfwinkel der communistischen Propaganda führte.

Der Verwachsene stand hastig auf und eilte zu der Scheibe, unter der sich der schmale Streifen Papier hervordrängte, auf dem die Nadel der Maschine ihre ominösen Punkte gemacht.

Sein Blick überflog rasch die Zeichen, während an der ersten der vier, der Nische gegenüberliegenden Thüren ein leichter Hammerschlag erklang.

„Demonio! wir sind verrathen! Hinauf der Chef der Section Eins, das Zeichen benachrichtigt uns von Gefahr.“

Der erste Verhüllte stürzte aus der Thür, an der der Hammerschlag das Signal gegeben.

„Manigoldo!“ fluchte der Verwachsene, „er soll uns büßen. Der Draht meldet mit dem verhängnißvollen Wort der höchsten Noth: ›Polizei beordert. Versammlungsort entdeckt. Eiligste Flucht.‹“

Die Verschworenen rannten durcheinander, an der zweiten, dritten und vierten Thür klangen kurz nacheinander die Signalschläge.

Der Verhüllte sprang auf einen Sessel—seine schwächliche verwachsene Gestalt schien im Augenblick zu wachsen, seine Stimme schwoll, als sie die Worte donnerte:

„Ruhe!—Gehorsam!“

Alle wandten das Auge auf ihn.

„Section Zwei und Drei, die Kästen mit den Correspondenzen. Das Mitglied Vier reißt jenen Knopf aus der Wand, er sprengt den Draht des Telegraphen. Das Mitglied für Ungarn nehme die Kasette mit sich.“

Der Verschworene, der sich auf den ersten Hammerschlag entfernt hatte, stürzte herein:

„Das Magazin ist umgeben von Gensd'armen, alle Ausgänge sind besetzt!“

„Meine Herren, auf Wiedersehen heut über vier Wochen in London!“ sagte ruhig die scharfe Stimme des Verwachsenen. Der kräftige Griff seiner Faust riß die rothen Behänge von der Hinterwand des Gewölbes, eine schwarze rohe Mauer kam zum Vorschein und er zog mit beiden Händen an einem massiven Ring, der aus den Quadern hervorhing. Der mächtige Stein drehte sich um eine eiserne Angel und zeigte eine schmale gähnende Öffnung, gerade breit genug, um einen Mann hindurchzulassen.

„Fort mit Ihnen! der Chef der ersten Section kennt den Weg—nehmen Sie die Lampe mit, so weit es geht—das Boot wartet wie am Abend jeder Versammlung—benutzen Sie die nächste passende Stelle des Ufers und senden Sie es an den Ausgang der Leitung zurück—in zehn Minuten bin ich am Gitter! Fort! fort!“

Sie drängten durch die Öffnung—nur eine Lampe blieb zurück und erhellte den öden geheimnißvollen Raum. Der Kleine sprang an die Thüren und öffnete sie, dann drehte er rasch den Knopf einer Röhre auf, und alsbald plätscherte ein Wasserstrahl auf den Boden der Gewölbe.

„Wasser und Feuer in unserm Dienst,“ murmelte er, „wir spotten ihrer Macht.“

Seine Rechte faßte nach einer ziemlich starken Röhre, die in Mannshöhe an der Wand hinlief, während er die Lampe ergriff und zu dem geöffneten geheimen Ausgang sich wandte.

„Es ist Zeit, ich kann den Schall vieler Tritte hören.“

Sein Hauch verlöschte die Lampe, während seine Hand den Hahn aufzog. Sogleich verbreitete sich der scharfe widrige Geruch ausströmenden Gases durch das jetzt dunkle Gewölbe. Im nächsten Augenblick hörte man die große Quader in ihre Fugen zurückklappen—

Der Präfect selbst leitete die Arbeiten. Gensd'armen mit Fackeln standen auf dem großen gepflasterten Hofe umher, der von Lagerhäusern umgeben und mit Hölzern und Waarenballen bedeckt war.

Mehrere Arbeiter waren beschäftigt, eine gewichtige mit Eisen beschlagene Kel—lerthür zu erbrechen.

„Nehmen Sie Fackeln, Herr Commissair, und durchsuchen Sie die Souterrains.“

Die Thür war geöffnet, mehrere Polizei-Agenten, Fackeln voran, drangen in das Gewölbe, in dem große Stückfässer Wein lagerten. Einige Minuten nachher hörte man die Brecheisen gegen eine zweite Thür im Innern schlagen—dann erfolgte eine Explosion unter den Füßen der Obenstehenden, die an einzelnen Stellen das Pflaster des Hofes spaltete—die Fackeln verloschen mit einem grellen Aufflammen und ein widriger Dunst drang aus der Erde und füllte die Luft.

Während man die Fackeln auf's Neue anzündete und zu dem halb zerstörten Eingang des Kellers eilte, hörte man in der Tiefe Rauschen von Wasser.

Am andern Tage enthielt der *Moniteur* die Nachricht, daß in den Lagerkellern eines Magazins der Rue _____, in der Nähe der Seine, das aus den beschädigten Leitungsröhren ausgeströmte Gas eine bedeutende Explosion verursacht und dabei die Wasserleitung des Viertels gesprengt habe. Zwei Personen seien bei der Explosion verunglückt, mehrere beschädigt.

Ein anderer Artikel des *Moniteur* benachrichtigte das Publikum von Paris, daß die Regierung neuen revolutionären Umtrieben der geheimen Gesellschaften auf der Spur sei.

Der Minister des Kaiserlichen Hauses, Fould, überbrachte am Abend dem Senat und der gesetzgebenden Versammlung die Botschaft über die Kriegserklärung gegen Rußland.

*** Ende von Theil II ***

(1-1) Stellvertreter des Pascha's.

(1-2) Schreiber eines Pascha's.

(1-3) Klephte ist die Benennung der freien griechischen Parteigänger, oder eben so richtig Wegelagerer.

(1-4) Oberrichter.

(1-5) Kadi's und Mollah's heißen die Richter, Mufti's überhaupt die Rechtsgelehrten.

(1-6) Thorwächter.

(1-7) Lastträger. Dieselben schleppen auf dem Rücken die erstaunlichsten Lasten durch die bergigen Straßen.

(2-8) Baschi-Bozuks, zu Deutsch etwa Wirrkopf.

(2-9) Das alte Ägisus. Auf dem beasarabischen Ufer der Donau, tiefer hinein im Lande, zwischen dem Kilia-Arm und dem Jalpuk-See, liegt die russische Festung Ismaël, berühmt durch Suwaroff's Sieg, auch durch Byron's Don Juan bekannt.

(2-10) Die Angaben der Zeitungen über die Stärke des türkischen Corps waren damals sehr verschieden und schwankten zwischen 12- und 23,000 Mann (Ostdeutsche Post, Telegraphische Depesche des Preußischen Staats-Anzeigers aus Bukarest). Das Journal de Constantinople war sogar naiv genug, seine erste Angabe von 12,000 Mann auf 3700 zu reduciren, während es die russische Macht auf 25-30,000 Mann angiebt. Bis jetzt ist noch keine irgend zuverlässige und brauchbare Geschichte des Donaufeldzuges bekannt, selbst die officiellen Rapports sind spärlich und unvollständig und die Zeitungsmitheilungen geben, namentlich über die Treffen bei Oltenitza, die widersprechendsten Nachrichten.—Unter diesen Umständen dürfte das vorliegende Buch, da dem Verfasser besondere Privatquellen zu Gebote standen, zugleich das Verdienst einer ersten übersichtlichen und detaillirten Geschichte haben. Nach diesen Quellen war das ganze, bei Tuturkai concentrirte Truppencorps, 14,000 Mann, über die Donau gegangen und wurde durch Zuzüge bis zum 4. verstärkt. Die Reserven blieben auf dem rechten Donauufer.

(2-11) Nach dem Etat hätten die commandirten russischen Truppen betragen müssen:

Jedes der beiden Infanterie-Regimenter der 11. Division:

4008 Mann Combattanten und

89 Offiziere 8194 Mann,

6 Escadrons à 187 Mann

inclusive Offiziere 1122 Mann,

2 Batterien à 178 Mann 356 Mann,

Kosaken 300 Mann,

2 Geschütze 60 Mann,

10,032 Mann,

mit 18 Geschützen. Hierzu die zusammengezogenen Vorposten-Linien der Kosaken. Die russischen Regimenter waren jedoch, wie erwähnt, damals so unvollständig, daß schon die Gesamtzahl 8000 eine sehr hochgegriffene ist. Offiziere, welche die Affaire mitgefochten haben, behaupten, daß nur 6000 Mann versammelt waren, und der Ausgang scheint diese Annahme zu bestätigen.

-
- (2-12) Walachischer Bauer.
- (2-13) Scharfer Branntwein aus Pflaumen.
- (2-14) Die Zahl der Zigeuner in der Moldau und Walachei beträgt über 80,000. Sie ziehen theils frei umher, theils leben sie auf den Gütern der Bojaren als Slaven und werden auf das Härteste behandelt. In neuester Zeit (1856) ist von dem Gouvernement in Bukarest ihre Emancipation beschlossen worden und sie sollen—wo man sie nicht freiwillig der Regierung abtritt—aus der Gewalt ihrer Herren freigekauft werden.
- (2-15) Geistlicher, Ortspfarrer; Metropolitan: Bischof.
- (2-16) Walachischer offener Wagen.
- (2-17) Okna. Aleko Pelin wurde im Januar 1856 vom Divan zu Bukarest als überwiesen, seit drei Jahren das Räuberhandwerk getrieben zu haben, zu zweijähriger Kettenarbeit in den Salzgruben (Okna) verurtheilt.
- (2-18) Polizeidiener.
- (2-19) Landdragoner, walachische Gensd'armerie.
- (2-20) Gebüsch, Dschungel in den walachischen Sümpfen.
- (3-21) Russisch: Ssewastopol.
- (3-22) Midshipman.
- (3-23) Hol mich der Teufel!
- (3-24) Das thracische Castell am Meereseingang des Bosphorus.
- (3-25) Eine unübersetzbare, aber in der russischen Gesellschaft sehr gebräuchliche Redensart.
- (3-26) Sohn eines Lords.
- (3-27) Walachen.
- (3-28) Giaur, Ungläubiger.
- (3-29) Der frühere Insurgenten-General Guyon, Renegat, mit Selim Commandirender der türkischen Truppen bei Batum.
- (3-30) Narr! Dummkopf!
- (3-31) Dieselbe operirte getrennt von der Armee am Kaukasus, die unter Befehl des General-Adjutanten Fürsten Woronzow stand.
- (3-32) Alexandropol.
- (3-33) Hundssohn.
- (4-34) Benennung der niederen polnischen Schänken.
- (4-35) Polnisch: Der Teufel mag Dich holen!
- (4-36) Hundssohn.
- (4-37) Mögen die Teufel Deine Mutter quälen! – ein gebräuchlicher polnischer Fluch.
- (4-38) Möge der Teufel Dich holen!
- (4-39) Stadt in Kleinasien, 15 Meilen von Brussa. Bem trat bekanntlich in Widdin zum Islam über; sein treuer Begleiter und Diener, der Artillerie-Sergeant Janek, der Wächter seines Grabes, erzählt den Reisenden, daß er als guter Katholik gestorben.
- (5-40) Ein anderer Selim als der Commandant der Arnauten bei Rustschuk. Die türkischen Namen wiederholen sich sehr oft.
- (5-41) Seid willkommen.
- (5-42) Die künftige Sultanin Valide, die erste Gemahlin des Sultans durch die Geburt des Thronerben.
- (5-43) Die Brandenburger—die preußischen Instructoren.
- (5-44) Zwischen 10 und 11 Uhr.
- (5-45) Matrosen.
- (5-46) Schurke.
- (5-47) Moschee des Sultans Achmet.
- (5-48) Die Schiffswachen sind in je vier Stunden eingetheilt.
- (6-49) Die offene Veranda vor den meisten türkischen Häusern.
- (6-50) Arzt.
- (6-51) Armeecorps.
- (6-52) Bäcker.
- (6-53) Knaben, Pagen, aber leider auch zu anderen empörenden Zwecken mißbraucht.
- (6-54) Lieutenant.
- (6-55) Divisions-General.
- (6-56) Brigade-Generale.
- (6-57) Jacoub-Aga; im Gespräch wird dies häufig apostrophirt.
- (6-58) Major.

-
- (6-59) Bulgarische Wagen, gewöhnlich mit Ochsespann; Arabadschi, die Wagenlenker, Ochsentreiber.
- (6-60) Weißer Fusel aus Pflaumen etc.
- (6-61) Türkisches Papiergeld.
- (6-62) Gouverneur.
- (6-63) Mädchenentführung, unter den Haiducken sehr häufig.
- (6-64) Bulgarische Hausfrau.
- (6-65) Straße.
- (6-66) Gasthaus.
- (6-67) Schenkwirthschaft.
- (6-68) Unteroffiziere, Ordonnanzen.
- (6-69) Bulgarisches Dorf.
- (6-70) Saal, großes Gemach.
- (6-71) Hunnengräber—15–50 Fuß hohe Grabhügeln aus dem Alterthum; der Moslem nennt sie Tege.
- (6-72) So nennt der Slaven-Grieche sinnig sein Pferd.
- (6-73) Christen!
- (6-74) Thurm.
- (6-75) Sehr bezeichnend für den Volkscharakter ist das Lob, das man in Bulgarien 1840 dem Pascha von Sophia, Seïd, zollte: „An dem Pascha ist weiter Nichts auszusetzen, als daß er uns, so viel er kann, Geld abschindet, aber wenigstens sieht er darauf, daß seine Leute unsere Ehre und unsere Weiber nicht antasten.“
- (6-76) Rundtanz mit fest verschlungenen Armen, als Zeichen der Kraft und Vereinigung.
- (6-77) Dorfborgigkeit.
- (6-78) Wirth.
- (6-79) Ein kleines Goldstück, fünf Piaster an Werth.
- (6-80) Hundsfott!—Spanisch.
- (6-81) Lämmel!—Portugiesisch.
- (6-82) Cither.
- (6-83) Mädchen.
- (6-84) Schurke!—Italienisch.
- (6-85) Heilige Jungfrau!
- (6-86) Herren des Landes.
- (6-87) Häuptling.
- (6-88) Du bist der Herr.
- (6-89) Lämmel!
- (6-90) Oberst. Officiell wurde Iskender-Bey erst nach der Schlacht von Czetate dazu ernannt.
- (6-91) Zum Henker!
- (7-92) Die walachischen Milizsoldaten, eine Art Landgensd'armerie.
- (7-93) Gut Glück.
- (7-94) Das gebe Gott.
- (7-95) Kalte saure Milch, ein bulgarisches Nationalgericht.
- (7-96) Schnaps.
- (7-97) Märchenerzählerin.
- (7-98) Schuft von einem Scharfrichter.
- (7-99) Schaafkopf.
- (7-100) Schurke.